Schillers Mutter

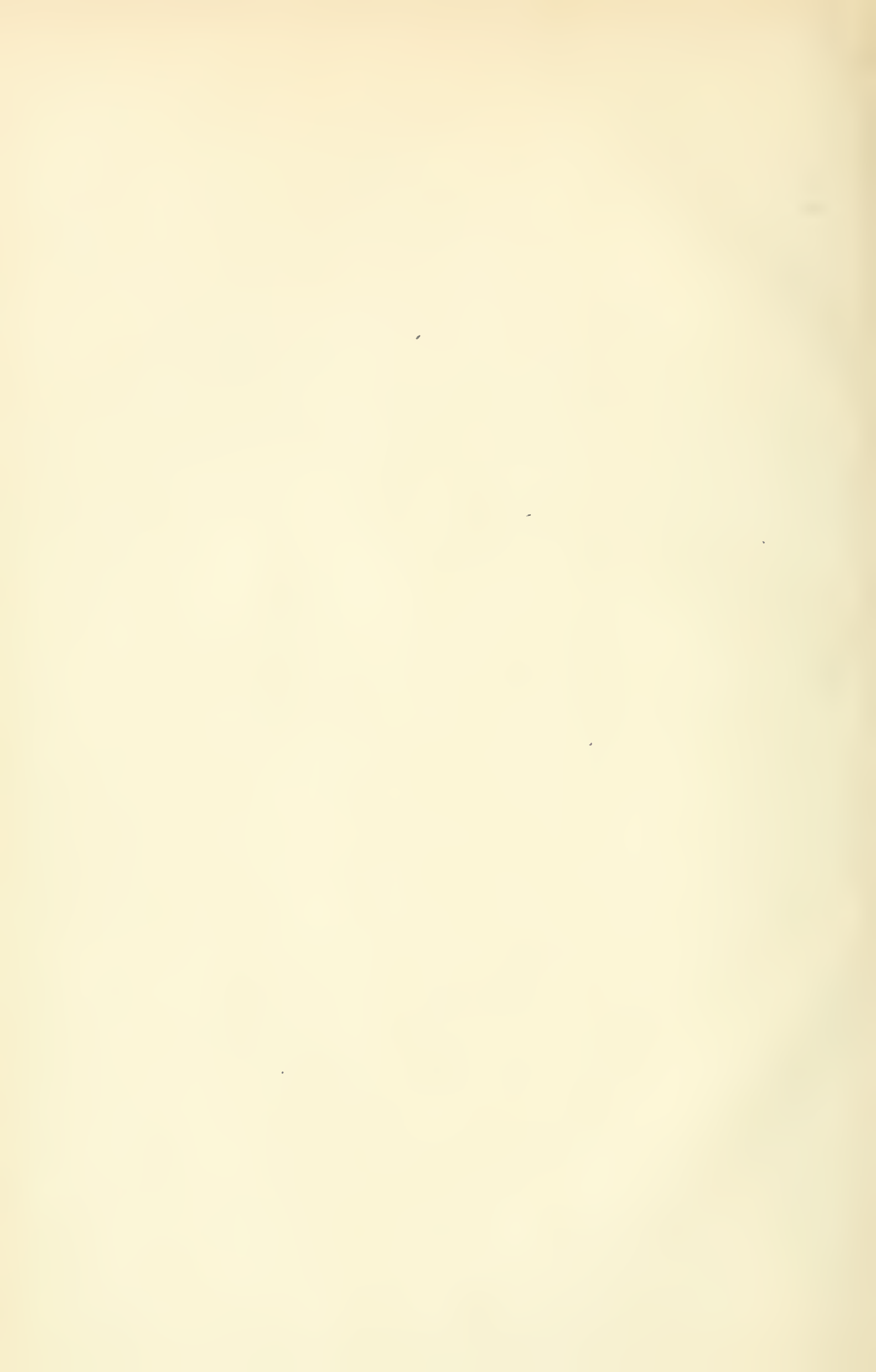


Leipzig

Verlag von E. A. Seemann.











Schillers Mutter.

Nach einem Ölgemälde im Besitze von Fräulein Kopprasch in Dresden.



Schillers Mutter

Ein Lebensbild

von

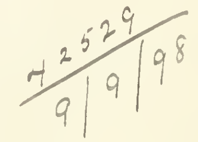
Dr. Ernst Müller.

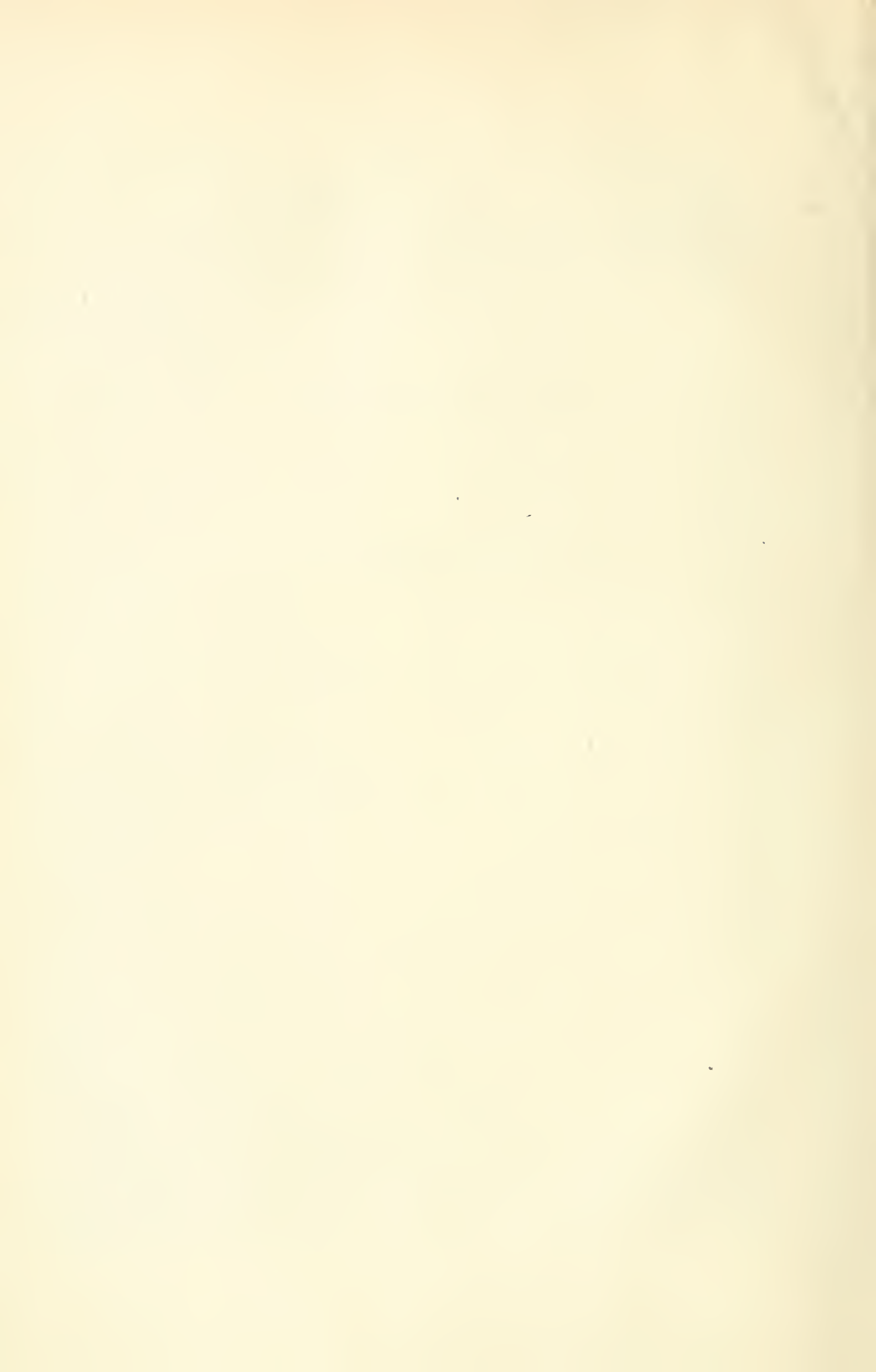
Mit vielen Abbildungen in und außer dem Text.

> Nie habe ich ein besseres Mutterherz, ein trefflicheres, häuslicheres, weiblicheres Weib gekannt.
>
> Scharffenstein im Morgenblatt 1837.



Leipzig
Verlag von Artur Seemann
1894.





Ihrer Königlichen Hoheit

der

Frau Großherzogin Sophie von Sachsen

in tiefster Ehrfurcht

gewidmet.



Vorwort.

Zunächst ein Wort über die Entstehung dieser Biographie. Durch die Bearbeitung von Schillers Kalender (Cotta, 1893) wurde ich auf die Menge ungedruckter Briefe von Schillers Mutter aufmerksam, die das Schiller-Archiv in Weimar birgt. So entstand in mir der lebhafte Wunsch, dieses Material zu verwerten. Nur über die Art und Weise der Verwertung war ich noch nicht im Klaren. Das Nächstliegende wäre eine besondere Veröffentlichung der Briefe gewesen. Indes kam ich immer mehr zu der Überzeugung, daß ich den Freunden der deutschen Litteratur und besonders den Schillerfreunden wohl besser dienen würde, wenn ich die Briefe in eine Biographie von Schillers Mutter verflechten würde. Den Ausschlag zur Ausführung dieses Gedankens gab der Umstand, daß es eine eigentliche ausführliche Biographie der Mutter Schillers nicht giebt (vgl. Minor, Schiller I, 552), während Goethes Mutter an Dr. K. Heinemann einen trefflichen Biographen gefunden hat. Ich wandte mich daher an den Verleger des Heinemann'schen Buchs, Herrn Artur Seemann in Leipzig. Er ging auf meinen Vorschlag ein und hat dann mit der Übernahme des Verlags alles aufgeboten, um durch Druck und Bilderschmuck ein würdiges Seitenstück zu „Goethes Mutter" zu liefern.

So ist das Buch entstanden, und das bitte ich auch bei der Beurteilung desselben freundlichst zu berücksichtigen. Bei der Abfassung leitete mich stets die Absicht, das innige Verhältnis des einen unserer beiden größten National-Dichter zu seiner Mutter darzustellen und die Kindesliebe und Mutterliebe, wie sie in dem Lebensgang beider so schön zum Ausdruck kommt, dem Leser vor Augen zu führen. Mag das Leben der Frau auch noch so einfach und schlicht gewesen sein, sie war eben Schillers Mutter. Und die Verehrer und Freunde Schillers, des volkstümlicheren unserer beiden größten Dichter, werden eben in der einfachen Frau aus dem Volke Schillers Mutter besonders hoch schätzen. Sie werden finden, daß ihre Beziehungen zum Sohne ebenso innig waren, als die der Frau Rath zu Goethe.

Das Material für die Biographie bildeten außer den Briefen der Mutter in Schillers „Beziehungen", hauptsächlich die schon erwähnten, bisher unbekannten Briefe im Schiller-Archiv in Weimar (Näheres darüber in den kurzen Quellen und Nachweisen am Schluß des Buches).

Für die Erlaubnis der Ausnützung dieses reichen Stoffs, sowie für die Gestattung der Abnahme eines Facsimiles spreche ich der hohen Besitzerin des Schiller-Archivs, der edlen Gönnerin und Beschützerin von Wissenschaft und Kunst, Ihrer Kgl. Hoheit der Frau Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar den ehrfurchtsvollsten Dank aus. Höchstdieselbe geruhte die Widmung meines Buches, durch die ich einen kleinen Zoll meiner Dankbarkeit zu entrichten wünschte, huldvollst anzunehmen.

Ebenso sage ich den Herren Beamten am Archiv, vor allem dem Direktor, Herrn Professor Dr. Suphan, und dem Archivar, Herrn Dr. von der Hellen, für ihre freundliche Unterstützung meinen herzlichen Dank; desgleichen auch Herrn Dr. A. Fresenius.

Eine weitere reiche Ausbeute bot das Marbacher Schiller-Archiv. Es enthält eine größere Anzahl Briefe der Mutter an ihre Tochter Luise. Dieselben sind neuestens zum teil von Dr. R. Krauß veröffentlicht worden. Was ich aus diesen Briefen gebe, ist aber ebenfalls direkt den Originalen entnommen. Ich habe sie mit gefl. Erlaubnis des Vorstandes des Marbacher Schillervereins, des Herrn Stadtschultheiß Haffner, dem ich auch für seine wertvolle Unterstützung aus alten Akten des Marbacher Rathauses zu großem Dank verpflichtet bin, zu diesem Zweck selbst in Händen gehabt.

Die Briefe der Frau Major mußten nach dem Vorgang in den „Beziehungen" „des bequemeren Lesens wegen einer orthographischen Korrektur unterliegen"; an dem Stil derselben wurde aber fast nichts geändert.

Für den Bilderschmuck des Buches durfte ich mich mit Herrn Seemann vor allem der Unterstützung der Urenkelin von Luise Schiller, der Frau Kießling-Krieger in Möckmühl, erfreuen. Ebenso fühlen wir uns Fräulein Kopprasch in Dresden, dem Herrn Hofrat Dr. Peschel daselbst, dessen Bemühungen wir das bisher unbekannte Jugendbildnis von Schillers Mutter verdanken, ferner den Herren Professor Plock in Stuttgart, Direktor Dr. Wychgram in Leipzig und Rektor Dr. P. Weizsaecker in Calw zu großem Dank verpflichtet.

Schließlich richte ich an alle Besitzer von unbekannten Briefen von Schillers Mutter die innige Bitte, mir von denselben für eine zweite Auflage des Buches gütigst Einsicht gestatten zu wollen. Ebenso wäre ich sehr dankbar für gefl. Mitteilung eines Bildnisses von Pfarrer Frankh.

Tübingen, den 20. April 1894.

Dr. E. Müller.

Inhaltsverzeichnis.

Verzeichnis der Abbildungen.

Die Außenseite des Buchs zeigt Schillers Wappen, das Schlußstück auf Seite 3 Schillers Familienpetschaft.



Einleitung.

„Weit mehr als Goethe, ähnlich wie Kant, ist Schiller ein Kind seiner Mutter gewesen." Mit diesen Worten kennzeichnet J. Minor, der treffliche Biograph Schillers, das Verhältnis des Dichters zu seiner Mutter. Und in der That ist es ganz merkwürdig, wie der Dichter nicht bloß die äußere Ähnlichkeit, sondern auch wesentliche Charaktereigenschaften von seiner Mutter ererbt hat. Auch wenn man dabei erwägt, daß der Einfluß des Vaters auf den Sohn nicht unbedeutend war, so ist es doch ganz zweifellos, daß die Einwirkung der Mutter viel stärker war als die des Vaters. Und das ist ja nichts Ungewöhnliches. Häufig trifft man gerade bei hervorragenden Männern das Bekenntnis, daß sie ihren Müttern sehr viel zu verdanken haben, und man findet, daß sie diesen darum mehr Liebe entgegengebracht haben als ihren Vätern. Wäre so Schiller wie jener alte Grieche vor die entscheidende Frage gestellt worden, ob er seinen Vater oder seine Mutter lieber habe, er hätte wohl auch mit jenem geantwortet: Meine Mutter. Und darüber brauchen wir uns nicht zu wundern. Schillers Vater war eben häufig von dem rauhen Kriegshandwerk von Hause ferngehalten; so war also das empfängliche, mit lebhaftem Geiste ausgestattete Kind ganz auf die Mutter angewiesen.

Für die Ausbildung des Kindes ist natürlich der Bildungsgrad der Mutter wesentlich. Ihr Kennen und Wissen kommt dem Kinde wieder zu gut. Dieses Wissen war nun in der damaligen Zeit — wenigstens in Schwaben (und in andern Staaten wird es wohl auch so gewesen sein) — bei dem weiblichen Geschlechte im allgemeinen lediglich auf das allernotwendigste beschränkt. Wir haben da ein treffendes Beispiel an der Frau des Obermedizinalrats Dr. von Hoven, des Freundes von Schiller. Diese war die Tochter des Hofapothekers in Ludwigsburg. „Sie hatte nichts als Lesen, Schreiben, Rechnen und einen korrekten Brief schreiben gelernt, aber sie verstand das Kochen, Backen, das Waschen, das Bügeln, das Stricken und Nähen und überhaupt alle weiblichen Arbeiten vollkommen." So rühmt der Gatte selbst von ihr. Und warum war die Erziehung der Mädchen damals so einfach? Auch darauf giebt Hoven Antwort. Er sagt, weil „zur damaligen Zeit die Töchter bürgerlicher Familien, der wahren Bestimmung des weiblichen Geschlechts gemäß, bloß zu tüchtigen Hausfrauen und sorgsamen Müttern, nicht zu Kunststickerinnen, Malerinnen, Musikantinnen, oder gar zu gelehrten Weibern erzogen wurden."

Ein weiteres Beispiel giebt uns Schillers Schwager, Hofrat Reinwald in Meiningen, an die Hand. Er sagt: „Vornehme (schwäbische) Damen besuchen die Küche. Mademoiselle Faber, deren Vater eine Excellenz ist, hab ich angetroffen, wie sie den Teig zu einem Kuchen machte." Also auch in den höheren Ständen Schwabens dieselbe Einfachheit.

Schillers Mutter hat, während der Vater in Kriegsdiensten abwesend war, die ersten Keime der Religiosität und Sittlichkeit in des Knaben Herz gelegt und auf sein für alles Schöne und Gute empfängliches Herz erziehend und bildend eingewirkt. Sie war es, die den Sohn zuerst mit deutscher Dichtung bekannt gemacht und so die in ihm schlafende Neigung zur Dichtkunst wach gerufen hat. Das ist

ihr ganz besonderes Verdienst. Und wenn der Sohn zeitlebens schwäbische Art und schwäbisches Wesen treu bewahrt hat, so dürfen wir wohl auch darin einen gewissen Einfluß der Mutter erkennen. Wie sie durchaus ein Kind ihres Volkes war, so war auch Schiller ein Schwabe durch und durch. Das war ein Erbteil von den Vorfahren her. Diese waren — mütterlicher= wie väterlicherseits — alteingesessene Schwaben, die fest an der Scholle klebten. Da mußten natürlich die Eigentümlichkeiten des schwäbischen Stammes allmählich fest an der Familie haften, ja immer deutlicher und bestimmter bei den einzelnen Gliedern derselben sich ausprägen.

Die beste Frau erkennt man nach Schillers Ausspruch daran, daß man von ihr nicht spricht. Doch daraus folgt nicht, daß man von ihr nicht einmal ausführlich sprechen sollte. Wenn man es sonst nicht wüßte, aus der Sinnesweise des wackeren Majors Schiller, der so wohl zu prüfen und zu handeln wußte, dürfte man schon auf den Wert seiner Hausfrau schließen. Solch eine tüchtige Natur konnte sich nur mit einer andern verbinden, der die wahren Eigenschaften einer guten Gattin und Mutter zukamen. Um diese Eigenschaften aber zu bethätigen, bedarf es keines großen Schauplatzes, keiner verwickelten Verhältnisse, keiner begleitenden Haupt= und Staatsaktionen. Im engsten Raum, unmerklich fast, vollzieht sich oft Bedeutendes auf einfache Weise.

Die leise verblassenden Striche des Bildes von Schillers Mutter nachzuziehen und durch einige Schattirungen zu verstärken, kann in unseren Tagen keine nutzlose Aufgabe sein.





Die Löwenwirtschaft zu Marbach.
(Geburtshaus von Schillers Mutter.)



Die Familien Kodweiß und Schiller.

Die Kodweiß sind, soviel bis jetzt bekannt, eine alt eingesessene Marbacher Familie. Wenigstens können wir den Stammbaum derselben ununterbrochen bis zum Jahre 1693 zurückverfolgen. Ob die Familie vor dieser Zeit schon in Marbach ansässig war, ist nicht sicher festzustellen, da in genanntem Jahr die Stadt Marbach eingeäschert wurde. Dabei gingen nämlich auch die Geburts- und Sterberegister, die uns darüber Auskunft geben könnten, zu Grunde. Doch ist es immerhin sehr wahrscheinlich, daß die Familie schon vorher längere Zeit in Marbach gelebt haben muß, denn das älteste uns bekannte Glied derselben, ein Johann Kodweiß, starb 1698 als Bäcker und Bürgermeister. Ehe nun jemand Bürgermeister werden, d. h. die höchste Würde der Stadt erreichen konnte, mußte doch seine Familie längst eingebürgert sein und in großem Ansehen stehen. Daraus dürfen wir mit ziemlicher Sicherheit schließen, daß die Familie zum mindesten im ganzen 17. Jahrhundert schon in Marbach ansässig war; denn aus einer frisch übersiedelten Familie wäre wohl kaum der Bürgermeister der Stadt gewählt worden, wenigstens nicht in jenen Zeiten, wo es ein gewisses Vorrecht der ältesten und angesehensten Familien bildete, aus ihrer Mitte den Bürgermeister zu wählen.

Auf Johann Kodweiß folgte sein Sohn gleichen Namens, der ebenfalls als Bürgermeister von Marbach 1745 gestorben ist. Seine Frau

war Anna Elisabetha, Tochter des Joh. Melchior Uschalk, Schultheißen zu Pleidelsheim. Sie starb 1740. Ihre Kinder waren Georg Friedrich und Johann. Nach der Mutter Tod überließ der Vater denselben freiwillig von „ihrem noch zu fordern habenden mütterlichen Gut“ jedem ein Stück Land im Anschlag von 20 Gulden. Außerdem erhielt der Sohn Johann ein Familienstück, einen Siegelring mit dem Namen Johann, im Wert von 10 Gulden. Über diese Teilung stellte der Vater eine Urkunde aus, die sich bis heute erhalten hat. Darin heißt es betreffs des Rings: „Mit Überlassung eines Pitschier ringsnach dem waisenrichterlichen Anschlag ihme, dem Sohn Johannes, weilen dieser Ring jederzeit von denen Voreltern auf dem Namen geblieben, und dieser Namen Johannes darinnen gestochen zu finden.“ Der erste Sohn Georg Friedrich ist der Großvater des Dichters. Er war Bäcker und Löwenwirt und daneben herzoglicher Holzinspektor (1698—1771). Seine Frau war Anna Maria Mautzin vom benachbarten Lohrach Hof. Ihr einziges Kind war unsere Elisabeth Dorothea Kodweiß, Schillers Mutter.

Die väterliche Linie, aus der unser Schiller entsprossen ist, stammt aus Tirol. Dort in Mühlau findet sich noch heute das Geschlecht der freiherrlichen Familie der Schiller von Herdern. Das Wappen dieser Familie ist nämlich genau dasselbe wie das unseres Schillers. Der Vater Schiller bezeichnet es selbst als seine „angeborenen Pettschaften,“ also als ein von seinen Ahnen überkommenes Wappen.

In der Reformationszeit trat, wie es scheint, eine Spaltung in der Familie ein. Ein Teil verließ wegen ihres lutherischen Bekenntnisses die alte Heimat und wandte sich nach Württemberg. Dabei aber mußten sie ihren alten Adel aufgeben, den der zurückbleibende Teil heute noch führt. In Württemberg findet sich der Name der evangelischen, des Adels verlustigen Schiller seit jener Zeit, am häufigsten in den beiden Orten Großheppach und Bittenfeld im Oberamt Waiblingen. Wir treffen da um 1550 einen Jakob Schiller, 1587

einen Georg, 1617 einen Ulrich Schiller. Im Jahre 1650 ist der Urgroßvater des Dichters, ein Johann Kaspar, also gleichen Namens mit dessen Vater, geboren. Er ward Bäcker und brachte es schließlich bis zum Gerichtsbeisitzer. Sein Sohn Johannes trieb zunächst das Geschäft des Vaters weiter und wurde schließlich Schultheiß von Bittenfeld. Der zweite Sohn des Johannes, Johann Kaspar, war der Vater unseres Dichters; sein Bruder war ebenfalls Bäcker und Schultheiß von Bittenfeld.

Die Entwicklung der beiden Familien zeigt, wenigstens in späterer Zeit, eine auffallende Ähnlichkeit. Wir finden da nach ursprünglichem Auseinandergehen ein merkwürdiges Zusammentreffen der Lebensberufe jener Familien. Beide werfen sich im Laufe der Zeiten auf das Bäckergewerbe und von da aus gelingt es ihnen die höchsten örtlichen oder städtischen Würden an sich zu reißen und zu behaupten. Es waren offenbar kräftige, mit gesundem Menschenverstand ausgestattete Geschlechter, die vorwärts strebten. Und in der That war ihre Bemühung keine vergebliche gewesen.

Die Eltern von Schillers Mutter.

Georg Friedrich Kodweiß, Bäcker und Löwenwirt in Marbach, war zugleich herzoglicher Inspektor des Floßwesens. Seine Gattin, Anna Maria Mautzin vom Lohrach=Hof, war eine stille Frau, die wenig von sich reden machte. Um so thätiger und unternehmender nach außen war dagegen ihr Mann, der einen etwas unruhigen Geist hatte. Er ließ sich zu großem Schmerz seiner Hausfrau in unvorsichtige Spekulationen mit dem Holzwesen ein und kam dadurch in Schulden. Sein Schwiegersohn, der Wundarzt Johann Kaspar Schiller, der seine einzige Tochter, Elisabeth Dorothea, geheiratet hatte, mußte aushelfen. Aber die 215 Gulden, die sich dieser in seinem Soldatenleben erspart hatte, konnten den Ruin so wenig abhalten, als der Erlös

aus dem seiner Tochter gehörigen Baumgut. Der Schwiegersohn hatte daher allen Grund zur Besorgnis, und es ist ganz begreiflich, wenn er das Beibringen seiner Frau sichern ließ, und wenn ihm schließlich der Aufenthalt in Marbach entleidete. Kein Wunder also, wenn er wieder Militärdienste nahm und Marbach den Rücken kehrte. Und in der That ging es mit dem alten Kodweiß immer mehr bergab, obwohl er sich redlich bestrebte als ehrlicher Mann durch die Welt zu kommen. So kam er, der Bäcker und Wirt, auf den Einfall sich durch — Abschreiben etwas zu verdienen, beziehungsweise seiner Schulden los zu werden. Er hatte nämlich in seiner Bedrängnis auch an das benachbarte Frauenkloster in Steinheim an-der Murr sich gewendet und war jetzt nicht im Stande die Zinsen zu bezahlen. Da bat er denn um Aufschub, um „Borgfrist“ und um die Gefälligkeit ihn durch Abschreiben etwas abverdienen zu lassen. Der Brief, welchen er in dieser Angelegenheit an den Klosterhofmeister d. h. Klosterverwalter richtete, ist uns durch ein gütiges Geschick erhalten. Er hatte bis jetzt in den alten Akten des Marbacher Rathauses geruht und ist durch den unermüdlich thätigen Vorstand des Marbacher Schillervereins, Stadtschultheiß Haffner, wieder aufgefunden worden. Das Schreiben lautet:

Hochedelgeborener, Rechtsgelehrter, Hochgeehrtester
Herr Hofmeister!

Mir ist wohl erinnerlich, daß Ich annoch außer 40 fl. Harth Capital allbereits 3 verfallene Zinße schuldig und der 4te auch nach und nach darzu anwachset, da mir bey diesen Harthen Zeiten nichts zu erwerben und zu verdienen ist, und ich nicht weiß, wie solche Zinnße auftreiben soll; gleichwohlen aber mich dieser Posten ansicht; so habe Euer Hochedelgestreng um noch eine geringe Borgfrist gantz gehorsamst ersuchen und anbey bitten sollen, Mir die Gefälligkeit zu erweißen und Mich solchen Posten mit Mundirung einiger Geschäften ab verdienen zu lassen, wann anderst denen selben meine gegenwärtige Hand-

schrift anständig der Ich mit besonderer Hochachtung und Estien [statt Estime, Werthschätzung] beharre

Marbach 11. Aug. 1755.

Euer Hochedelgestreng

ganz gehorsamster
G. F. Kodweiß
Bürger u. Beck allda.

Die Adresse dazu lautet:

Dem HochEdelgestreng und Rechtsgelehrten, Herrn Herrn N. N. Osiandern, Seiner Hochfürstl. Durchlaucht zu Würtemberg Wohlbestellten Closters Hofmeister zu Blaubeuren

Meinem sonders hochzuverehrenden Herrn

franco.

in Blaubeuren an der [illegible]

Ob der wackere Mann, der, wie das Facsimile zeigt, eine recht hübsche Handschrift führte, und offenbar einen gewöhnlichen „Beck" weit überragte, mit seinem Verlangen etwas erreichte, wissen wir leider nicht mehr. Aber das wissen wir gewiß, daß er sich schließlich nicht mehr halten konnte und Haus und Hof verkaufen mußte. Ja endlich sah er sich gezwungen, den Posten eines Thorwächters beim Niklasthore anzunehmen. Diese Stelle versah er bis zu seinem Tode im Jahre 1771. Seinem Wunsche gemäß wurde er bei Nacht begraben. Offenbar hat er, innerlich gebeugt und gebrochen, sich zu dieser Anordnung bestimmen lassen. Uns aber erinnert dieser gewiß seltene Fall

unwillkürlich daran, daß 34 Jahre später, im Jahr 1805, sein großer Enkel auch zur Nachtzeit auf den Weimarer Friedhof zur ewigen Ruhe hinausgetragen wurde.

Seine Gattin Anna Maria überlebte ihn noch um zwei Jahre.

Das Niklasthor und das Thorwärterhäuschen, das er hart daneben bewohnte, war in nächster Nähe der Löwenwirtschaft. Was mag das für ein schmerzlicher Anblick für das alte Ehepaar gewesen sein! So Tag für Tag die Stätte des früheren Glücks vor sich zu sehen, das war für sie sehr hart.

Doch auch das Niklasthor mit dem Wärterhaus sind heute verschwunden. Sie mußten weichen, als die Stadt sich erweiterte und ausdehnte, aber die Wirtschaft zum Löwen blüht noch heute, wie die Familie der Kodweiß.

Elisabeth Dorotheas Kindheit und Jugend.

Elisabeth Dorothea Kodweiß wurde den 13. Dezember 1732 zu Marbach geboren und am 19. dieses Monats getauft. Ihre Taufpaten waren Frau Metzger Knaupp, Frau Provisor Ehrenmann und Frau Weißgerber Weiglin. So das Marbacher Taufbuch. Es scheint aber, daß auch die Großmutter Anna Elisabeth Kodweiß, geborene Uschalk, Gattin des 1745 gestorbenen Bürgermeisters von Marbach, sowie die Tante Johanna Dorothea Kodweiß, Gattin des Johann Christoph Kodweiß, Ratsverwandten und Handelsmanns in Marbach, Paten waren. Denn offenbar erhielt die Neugeborene ihre Namen Elisabeth Dorothea nach diesen beiden Verwandten. Der Name Elisabeth kommt zwar in der Familie Kodweiß sehr häufig vor, der Name Dorothea aber gar nicht; erst diese Tante, aus Balingen gebürtig, brachte ihn in die Familie. Und merkwürdig, dieser Tante wurde in demselben Jahre am 12. August ein Töchterlein geboren, das am 13. ebenfalls Elisabeth Dorothea getauft wurde. Das Kind, also das Bäschen unserer Elisabeth Dorothea, starb jedoch schon am 22. Mai des folgenden

Jahres und ihr Vater im Jahre 1738. Ob unsere Elisabeth Dorothea nach dem Bäschen genannt wurde? Sicher waren ihre Namen bestimmend gewesen. Weitere Namen führte unsere Elisabetha Dorothea nicht. Weltrich nennt sie Eva Dorothea, aber in den Urkunden findet sich der Name Eva nicht vor.

Ihr Rufname ist nicht sicher festzustellen. Darum findet sich auch in den verschiedenen Darstellungen der eine oder der andere ihrer Vornamen willkürlich als solcher angenommen. Sie selbst hat später in ihren Briefen und in Urkunden sich immer nur mit „S." oder „Schillerin" oder „Mutter" oder mit beiden Vornamen unterzeichnet. In den Einträgen in den öffentlichen Büchern und den amtlichen Registern Marbachs sind ebenfalls stets beide Vornamen genannt, ohne Hervorhebung des einen oder andern.

Als einzige Tochter war unsere Elisabeth Dorothea — wir müssen eben beide Namen nennen — der Liebling des Hauses und von Mutter und Vater gleich sorgfältig auferzogen. Sie erhielt, wie ja nicht anders möglich, die gewöhnliche Bildung, wie sie die Volksschulen damaliger Zeit gewährten. Und diese legten den Hauptwert auf den Religionsunterricht. Das ist ja gewiß lobenswert, wenn nur nicht daneben die allgemeine Bildung vernachlässigt worden wäre. Man nahm das eben damals nicht so genau, weil man offenbar auch kein Bedürfnis darnach fühlte. Wir wissen ja dasselbe auch von Goethes Mutter. Dieselbe verteidigte einmal ihrer Schwiegertochter gegenüber ihre geringe Rechtschreibekunst mit den treffenden Worten: „Daß das Buchstabieren und Geradeschreiben nicht zu meinen sonstigen Talenten gehört, müßt Ihr verzeihen — der Fehler lag am Schulmeister."

Doch hat Elisabeth Dorothea ihre Schulzeit wohl angewendet, so daß sie z. B. die gewiß mit mehr Sorgfalt erzogene spätere Freundin ihres Hauses, besonders ihres Sohnes, Freifrau Henriette von Wolzogen, in der Rechtschreibung übertraf. Im Kreise ihrer Gespielinnen war das Mädchen als einfache, offene Natur beliebt. Daß sie ihre

geliebten Eltern unterstützte, so gut es ihre Kraft und Zeit erlaubte, ist bei einem solchen Kinde nicht anders zu erwarten. Und in späteren Jahren, als die Eltern ins Unglück gerieten, ist sie ihnen, wie wir sehen werden, erst recht eine hilfreiche Tochter geworden.

Wie beliebt das Mädchen war, davon hat sich erst kürzlich ein ganz besonderer Beweis gefunden. Der Vorstand des Marbacher Schillervereins nämlich fand unter den Akten des Marbacher Rathauses einen Testamentszettel von Schillers Urgroßvater, der Bürgermeister in Marbach war. In diesem Testament ist unsere damals elfjährige Elisabeth Dorothea als Erbin eines Bildnisses des Bürgermeisters, ihres Großvaters, eingesetzt. Leider hat sich bis jetzt das Bild nicht finden lassen, obwohl anzunehmen ist, daß dasselbe als Familienstück stets in Ehren gehalten wurde. Das Schriftstück geben wir hier im Facsimiledruck wieder:

Unterschriebener überlaßt den Contrafeht
so auf dem Rathhauß steht, meinem
lieben Enckel Elisabetha Dorothea, Georg
Friedrich Kodweißen Tochter vor eigenthum,
selbiges nach meinem absterben zum an-
gedencken zu sich zu nehmen, Crafft
eigenhändiger Unterschrift.
Marpach d. 20ten 9bris A. 1742.

Johann Kodweiß
Burgermeister.

Auch hier finden sich also beide Vornamen des Mädchens.

Ihre freie Zeit verbrachte sie gerne mit Lesen, sie hatte, wie wir

wissen, eine besondere Freude an den Dichtungen von Gellert und Uz. Das läßt immerhin auf eine gewisse poetische Neigung, wenn nicht gar Begabung, schließen. Denn ohne besondere Hinneigung zieht die Jugend bei ihrer Lektüre im allgemeinen aus leicht begreiflichen Gründen die Prosa der Poesie vor. Übrigens scheint es, daß Elisabeth Dorothea durch ihre Lektüre nicht gerade zu eigener dichterischer Thätigkeit angespornt wurde. Wenigstens ist kein Gedicht oder dichterischer Versuch von ihr erhalten; denn das ihr zugeschriebene Gedicht, mit dem sie in späterer Zeit ihren Gatten am Neujahr 1757 begrüßt haben soll, und das in verschiedenen älteren Schillerbiographien noch zu lesen ist, ist nachweislich unecht, so angenehm es auch für den Biographen wäre, wenn er des großen Dichters Mutter als Dichterin und wenn auch nur als ganz bescheidene rühmen könnte. Jenes Gedicht ist, wie so manches andere, das Produkt des litterarischen Schwindlers Ömler, der gleich nach Schillers Tod seine Lügenbücher schrieb.

Übrigens ist es doch merkwürdig, daß alle ihre Kinder, nicht bloß der Sohn, dichterische Begabung hatten. Noch heute sind Gedichte von Luise Frankh und Christophine Reinwald vorhanden. Und wie sehr die so früh verstorbene Nanette für das Theater und besonders die Werke ihres Bruders begeistert war, ist bekannt. Auch ist an diesem Ort daran zu erinnern, daß auch Vater Schiller eine poetische Ader besaß, bei all seiner prosaischen Nüchternheit. Wir besitzen noch heute ein in Versen abgefaßtes Morgengebet von ihm.

Ihre Verheiratung.

Im Jahr 1749 kam der Feldscher Johann Kaspar Schiller nach Marbach. Nach mehr als 10jähriger Abwesenheit in Kriegsdiensten war er in die Heimat zurückgekehrt, um eine verheiratete Schwester daselbst zu besuchen. Er stammte aus Bittenfeld im benachbarten Oberamt Waiblingen, wo sein Vater Schultheiß war. Als der Knabe 10 Jahre alt war, starb der Vater und nun stand die Mutter mit

einer Schar unerzogener Kinder allein da, ohne Vermögen. Wahrlich ein schweres Los für eine Frau. Da mußte denn auch der lern-begierige Knabe, der zum Studieren bestimmt war, mit seinen Wünschen zurückstehen. Nur durch vieles Bitten konnte er es von der Mutter erlangen, daß sie ihn dem Klosterbarbier zu Denkendorf in die Lehre gab. Mit dem Studium war es natürlich jetzt vorbei. Aber der Knabe verzagte darum nicht, er hoffte darum immer noch etwas rechtes werden zu können. Er benützte seine Lehrzeit redlich und gewissenhaft. Und als es dann auf die Wanderschaft ging, da fand er bald eine feste Stellung in Nördlingen. Aber er war damit nicht zufrieden, es trieb ihn hinaus in die Welt, er wollte sich in der Welt umsehen. Und in der Hoffnung rascher vorwärts zu kommen, warf er sich dem Militär in die Arme und stellte seine Kunst in den Dienst des Kriegs. Im Jahre 1745 trat er in ein bayrisches Husarenregiment, das in holländischen Diensten gegen die Franzosen kämpfte. In diesem wechsel-vollen Feldzug hatte der junge Mann reichlich Gelegenheit, seine Fähig-keiten zu zeigen und seine Kenntnisse zu erweitern. Das war es eben, was er wollte. Je größer die Strapazen und die Gefahren waren, denen er ausgesetzt war, um so größer war sein Eifer, seine Energie. Was er in dieser Zeit erlebt und durchgemacht hat, das hat er alles selbst in seiner eigenen Lebensbeschreibung, seinem curriculum vitae, mitge-teilt. Wir lernen ihn daraus als einen sehr thatkräftigen Mann kennen, der sich durch seine Energie und Unternehmungslust einerseits und andererseits durch sein gefälliges, freundliches Wesen die Gunst seiner Vorgesetzten zu erwerben verstand.

Doch sehnte er sich nach so langer Abwesenheit wieder nach der Heimat und er brach daher, als die Auflösung seines Regiments bevor-stand, am 4. März 1749 auf und kam schon am 11. desselben Monats in Marbach an. Dort kehrte er „in der Herberge zum goldenen Löwen ein, besuchte eine in Marbach wohnende Schwester, seine Mutter in Murr und seine Geschwister in Ludwigsburg, Bittenfeld und Neckarrems.“

Im goldenen Löwen lernte er die einzige Tochter des Wirts kennen und das einfache Mädchen fesselte den vielgereisten Mann so rasch, daß er sich mit ihr „unter Gottes Beistand" am 22. Juli desselben Jahres verehelichte.

Elisabetha Dorothea galt unter ihren Gespielinnen als schön. Ihre Gestalt war wohlgebaut und schlank, ohne eben groß zu sein, der Hals lang, das Haar hochblond, beinahe rot, die Stirne breit, die Augen etwas krankhaft entzündet, das Gesicht mit Sommersprossen bedeckt, die Züge aber von sanfter Milde und Güte belebt.

Genau dieselben Eigenschaften, die wir nachher bei ihrem großen Sohne wieder finden.

Über die Hochzeitsfeierlichkeit wissen wir nichts mehr; um so wichtiger aber mag es für den Leser oder noch mehr die Leserin sein zu erfahren, was die beiden Neuvermählten mit einander in die Ehe brachten. Dank der Sorgfalt des Schillerbiographen G. Schwab, den ja selbst auch ein Dichterlorbeer schmückte, kennen wir das Zubringens-Inventar von Schillers Eltern. Wir erwähnen daraus das Wichtigste. Der Gatte oder maritus, wie es in der mit lateinischen Brocken nach damaliger Sitte reichlich gespickten Urkunde heißt, brachte an bar Geld 215 fl. 24 kr. bei, die er sich auf seinen Kriegszügen erspart hatte. Sein Gesamtbeibringen (Summarum Manns-Allati) betrug 330 fl. 56 kr., das seiner Ehefrau 385 fl. 40 kr. Im einzelnen besaß der Gatte eine Anzahl medizinischer Bücher, Instrumente und Medikamente. Außerdem verzeichnet die Urkunde als sein Eigentum „einen ungarischen Sattel mit einer wollenen Decke und völligem Zeug." Das Pferd, auf dem er die Reise in die Heimat zurückgelegt hatte, hatte er offenbar verkauft, da er es ja jetzt nicht mehr brauchte. Mit Kleidern und Weißzeug war er nach damaligen Begriffen reichlich ausgestattet. Es fehlten ihm weder seidene Strümpfe und „Schnupftücher", noch feine „Manschettenhemden" und „weiß barchetne Brusttücher." Seine Kleider waren zumeist „stahlfarben", so sein „ganz neuer Stahl-

farbentuchener Rock.“ Diese Farbe hatte er offenbar gewählt, da auch seine Uniform, in der er in die Heimat gereist war und die er noch zu 18 fl. anschlug, „von Stahlfarben“ war. Daneben besaß er einen „Calamankenen Gassequin“ und einen alten braunen Rock.

Die Frau hatte zwar kein bar Geld, dagegen einen Acker, und „Baum- und Grasgarten“ nebst „Krautland“ als Beibringen aufzuweisen. An Kleinodien nannte sie eigen: ein Perlen- und Granatennuster, ein dito mit drei Reihen Granaten, ein Nuster von Agathsteinen und Perlenmutter, dazu „vom Marito verehrt“ einen goldenen Ring. An Kleidungsstücken besaß sie nicht weniger als 8 Hauben. Das kostbarste Stück unter denselben war eine schwarz sammtene mit silbernen Spitzen und eine „dito mit Goldspitzen.“ Ferner war ihr eigen „ein schwarz tuchener Rock, ein dito Crepponener, ein dergleichen seidenzeugener, ein dito von Creppon, ein ferner, ein schwarz und weiß Cottonener Schurz, ein blau und weißgestreifter Rock, ein blauer Winterrock, ein Cottonener Schurz, ein gedruckter, ein dito, ein Cottonener, ein abgenäht Mieder, ein fein Flortüchle, ein ferner, ein dito, und dito, ein weiß, gestickt Tüchle, ein dito, zwei seidene, ein Paladin, ein paar Pelzhandschuhe, ein Pelzschlupfer, zwei paar weiße Handschuhe, vier paar weiße baumwollene Strümpf, ein paar Winterstrümpfe, ein paar sammetlederne Schuh, ein paar dito, ein paar Toffel, zwölf neue Hemden.“ Das Bettgewand und die Leinwand bestand aus: „ein neu barchent Oberbett, ein dito Unterbett, ein dergleichen Haipfel, zwei dito Kissen, ein gedruckte Oberbettziech mit einem flächsenen Blatt, ein halbköllschene mit einem gedruckten Unterblatt, ein halbköllschene mit einem reustenen Unterblatt von doppeltem Köllsch, ein flächsene Haipfelzieche, zwei neue reustene, zwei neu flächsene gedruckte Kissenziechlen, drei mittl. flächsene, zwei neue flächsene zweiblättrige Leinlacher, zwei neu reustene, zwei abwerkene, zwei gut gesteinte flächsene Tischtücher mit Spitz, ein neu reustenes. Ferner, sagt die Urkunde, ist noch machen zu lassen und zu geben versprochen worden: „zwei neue halbköllschene Oberbettziech mit



Lieutenant Johann Kaspar Schiller und Elisabetha Dorothea Schiller
in jüngeren Jahren.

Zu Müller, Schillers Mutter, S. 16.



reustenen Unterblättern, so noch zu geben versprochen wird: ein neu Cottonene Oberbettzieche mit einem flächsenen Unterbett."

An Leinwand erhielt sie: eine neue flächsene Haipfelzieche, 2 abwerkene neue, 1 neu flächsene Kissenziechle, 2 neu ungesteint reustene Tischtücher mit Leisten, 1 abwerkenes, 6 Handzwehlen, darunter 2 flächsene mit Leisten, 2 dito reustene, 2 abwerkene, 1 neu reustene Unterbettzieche. Ihr Schreinwerk bestand aus: 1 gut gehimmelte Bettlade, 1 gut doppelten Kleiderkasten, 1 älteren dito, 1 Frisur, 1 guten Tisch von hartem Holz, 2 dergleichen Stühle, 1 Hang-Wiegen samt dem Bank, so noch anzuschaffen, 2 ohngelehnt Beschl.-Seßeln." „Summarum Beeder Eheleuthe Allatorum": 716 fl 36 kr.

Am 10. November 1749, also genau 10 Jahre vor der Geburt des Dichters, wurde das Inventur „agnoscirt und beurkundet" von den „Inventur-Richtern."

Das war das ganze bescheidene Vermögen der Eltern Schillers. Aber sie waren zufrieden mit dem, was ihnen beschert war. Wir hören sie nie darüber klagen, nie deshalb jammern. Sie suchten vielmehr durch eigenen Fleiß zu erringen und zu erwerben, was sie für des Lebens Notdurft brauchten.

So ging es später auch ihrem Sohn. Trotz der Heirat mit der adeligen Frau war er doch stets gezwungen durch persönlichen Fleiß den Lebensunterhalt zu gewinnen. Aber wir hören ihn doch nur in Krankheitsfällen, wo es ihm bang um das Loos der Seinigen wurde, darüber klagen. Sonst war ihm die Arbeit sein Lebenselement.

Die militärischen Wanderjahre des Mannes.

Der junge Ehemann hatte offenbar die feste Absicht dauernd sich in Marbach niederzulassen. Hatte er sich doch noch kurz vor seiner Hochzeit als Wundarzt examinieren lassen, um in Marbach auf diese Weise sein Brot zu verdienen. Auch das Bürgerrecht der Stadt erwarb er sich. Also dachte er wohl kaum mehr daran, daß ihm noch-

mals militärische Wanderjahre bevorstanden. Bis zu Anfang des Jahres 1753, also über drei Jahre, trieb er in der That die Wundarzneikunst in Marbach und erfreute sich eines stillen, behaglichen Daseins, das nur durch die Sorgen getrübt wurde, die ihm der drohende Bankerott seines Schwiegervaters verursachte. Als er nun „endlich auf den Grund sehen konnte und befürchten mußte, daß mit dem Umsturz seines Schwiegervaters er auch das Seinige verlieren könnte, kaufte er ihm die Hälfte seines Hauses ab und hielt an dem Kaufschilling sein Beibringen zurück. Um aber auch der Schande des Zerfalls eines so beträchtlich geschienenen Vermögens auszuweichen, trachtete er von Marbach ganz hinweg zu kommen. In dieser Absicht suchte er Dienste unter dem Militär bei seinem gnädigsten Landesherrn anfangs als Feldscheer, und da es sich so nicht fügen wollte, wurde er den 7. Januar 1753 Fourier unter dem damaligen Prinz Louis'schen Regimente." In dieser Eigenschaft nahm er teil an der „böhmischen Campagne", dem zweiten Jahre des siebenjährigen Krieges, welchen sein Regiment auf österreichischer Seite mitmachte. Dabei erlebte er den Aufstand der württembergischen Truppen in Geißlingen und Linz, denselben Aufstand, den nachher sein großer Sohn in „Kabale und Liebe" geschildert hat. Der Vater mag dem Sohn wohl manchmal davon erzählt haben und der Sohn hat diese Schilderungen treu wiedergegeben. Auch die Schlacht bei Leuthen machte er mit. Am 21. März 1758 wurde er Leutenant, nachdem er kurz vor dem Abmarsch in den Krieg Fähnrich und Adjutant geworden war (16. Sept. 1757). Am 1. April marschierte das Regiment wieder der Heimat zu. Da wurde der Leutenant auf das sehnsüchtigste von seiner Gattin erwartet; denn am 4. September 1757 war ihm sein erstes Kind, seine Christophine, geboren worden. Was mag das der Mutter für Sorgen und Kummer bereitet haben, als der Gatte kurz nach der Tochter Geburt in den Krieg ziehen mußte. Wie oft mag sie um sein Leben gezittert haben! Und wie oft den Gatten vermißt haben, zumal da sie jetzt

hauptsächlich auf die Mittel angewiesen war, die ihr derselbe aus der Ferne von seinem Solde zuschickte! Wie erfreut war andererseits der Vater selbst, als er Mutter und Kind wieder in die Arme schließen konnte!

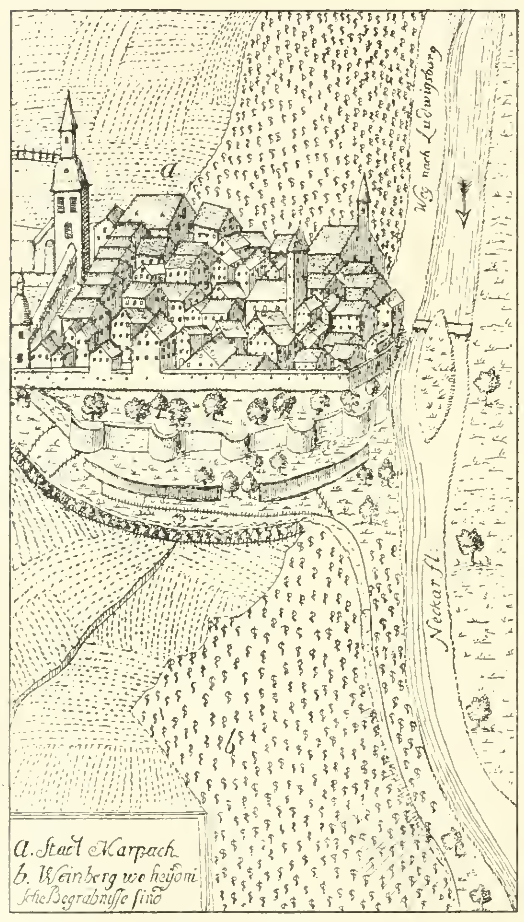
Des Dichters Geburt.

Nur kurze Zeit war es dem Vater vergönnt das Familienglück zu genießen. Im September des Jahres (1758) mußte er den hessischen Feldzug mitmachen, welcher indes nur kurze Zeit dauerte. Im Winter desselben Jahres finden wir ihn in dem benachbarten Winnenden, wohin er mit dem Stab seines Regimentes versetzt wurde. Seine Gattin blieb in Marbach bei den Großeltern. Warum sie wohl nicht nach Winnenden zog? Das mag verschiedene Gründe gehabt haben; einmal war offenbar dieser Aufenthalt in Winnenden ein nur vorübergehender, wie es schien, und da lohnte sich ein solcher Umzug nicht; sodann soll es nach damaliger Anschauung für die Frau eines Offiziers für unschicklich gegolten haben, mit ihrem Mann in Kantonnementsquartieren zu leben.

Doch waren häufige Besuche nicht ausgeschlossen. Ja es scheint sogar, als ob der Gatte eine Zeitlang in Marbach gewohnt habe, vielleicht während eines Urlaubs. Vom August 1759 bis April 1760 war Vater Schiller wieder abwesend, wie er in seiner Selbstbiographie, allerdings nicht ganz richtig, mitteilt.

In diese Zeit der Abwesenheit fällt die Geburt des Dichters. „1759 den 10. November ist mein Sohn Johann Christoph Friedrich zu Marbach geboren,“ meldet die Biographie ganz lakonisch. Die Geburt erfolgte im Hause des Secklers Schölkopf zu Marbach, wie durch eine im Jahre 1812 durch das dortige Oberamt auf Ansuchen des wackeren Gürtlermeisters Franke angeordnete Vernehmung von Zeugen zweifellos festgestellt ist. Bekanntlich hätte der Dichter fast im Lager das Licht der Welt erblickt. Sein Vater mußte nämlich an den

Herbstübungen der württembergischen Truppen teilnehmen. Diese hatten am 20. August ein Lager bei Ludwigsburg (auf dem langen Felde?)



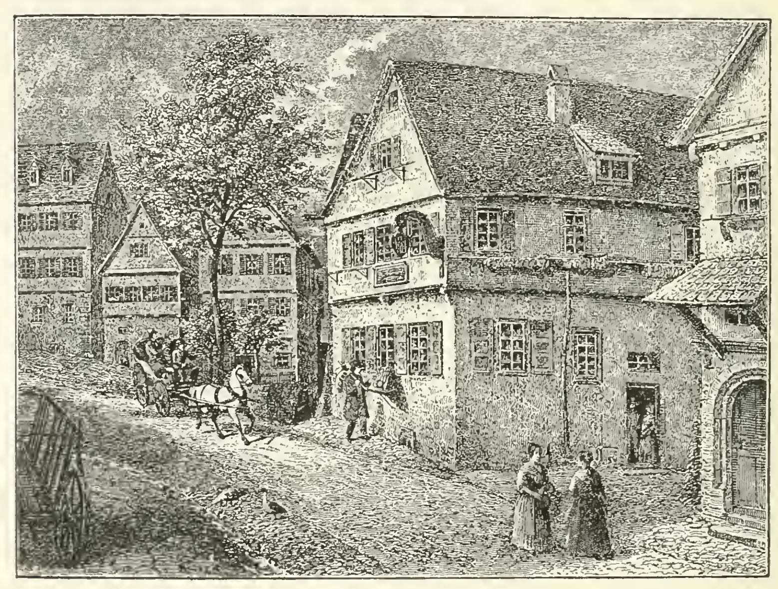
Plan von Marbach. 1752.
Aus Sattler: „Historische Beschreibung des Herzogtums Würtemberg ꝛc.“ 1752.

bezogen, — was Vater Schiller in seinem Curriculum nicht erwähnt — um die Felddienstübungen in größeren Abteilungen abhalten zu können. Die Mutter, ihrer Entbindung nahe, besuchte den Gatten in seinem Zelte. Da wurde sie von peinlichen Schmerzen ergriffen, sie fühlte die ersten Anzeichen der Niederkunft. So mußte sie schleunigst nach Marbach zurückeilen. Kurz nach diesem Besuch, am 28. Oktober mußte der Gatte wieder ins Feld. Wie schwer und schmerzvoll mag diese Trennung gewesen sein! Welche Sorgen Tag für Tag mögen der Gattin Herz erfüllt haben, je näher der Tag der Niederkunft rückte

und je ferner sie den Gatten wußte! Doch es ging alles glücklich vorbei, viel besser als die Mutter gehofft hatte.

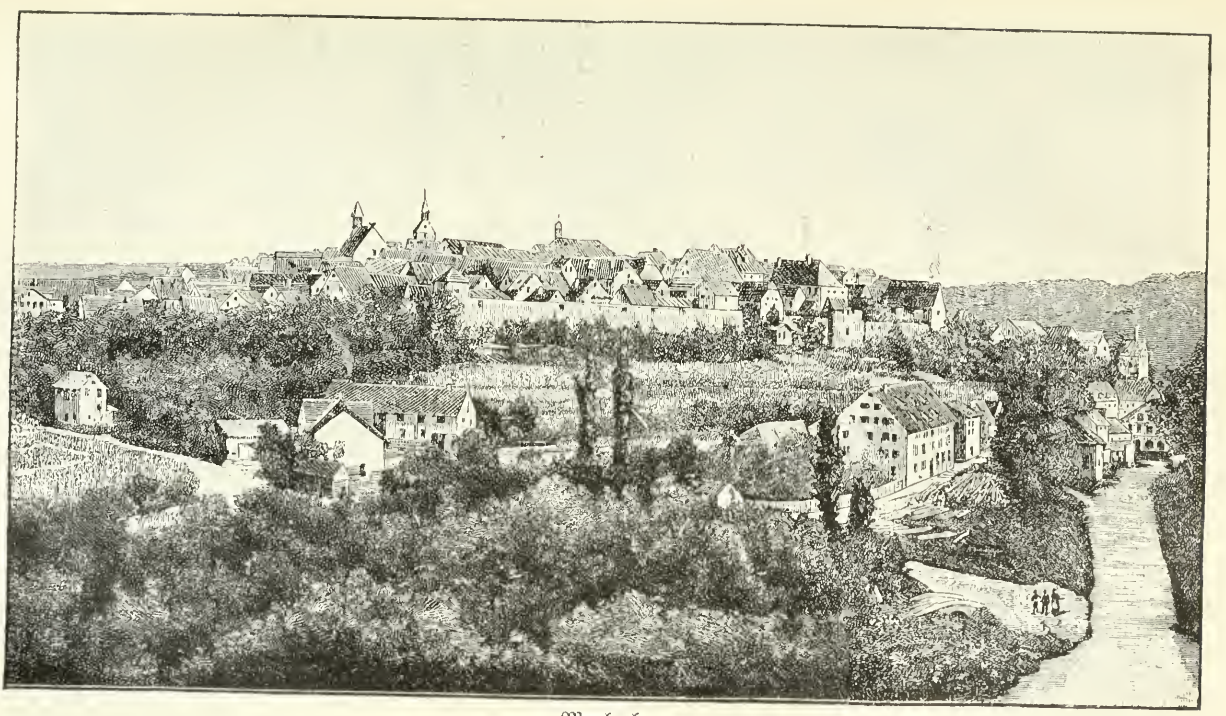
Eine schöne Schilderung von des Dichters Geburt giebt uns ein anderer Dichter, der Däne Andersen, in seinem Märchen „Die alte Kirchglocke", das er für das Dresdener Schiller-Album im Jahre 1861 geschrieben und das sich in seinen gesammelten Märchen wiederfindet. Andersen sagt: „Die Stunde war da, die Mutter lag in Schmerzen und Not; da drang zu ihr hinein vom Kirchenturme ein Glockenklang so tief, so festlich, es war eine feierliche Stunde und der Glockenklang erfüllte die Betende mit Andacht und Glauben, ihre Gedanken erhoben sich so innig zu Gott und in derselben Stunde gebar sie ihr Söhnchen und fühlte sich so unendlich froh. Die Glocke im Turme schien ihre Freude über Stadt und Land hinauszuläuten und zwei klare Kinderaugen sahen sie an und des Kleinen Haar glänzte, als sei es vergoldet. Am finsteren Novembertage wurde das Kind mit Glockenklang in die Welt eingeführt." Dann erzählt uns Andersen weiter, wie diese Glocke in nähere Beziehung zu dem Knaben gekommen sei. Sie fiel vom Turme, bekam vom Fallen einen Sprung und blieb daher unverwendet im Kirchhofgrase liegen. Dort fand sie in späteren Jahren Mutter und Kind. „Die Mutter erzählte ihrem Kinde, wie die Glocke mehrere hundert Jahre ihr Werk verrichtet habe, wie sie zur Kindtaufe, zur Hochzeitsfreude und zur Beerdigung geläutet, wie sie von dem Feierjubel und dem Feuerschrecken gesprochen, ja wie die Glocke ein ganzes Menschenleben ausgesungen hatte, und nie vergaß der Knabe, was die Mutter erzählte, es klang wieder in seiner Brust, bis daß er es als Mann aussingen mußte. Und die Mutter erzählte ihm, wie diese alte Glocke ihr selbst in der Stunde der Angst Trost und Freude zugeläutet hatte, und gesungen und geklungen hatte, als ihr liebes Söhnchen ihr beschert wurde." Wahrlich ein hübsches Märchen! Ein hübscher Versuch den Dichter der Glocke in seinem Leben mit der Glocke in Berührung zu bringen!

Doch wir müssen noch etwas zurückgreifen und erst von der Taufe des Kindes erzählen. Nun also die Taufe fand nach altherkömmlicher Sitte gleich den Tag nach der Geburt statt. Dieser Umstand war schuld, daß man lange Zeit den 11. November für Schillers Geburtstag hielt, denn das Marbacher Taufbuch giebt als Tag der Taufe



Schillers Geburtshaus in Marbach vor seiner Renovierung 1859.

und Geburt den 11. November an, während dies nur der Tauftag ist. Die Taufhandlung war „feierlich wie eine Hochzeit" (nach alter Überlieferung). Das Fest wurde verherrlicht durch die Anwesenheit zahlreicher Paten oder Susceptores, wie sie das Marbacher Taufregister nennt. Nicht weniger als neun Personen werden aufgeführt. Von diesen waren indes die bedeutendsten nicht anwesend, so der Oberst von der Gabelentz, Kommandeur des Romannischen Regiments, bei dem Vater Schiller stand. Er war als Vorgesetzter des damaligen Leutenant

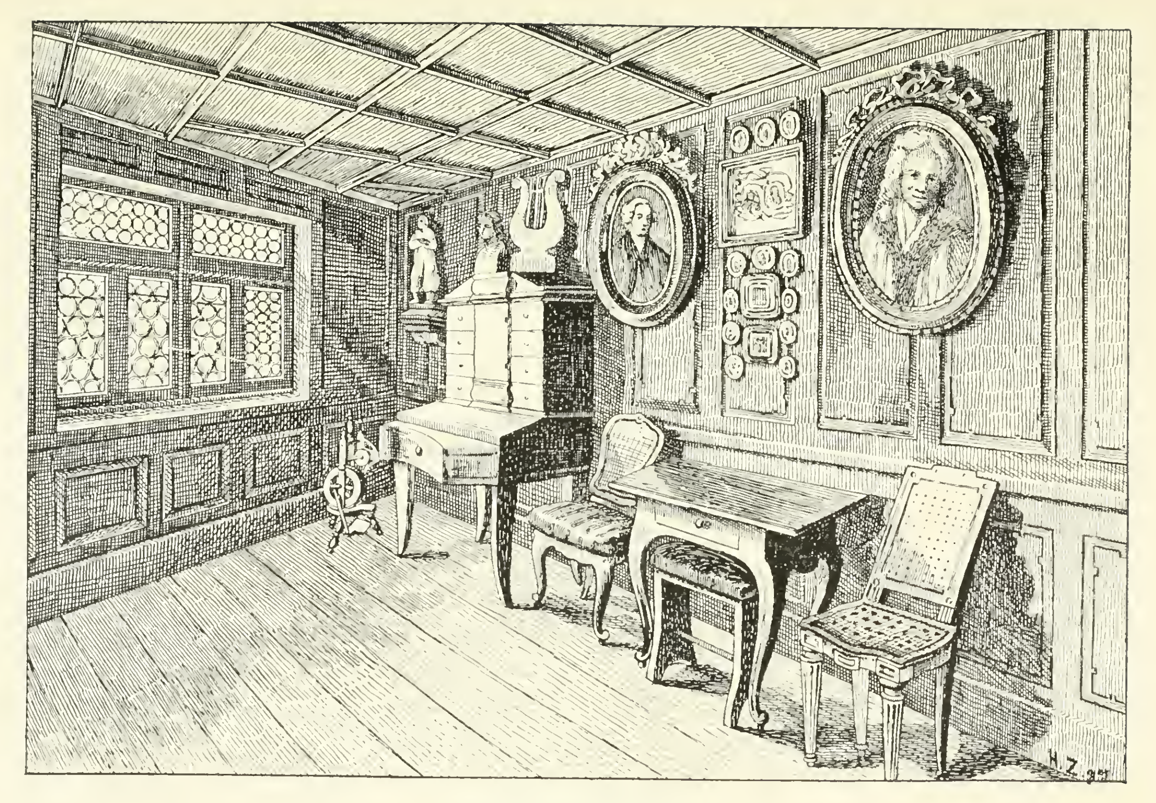


Marbach.

Schiller Ehrenpate des Dichters geworden, konnte aber so wenig als der Vater selbst der Taufe beiwohnen, da er bei seinem Regiment bleiben mußte und überhaupt unmöglich, da die Taufe gleich den Tag darauf stattfand, von dem frohen Ereignis zeitig benachrichtigt werden konnte. Außerdem war abwesend des Täuflings Namensvetter Johann Friedrich Schiller, studiosus philosophiae, ein Verwandter der Familie, den Vater Schiller erst im Geburtsjahr seines Sohnes kennen gelernt hatte. Dagegen nahmen an dem Tauffest sicher Teil die Bürgermeister von Marbach und Vaihingen d. i. jetzt Neckarweihingen und ebenso die weiblichen Paten: Beata Dorothea Wölfingin, Tochter des gewesenen Vogts und Kellers in Marbach; Bernhardine Friederike Bilfingerin, Tochter des Stadtpflegers in Vaihingen an der Enz, Marie Sophia Ehrenmännin, verwittwete Collaboratorin in Marbach; Regina Elisabetha Wernerin, Tochter des Bürgermeisters in Vaihingen an der Enz und schließlich Elisabetha Margaretha Sommerin von Stuttgart. „Nachher hat sich (als Pate) dazu angegeben: Herr Obrist von Rieger" schreibt Vater Schiller in dem Curriculum. Wann und warum Rieger dies gethan, läßt sich nicht mehr entscheiden. Im Jahr 1760 wurde er Oberst, 1776 Kommandant auf dem Asperg, 1782 starb er. Sicher wohl hat er Schiller zum erstenmal gesehen bei dessen Besuch auf dem Asperg bei Schubart. Das war in der Zeit von 1780—82. Übrigens hatte er schon 1775 den Auftrag erhalten, Vorkehrungen für den Umzug der Akademie von der Solitude nach Stuttgart zu treffen. Ob er vielleicht schon damals Schiller kennen lernte? Beziehungen Riegers zum Vater Schillers sind noch weniger bekannt.

So war alles bestrebt die Taufe des jungen Erdenbürgers zu verherrlichen, wie wenn die Teilnehmer eine Ahnung davon erfüllt hätte, was einst aus dem Kinde werden würde.

Diese Teilnahme der Verwandten und Freunde erfüllte die Wöchnerin mit innigster Freude, die nur allein durch die Abwesenheit ihres Gatten getrübt wurde. Dieser kehrte, wie schon erwähnt, erst im April



Schillers Geburtszimmer.

Zu Müller, Schillers Mutter, S. 24.



1760, also fast ein halbes Jahr nach der Geburt seines Sohnes, in die Heimat zurück. Wie mag ihm die Zeit lang geworden sein, und wie mag er sich nach Hause gesehnt haben, zumal da er hören mußte, daß das Kind zart und schwächlich war.

Neues Wanderleben des Mannes.

Nicht lange war es dem Vater vergönnt in der Heimat zu verweilen. Er war freilich nicht in Marbach selbst, aber doch in dem nahen Neckarweihingen, oder wie es damals hieß Vaihingen, mit dem Stabe seines Regiments. Von da war es nur eine Stunde Wegs nach Marbach und so war die Gelegenheit zu gegenseitigen Besuchen eine sehr günstige und natürlich wurde sie auch ausgenützt. Von einem solchen Besuch berichtete noch im Jahr 1812 eine ehemalige Magd im Schiller'schen Hause, die damals 77jährige Magdalena Schönemaier, Seifensieders Ehefrau in Marbach. Diese erzählt, daß sie, um dem Hauptmann (erst seit 17. August 1761) Schiller „eine Freude zu machen, mit Frau Hauptmännin Schillerin und zwei Kindern, worunter eines ein Mädchen und das andere ein Söhnchen, das noch nicht haben laufen (d. i. gehen) können, nach Vaihingen, (also Neckarweihingen) gegangen" sei. Ist uns nun auch bloß dieser eine Besuch verbürgt, so dürfen wir doch zweifellos annehmen, daß es nicht bei diesem einzigen blieb. Sicher wird wenigstens der Vater öfters in diese Zeit nach Marbach gekommen sein; für die Mutter war natürlich der Besuch mit den Kindern ziemlich beschwerlich.

Freilich war der Aufenthalt in Neckarweihingen, wie gesagt, nur von kurzer Dauer. Am 20. Juli 1760 mußte der Vater wieder ins Feld ziehen, zum Glück war es zum letztenmal für ihn. Es ging nach Thüringen und Sachsen. Der Feldzug war ein kurzer und Ende des Jahres treffen wir Leutenant Schiller mit dem Stab in Urach; 1761 kam er nach Cannstatt, 1762 nach Ludwigsburg. Ende 1763 wurde er als Werbeoffizier nach Schwäbisch-Gmünd versetzt. Da es nun allen

Anschein hatte, daß der Aufenthalt in dieser freien Reichsstadt längere Zeit dauern würde, so ließ Hauptmann Schiller anfangs 1764 seine Familie nachkommen. Das war seit 10 Jahren, seit seinem Wiedereintritt ins Heer, das erstemal, daß er dauernd mit seiner Familie vereinigt war. Vielleicht allerdings war die Familie auch schon vorher in Cannstatt und Ludwigsburg bei dem Vater gewesen, wie nach einer Angabe der Frau von Wolzogen, Schillers Schwägerin, und nach Schillers eigener Kalendernotiz wahrscheinlich ist. Doch ist darüber nichts Näheres bekannt.

Der Aufenthalt in der reichen Industriestadt war, wie sich bald herausstellte, ziemlich kostspielig, und die Einnahmen wollten den Ausgaben nicht entsprechen, obwohl Schiller als Werbeoffizier einen erhöhten Gehalt von 3 Gulden bezog und obwohl Frau Schiller als sparsame Hausfrau sich einschränkte, so gut es ging, und jede nicht unbedingt notwendige Ausgabe vermied.

Aus diesem Grunde bat der Vater um die Erlaubnis in dem nächsten württembergischen Grenzorte, in Lorch, seinen Wohnsitz aufschlagen zu dürfen. Der Herzog erfüllte die Bitte seines Offiziers und so siedelte noch im Laufe des Winters die Familie Schiller nach Lorch über.

In Lorch.

Die Wahl Lorchs als Wohnort war in jeder Beziehung sehr glücklich. Das stattliche Dorf liegt im schönen Remsthale rings umgeben von prächtigen Wäldern, die die schönsten Spaziergänge gewähren und eine gesunde, stärkende Luft verbreiten. Heutzutage ist das Dorf ein viel besuchter Luftkurort. In nächster Nähe desselben liegt das Benediktiner Kloster Lorch, die Ruhestätte so mancher schwäbischer Kaiser. Etwas weiter entfernt, etwa eine Stunde, findet sich die Wiege der schwäbischen Kaiser, das Wäscher Schlößle bei Wäschenbeuern. Und auch der Stammsitz seiner Kaiser, der Hohenstaufen, ist nicht allzu fern.

So war Lorch durch seine Natur und Geschichte dazu angethan



Das Schillerhaus in Lorch.

„die Seele nachdenklich, ernst und feierlich zu stimmen." Der Aufenthalt der Schiller'schen Familie daselbst währte fast auf den Tag hin drei Jahre, nämlich vom 24. Dezember 1763 bis 23. Dezember 1766. Anfangs wohnte sie in dem noch heute daselbst bestehenden Gasthof zur Sonne kurze Zeit. Darauf bezog Schiller eine Privatwohnung, die heutzutage eine Gedenktafel trägt.

Aber so sehr auch Vater Schiller erfreut war wieder seine Familie um sich zu haben, und seine Kinder mit erziehen zu können, so sehr wurde ihm diese Freude vergällt durch den Umstand, daß er in dieser ganzen Zeit keinen Kreuzer Gehalt bekam und obendrein noch zwei Unteroffiziere, die ihm beigegeben waren und für die ihm ebenfalls 2 Gulden angewiesen worden waren, verhalten mußte. Man denke sich nur einmal recht in diese Lage hinein, und man wird leicht begreifen, daß dieser Zustand, die Notwendigkeit ganz vom eigenen Vermögen leben zu müssen, bei dem so schweren und zudem überall so scheel angesehenen Dienst als Werbeoffizier, niederdrückend auf das Familienleben wirken mußte. Das Eheleben der beiden Gatten blieb zwar davon unberührt, wir wissen wenigstens nichts von einer Verstimmung der Gatten, wir hören nichts von Vorwürfen, die etwa die Frau deshalb dem Manne gemacht hätte. Aber das beständige Ausbleiben der Gehaltsgelder und das immer wieder vergebliche Erwarten derselben war keine Ermutigung und Ermunterung für Geist und Sinn. Das ist zweifellos. Die Folge war natürlich, daß die Familie äußerst eingeschränkt leben mußte, da nicht vorauszusehen war, wann einmal dieser Zustand ein Ende nehmen würde. Dennoch blieb dieses Verhältnis auch ohne Einfluß auf das Amtsleben des Mannes. Einen andern hätten solche Umstände lässig und träg oder hart und unbarmherzig gemacht. Nicht so aber bei unserem Hauptmann. Er wußte sich in kurzem bei den Leuten beliebt zu machen, da er bei seinen Werbungen sich jeder Gewaltthat enthielt und nur durch freundliches Zureden die Leute zu gewinnen suchte.



Lorch.

Zu Müller, Schillers Mutter, S. 32.



Während des Lorcher Aufenthalts und zwar vermutlich im letzten Jahre desselben, erreichte der junge Schiller das „schulpflichtige" Alter. Der Vater sandte ihn, wie seine Schwester Christophine, in die dortige Volksschule. Der Sohn besuchte dieselbe sehr gerne. Aber das genügte dem Vater so wenig wie der Mutter. Aus dem Sohne sollte etwas rechtes werden. Er mußte mehr lernen, als die Volksschule bieten konnte. Daher erhielt der strebsame Junge von dem Ortsgeistlichen, Pfarrer Moser, zugleich mit dessen Sohn besonderen Unterricht. Er lernte von ihm die Elemente des Lateinischen und auch etwas Griechisch. Und zwar war er recht fleißig und hatte auch seinen Lehrer recht lieb. Er schätzte ihn sehr hoch, so daß er ihm später in dem „Pastor Moser" seiner „Räuber" ein besonderes Ehrendenkmal setzte. Das ehrwürdige Vorbild Mosers rief in dem Knaben zuerst die Neigung zum geistlichen Stande wach. Wie sehr ihn dieser Gedanke durchdrang, davon erzählt uns seine Schwester Christophine folgendes: „Oft stieg er auf einen Stuhl und fing an zu predigen. Mutter oder Schwester mußten ihm eine schwarze Schürze umbinden und ein Käppchen aufsetzen. Dabei sah er sehr ernsthaft aus. Was zugegen war, mußte ihm zuhören, und wenn jemand lachte, wurde er unwillig, lief fort und ließ sich sobald nicht wieder sehen. Diese kindischen Vorträge hatten immer einen richtigen Sinn. Er reihte einige Sprüche, die er in der Schule gelernt, passend zusammen und trug sie mit Nachdruck vor; auch hatte er sich aus den Predigten des Pfarrers gemerkt, daß diese eine Einteilung haben müssen, und er gab seinen kindlichen Vorträgen immer diese gehörige Form." Dieses kindliche Treiben erfüllte die Mutter mit inniger Freude und Hoffnung, sie bestärkte den Sohn in seiner Neigung und sah ihn im Geiste schon auf einer schwäbischen Kanzel wirken. Solche Gedanken waren wohl ihre liebste Beschäftigung, darum freute sie sich natürlich auch sehr über die guten Fortschritte ihres Sohnes in den alten Sprachen, da ja zum Studieren die sprachliche Bildung die notwendige Vorbedingung war.

Wie oft mag sie, so lange sie es selbst vermochte, anfangs den Sohn bei seinen Schreib- und Leseversuchen unterstützt und nachher als das Lateinische anfing, seine lateinischen Wörter überhört haben, wenn der Vater auf Werbung abwesend war.

Schiller war zwar ein eifriger fleißiger Schüler, doch konnte er sich durch einen schönen Sommermorgen verlocken lassen mit seiner Schwester Christophine, statt in die Schule zu gehen, heimlich einen Ausflug auf die nahen Berge zu machen. Da galt es dann nachher alles aufzuwenden, damit der Vater von diesem „Schulschwänzen" nichts erfahre. Im Notfall mußte die gute Mutter aushelfen, im Notfall ließen sie sich, wenn keine Verheimlichung möglich war, vorher von der Mutter freiwillig züchtigen, ehe es der Vater erfuhr. Die mütterliche Bestrafung war doch nicht so hart als die des Vaters. Wie der Bruder, so war auch die Schwester hierin eines Sinnes. Wenn es aber einmal herauskam, so gestanden beide offen ihren Fehler ein und erlitten lieber die verdiente Züchtigung, als daß sie sich durch Lügen zu helfen gesucht hätten. So bannte einmal eine Nachbarin den kleinen Fritz auf dem Wege zur Schule durch ein Lieblingsgericht, einen Brei von türkischem Weizen, fest; der Vater kommt zufällig zu dem Nachbar, um ihm etwas aus der Zeitung vorzulesen, und geht, ohne seinen Sohn zu bemerken, an der Küche vorüber. Der eingeschüchterte Knabe verrät sich in seiner Angst selber; mit dem Schrei: Ich will's gewiß nie wieder thun, nie wieder! läuft er nach Hause und reicht der ahnungslosen Mutter selbst den Stock und den Rücken zur Züchtigung dar. Die Mutter machte offenbar häufig den Vermittler zwischen den Kindern und dem gestrengen Vater, wie wir sehen werden, auch noch später, zu einer Zeit als die Kinder längst erwachsen waren.

Wie weit die Mutter in Lorch auf die geistige Bildung des Sohnes Einfluß hatte, steht dahin. Unwahrscheinlich ist es jedesfalls, was in einzelnen Biographien zu lesen ist, daß sie bereits in Lorch den Knaben in die Hallen der deutschen Dichtkunst eingeführt und ihn mit dem

Messias von Klopstock, den Gedichten von Opitz, und Gerhardts und Gellerts Liedern bekannt gemacht habe, oder vollends gar mit Hoffmannswaldau. Das ist einfach undenkbar bei einem Knaben, der am Ende seines Lorcher Aufenthalts sieben Jahre alt wurde, undenkbar bei einer Mutter, die so einfach und natürlich war, wie Schillers Mutter. Daß sie ihn in späteren Jahren mit ihren Lieblingsdichtern bekannt machte, ist eigentlich selbstverständlich.

Am Schluß des Lorcher Aufenthalts, also gerade zu der Zeit als sie allenfalls noch am ehesten auf solche Gedanken hätte kommen können, da waren der Mutter Sorgen auf etwas ganz anderes gerichtet. Am 24. Januar 1766 wurde ihr nämlich die zweite Tochter Luise geboren. Das gab für sie andere Sorgen und sie hätte wohl wenig Zeit gefunden, um sich ihrem Sohne in dieser Weise zu widmen.

Am Ende des Jahres 1766 war das Vermögen von Schillers Eltern erschöpft und sie konnten daher nicht weiter leben ohne Schulden zu machen. Dazu hatten beide keine Lust. Und so forderte Schiller seine Rückberufung in die Garnison. Sein Gesuch wurde genehmigt und einen Tag vor dem heiligen Abend des Jahres 1766 zogen sie nach Ludwigsburg.

Freilich der rückständige Gehalt wurde Vater Schiller noch lange nicht ausbezahlt. Seine Forderungen wurden zwar anerkannt und die Kriegskasse zur Zahlung derselben angewiesen. Aber nur ratenweise in kleineren Posten wurde ihm die schuldige Summe zurückbezahlt und es vergingen volle neun Jahre, bis alles erledigt war.

Ludwigsburg.

Ludwigsburg, drei Stunden nördlich von Stuttgart, in fruchtbarer Ebene gelegen, zählte damals etwa 10 000 Einwohner. Die Stadt war in jener Zeit herzogliche Residenz. Herzog Karl hatte nämlich im Hader mit Stuttgart und seinen Landständen Hof und Regierung dorthin verlegt und die Stadt zu dem Zweck vergrößert und verschönert.

Ludwigsburg hatte bis dahin schon merkwürdige Schicksale durchgemacht. Da wo jetzt die Stadt sich ausbreitet, stand im 12. Jahrhundert das Pfarrdorf Geisnang. Im 14. Jahrhundert entstand daselbst der Erlachhof, der im dreißigjährigen Krieg zerstört wurde. Darauf errichtete Herzog Eberhard Ludwig, nachdem im Jahr 1693 wiederum die neuerbaute Falknerei-, Jägerei- und Seemeisterei-Gebäude von den Franzosen eingeäschert waren, 1697 ein Jägerhaus und „Herrschaftbau" und 1704 und in den folgenden Jahren den „Fürstenbau", ein Jagd- und Lustschloß, das jetzige alte Corps de Logis, welchem er den Namen Ludwigsburg gab. „Zu mehrerer Aufnahme und Erweiterung allhiesigen Schlosses" ließ der Herzog sodann unentgeltliches Abtreten von Platz und Baumaterialien, sowie 15jährige Steuerfreiheit ausschreiben und eine Baudeputation einsetzen. Und nun wurden einzelne Städte und Ämter gezwungen auf ihre Kosten Häuser zu errichten, welche der Herzog an seine Räte und Hofleute verschenkte. Im Jahre 1717 verlegte er sodann seiner Mätresse Grävenitz zu lieb dauernd seine Residenz in die neue Stadt. Sein Nachfolger Karl Alexander zog aber mit Hof und Kanzlei wieder nach Stuttgart. Auf ihn folgte Herzog Karl Eugen, der, wie wir bereits sahen, seine Residenz wieder auf verschiedene Jahre nach Ludwigsburg verlegte. Die damalige Stadt hat Justinus Kerner in seinem „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit" reizend geschildert und in seinen „Reiseschatten" romantisch persifliert.

Für die nächsten neun Jahre bildete diese glänzende Residenzstadt den Aufenthaltsort der Schiller'schen Familie. Wahrlich ein stärkerer Gegensatz zu dem einfachen Lorch ließ sich kaum denken. Doch war der Wechsel für die Familie sehr günstig, da ihr Ludwigsburg viele Vorteile gewährte.

Über den Umzug nach Ludwigsburg war die Mutter sehr erfreut, war sie dort doch wieder näher bei Marbach, näher den geliebten Eltern, die die Entfernung ihrer Tochter schmerzlich empfunden hatten und

Ludwigsburg.

Zu Müller, Schillers Mutter, S. 32.



jetzt ebenfalls die Versetzung nach Ludwigsburg mit Freuden begrüßten. Denn jetzt durften sie wieder auf häufige Besuche ihrer Tochter mit den Enkeln rechnen. Und darin täuschten sie sich nicht; die Tochter kam, so oft es möglich war, und brachte den Eltern, die inzwischen ganz verarmt waren, stets eine kleine Unterstützung mit. Der Weg dahin, zwei Stunden weit, führte entweder über eine Anhöhe oder das Neckarthal entlang über Neckarweihingen. Über eine solche Wanderung giebt uns Christophine in ihren Erinnerungsblättern folgende liebliche Mitteilung: „Einst, da wir als Kinder mit der Mutter zu den lieben Großeltern gingen, nahm sie den Weg von Ludwigsburg nach Marbach über den Berg. Es war ein schöner Ostermontag und die Mutter teilte uns unterwegs die Geschichte von den zwei Jüngern mit, denen sich auf ihrer Wanderung nach Emaus Jesus zugesellt hatte. Ihre Erzählung wurde immer begeisterter und als wir auf den Berg kamen, waren wir alle so gerührt, daß wir niederknieten und beteten. Dieser Berg wurde uns zum Tabor." Wir sehen aus dieser Bemerkung Christophinens, daß die Beredsamkeit der Mutter eine bedeutende gewesen sein muß. Denn es gehörte offenbar nicht wenig dazu, um Kinder zu einem solchen Schritt zu bewegen. Freilich hatte die Mutter jetzt erst die rechte Gelegenheit auf ihre Kinder besonders auf ihren Fritz einzuwirken. In Ludwigsburg, da begann erst der eigentliche ernste Schulunterricht für den Sohn. Er besuchte jetzt die Lateinschule und sollte sich da für das sogenannte „Landexamen" vorbereiten, um sich später der Gottesgelehrtheit widmen zu können. Da wird es die Mutter so wenig wie der Vater an Ermunterung haben fehlen lassen, sie wird ihm stets als Endziel die geistliche Laufbahn vor Augen gestellt haben, die in der ganzen Familie nachgerade als etwas ausgemachtes und für Fritz selbverständliches galt. An Ostern 1769 hatte er zum erstenmal diese Prüfung abzulegen, die nach damaliger Sitte 3—4mal wiederholt wurde. Fritz bestand dieselbe und die folgenden gut, aber was mag das jedesmal für eine Sorge und Aufregung für die Mutter

gewesen sein. Da war das „Aufsagen" des Katechismus, den Schiller zugleich mit seinem Schulkameraden Elwert öffentlich in der Kirche hersagen mußte, eine Kleinigkeit dagegen. Und doch welche Angst stand der Knabe mit seiner Mutter aus, da der Lehrer eine schwere Züchtigung angedroht hatte, falls nur ein einziges Wort verfehlt würde. Aber es gelang beiden glücklich ohne Anstoß ihre Aufgabe zu lösen. Da erhielten sie — eine Sitte, die noch heute im Schwabenland besteht — zur Belohnung von der Stiftungspflege je 2 Kreuzer. Das war ein Reichtum für die beiden Knaben! Ihre Eltern erlaubten ihnen nun einen Spaziergang zu machen und ihr Geld für sich zu verwenden. Sie gingen daher nach dem benachbarten Schlößchen Harteneck und wollten saure „gestandene" Milch sich schmecken lassen. Aber die war nicht zu haben und zu Brot und Käse reichte ihre Summe nicht aus. Da wandern sie weiter nach Neckarweihingen; hier finden sie die gewünschte Milch, die ihnen in sauberer Schüssel mit silbernem Löffel vorgesetzt wird. Und obendrein können sie sich jetzt noch je für einen Kreuzer Johannisbeeren kaufen! Wie waren sie da im Glück! Auf dem Heimweg läßt sich der junge Schiller durch den Anblick der beiden Orte, die sie von der Höhe aus überschauen, zu begeisterten Worten hinreißen. Den einen Ort, der sie gelabt, trifft sein voller Segen, über den andern, der ihnen die Erquickung versagt, spricht er den Fluch. Wir erkennen darin mit Leichtigkeit eine biblische Erinnerung des jungen Schillers; hatte er ja doch kaum erst mit seinem Kameraden Elwert den Katechismus gesprochen!

Wie mag sich die Mutter gefreut haben, als sie diese That ihres Lieblings erfuhr! Aber um so betrübter war sie, als sie am Tage vor der Konfirmation im Jahr 1772 (26. April) ihren Sohn auf der Straße einherschlendern sah, uneingedenk der bevorstehenden feierlichen Handlung. Sie rief ihn zu sich und machte ihm ernstliche Vorwürfe über sein Verhalten. Er entfernte sich auch innerlich zerknirscht und betroffen, brachte aber nach kurzer Zeit der Mutter ein Gedicht, in

Herzgeliebte Eltern.

I

Eltern die ich zärtlich ehre.
Mein Herz ist heut voll Dankbarkeit
Der treue GOtt, der dieß Jahr vermehren
Mach Sie erquickt zu jeder Zeit.

II

Der Herr die Quelle aller Freude
Verbleibe stets Ihr Trost und Theil
Sein Wort sey Ihres Herzens Weide
Und JEsus Ihr erwünschtes Heyl.

XIII

Ich danke vor alle Liebes Proben:
Vor alle Vorsorg und Gedult,
Mein Hertz soll alle Güte loben,
Und trösten sich stets Ihrer Huld.

XIV

Gehorsam Fleiß und zarte Liebe
Verspreche ich auf dieses Jahr
Der Herr schenk mir nur gute Triebe
Und mache all mein Wünschen wahr. amen.

Johan Christoph Friderich Schiller.

Den 1 Januarii Ano 1769.

Gratulationsgedicht Friedrich Schillers zu Neujahr 1769.

welchem er seinen Gefühlen bei der Konfirmationsfeier Ausdruck gab. Es war sein erstes deutsches Gedicht, lateinische hatte er schon vorher manche verfertigt. Die Mutter war jetzt besänftigt und ganz gerührt. Sie teilte das Gedicht dem Vater mit. Dieser soll, als er es gelesen, ausgerufen haben: Bist du närrisch geworden, Fritz? Das Gedicht ist leider verloren, und wir sind daher nicht in der sicheren Lage zu beurteilen, warum der Vater diesen Ausruf gethan haben soll. Es kann dabei sich höchstens um die Form des deutschen Verses handeln, wenn anders, was wir sehr bezweifeln, der Ausspruch wirklich recht berichtet ist. Denn Vater Schiller hat ja selbst gerade ein Morgengebet, das er alle Morgen im Kreise der Familie gesprochen hat, in deutschen Versen abgefaßt! Da mag der Sohn leicht dadurch auf diesen Gedanken gekommen sein! Wie soll nun der Vater das verdammt haben, was er selbst that? Muß er nicht viel mehr darüber mit der Mutter sehr erfreut gewesen sein, da er darin wiederum die ausgesprochene theologische Neigung seines Sohnes erblicken konnte?

Bei dieser Stelle müssen wir auch davon reden, daß in manchen älteren Biographien des Dichters davon die Rede ist, als ob die Mutter am Tage vor der Konfirmation von der Solitude nach Ludwigsburg gekommen wäre und da ihren Sohn müßig auf der Straße gefunden habe. Diese Darstellung hängt damit zusammen, daß man früher annahm — man kann es freilich leider noch in neueren Schriften lesen — Vater Schiller sei schon im Jahr 1770 nach der Solitude berufen worden und hätte nun seinen Sohn in Ludwigsburg in Pension zurückgelassen zuerst bei seinem Lehrer Jahn und nach dessen Abgang bei seinem Nachfolger Winter. Dieses Märchen sollte aber seit Veröffentlichung (1859) der Lebensbeschreibung, die Vater Schiller selbst verfaßt, längst als abgethan betrachtet sein. Aus dieser Selbstbiographie wissen wir, daß Vater Schiller erst 1775 nach der Solitude kam und daß also Schiller, so lange er die Ludwigsburger Lateinschule besuchte, im Elternhause war. Ja der Sohn kam vor den Eltern nach

der Solitude; am 17. Januar 1773 mußte er in die Akademie eintreten und als am 5. Dezember 1775 der Vater auf der Solitude einzog, da war die Akademie nach Stuttgart verlegt und der Sohn wieder fort.

In die Ludwigsburger Zeit fällt auch noch die Geburt zweier Schwesterchen Schillers. Die eine, Maria Charlotte, wurde am 20. November 1768 geboren und starb in einem Alter von fast $5\frac{1}{2}$ Jahren am 29. März 1774 an Lungenentzündung. Die andere, Beata Friederike, wurde am 4. Mai 1773, also ein starkes Vierteljahr nach Schillers Abgang auf die Akademie, geboren. Auch dieses Kind sollte den Eltern bald wieder genommen werden; es starb noch im Dezember desselben Jahres an „Halsgichtern.“ Das war ein harter Schlag für die Eltern. Die Mutter empfand es besonders schwer, da ihr Sohn fort war und sie jetzt nur ihre Christophine und Luise noch bei sich hatte.

Auf der Solitude.

Kurz ehe der Herzog Karl seine Residenz in Ludwigsburg aufschlug, am 20. Oktober 1764, hatte er den Plan gefaßt, sich einen Sitz zu gründen, wo er „vom Getümmel und den Täuschungen der Welt sich erholend Stunden der Muße und der Zurückgezogenheit verleben“ könne. So entstand im Laufe der Jahre 1763—1767 das Schloß Solitude. Mitten im Walde, zwei Stunden von Stuttgart entfernt, hatte der Herzog eine Stelle dazu ausersehen, „wo fünf riesenhafte Eichen aus einem Stamme kräftig zum Himmel empor strebten.“ Ursprünglich sollte nur ein einfaches Jagdgebäude an der Stelle errichtet werden, aber „der rastlose, jederzeit nach Vergrößerung und Erweiterung strebende Sinn Karls machte nach und nach ein Prachtgebäude daraus.“ Sein Baumeister war Guepièrre. Das Schloß im Rokokostil massiv erbaut und im Jahr 1869 unter König Karl ganz neu renoviert, „bildet in seiner Grundform ein Oval mit zwei zu beiden Seiten sich anschließen=

den Pavillons. Um das Ganze läuft ein Arkadenbau, auf dem eine breite Galerie ruht, zu welcher zwei geschweifte Freitreppen führen." Den Hauptsaal des Gebäudes schmücken Deckengemälde von Guibals Meisterhand. Hinter dem Schloß erhebt sich der Kavalierbau und das Operntheater, Gebäude, die heutzutage wirtschaftlichen Zwecken dienen. Im weiteren Umkreis standen dann die verschiedenen Akademiegebäude, die Wohnungen des herzoglichen Gefolges u. s. w. Von diesen Gebäuden haben sich nur wenige bis heute erhalten, weil sie alle rasch und leicht gebaut waren.

Das Jahr 1770 ist das Gründungsjahr des Militärwaisenhauses auf der Solitude, das bald den Namen Militärpflanzschule und dann Militärakademie annahm. 1775 wurde dieselbe nach Stuttgart verlegt. Dies hatte die Berufung von Schillers Vater als Garteninspektor mit dem Titel „Intendant" zur Folge; am 5. Dezember 1775 trat er sein Amt auf der Solitude an.

Mit dieser Stellung, die Vater Schillers sehnlichsten Wünschen entsprach, war Amtswohnung verbunden. Das Gebäude ist das jetzige Revieramtsgebäude. Dasselbe wurde freilich im Laufe der Zeit so gründlich umgebaut und verändert, daß jetzt keine Spur mehr von der alten Wohnung vorhanden ist. Über die Lage der Wohnung und des Schlosses ist uns eine Schilderung von Reinwald erhalten, die wir hier mitteilen wollen. Reinwald sagt in einem Bericht an seinen Freund, den Hofprediger Pfranger in Meiningen, also: „Hier logier' ich unbeschreiblich angenehm, sehe über einen Garten hin, der grenzenlos scheint. Er ist aus einem großen Wald geschaffen und die Anlagen haben Millionen gekostet. Der Geschmack könnte nicht schlechter sein, der darin herrscht; aber eine schöne Aussicht macht er mir doch. In einer Entfernung von 600 Schritten liegt das Schloß vor mir, mit einer Kuppel, deren Schieferdach mit stark vergoldeten Kränzen und Rändern verziert ist. Auf der Spitze der Kuppel steht eine vergoldete Figur, die nebst dem Dache in der Abendsonne herrlich spielt. Ein

ander großes Gebäude, der Lorbeersaal, ist völlig im antiken Geschmacke mit einer Kolonnade von erstaunender Dicke. Das Schloß ist im erhabenen Stil. Hier ist die Kolonnade echt. Man kann von seinem Dache, wo ein Umgang mit einer Balustrade ist, die lotharingischen Gebirge sehen. Selbst aus meinem Zimmer sieht man bis ins Elsas, über den Rhein hin, dann rechter Hand tief in Franken hinein. Alle meine Schilderungen reichen nicht hin, Ihnen, liebster Freund, diese Aussicht zu beschreiben, denn die Gegend liegt sehr hoch, und unter ihr lauter Ebene. Kein hoher Berg in der Nähe hindert den Blick ... Eine ungeheure Menge Statuen zieren diesen Garten. Sie sind fast alle kolossalisch. Fast die Hälfte davon ist aus dem Ganzen, und von diesen letzteren hat jede 100 Dukaten gekostet... Die hiesige Orangerie macht eine Allee aus, die 1000 Fuß lang ist. Der Kaiser hat gesagt, so hab' er sie nicht. Mit alledem, was ich bisher in diesem ungeheuren Garten bewundert habe, hat mich nichts gerührt als drei Eichen aus einer Wurzel gewachsen, Überbleibsel der alten Natur, die erbärmliche Kunst um des Gartens willen zerstörte. Ihrer waren fünf, eine ist vor Alter umgefallen, eine hat der Blitz umgestürzt. Jeder dieser noch stehenden Stämme hat 5 Fuß im Durchschnitt. Kein Dichter wird ohne Begeisterung an diesen majestätischen Bäumen hinaufsehen können ... Hier leb' ich (leider nur auf einige Tage) unter einer liebenswürdigen Familie, mein Zimmer mit Orangen und den herrlichsten Blumen des Gartens parfümiert, bei schmackhafter Kost und dem besten Nachtisch, den ich je gehabt."

Warum die ursprüngliche Amtswohnung von Vater Schiller so umgebaut wurde, das hat seinen einfachen Grund darin, daß sie, wie so viele andere Gebäude der Solitude, wie schon erwähnt, einst in der Eile rasch und schlecht gebaut worden war. Christophine Schiller schreibt im Jahr 1796 ihrem Bruder nach Jena in ihrem Bericht über den Franzoseneinfall auf der Solitude, daß man die Thüren nicht habe schließen können, denn „hier sind die Gebäude, wie Du selbst

Solitude.

Zu Müller, Schillers Mutter, S. 40.



weißt, so schlecht und die Thüren so elend, daß sie mit einem einzigen Säbelhieb aufgesprengt werden können."

Kurz vor des Vaters Berufung war also der Sohn mit der Akademie nach Stuttgart gekommen, zu großem Leidwesen der Eltern. Hatten sie es schon ungern gesehen, daß er im Jahre 1773 (17. Januar) in die Akademie aufgenommen wurde und somit dem geistlichen Beruf entsagen mußte, so sahen sie es jetzt noch viel weniger gern, als er in die Residenz verpflanzt wurde. Jetzt da sie selbst auf die Solitude kamen, und dem Sohn hätten näher sein können, jetzt mußte er fort. Wie oft hatte die Mutter den Weg nach der Solitude zurückgelegt, um den Sohn zu besuchen, der nach den strengen Akademiegesetzen, so lange er Zögling war, ganz der Akademie gehörte und mit der Außenwelt so gut wie nicht verkehren, ja nicht einmal zu Hause die Seinigen besuchen durfte! Und jetzt muß sie es erleben, daß stark 14 Tage vor ihrem Eintritt der Sohn nach Stuttgart versetzt wird. Wahrlich eine harte Prüfung für die Mutter! Um so härter, je näher die Zeit kam, je näher der Termin rückte, an dem die Sache zur Entscheidung kam. Sie hatte aber doch den einen Trost, daß die Entfernung von der Solitude nach Stuttgart geringer war. Da konnte sie bei günstigem Wetter jeden Sonntag mit ihren Töchtern — denn auch den unerwachsenen Schwestern war es erlaubt ihre Brüder auf der Akademie zu besuchen — nach Stuttgart pilgern und den Sohn besuchen. An den Sonntagen nämlich durften die Eltern ihre Söhne zu bestimmten Stunden in der Akademie besuchen. Wie oft — zumal wenn der Sohn krank war — mag das wohl geschehen sein in den fünf Jahren, die er jetzt noch dort zuzubringen hatte bis zu seinem Austritt am 12. Dezember 1780! Der briefliche Verkehr wird wohl nicht allzu häufig gewesen sein, da die Korrespondenz der Zöglinge streng überwacht wurde. Zudem schrieb der junge Dichter damals an seinen Räubern, da wird er wenig Zeit gehabt haben zum Briefschreiben. Ob die Eltern darum wußten? Schwerlich, der Sohn

mußte auch den Eltern seine Liebhabereien verbergen, zum wenigsten dem gestrengen Vater. Die Mutter wußte vielleicht darum, sie erfuhr ja auch später den Fluchtplan des Sohnes.

In die Akademiezeit Schillers fällt auch die Geburt seiner jüngsten Schwester Nanette. Sie wurde am 8. September 1777 geboren. Ob der Bruder der Schwester Taufe beiwohnte, wissen wir nicht, es ist aber sehr unwahrscheinlich. Es wird ihm nicht anders gegangen sein, als



Schiller als Karlsschüler.

dem Sohne des Professors Haug, dem in demselben Fall der Urlaub einfach verweigert wurde. Das nimmt uns nicht wunder, wenn wir hören, daß der Zögling Breitschwert nicht einmal an das Sterbebette seines Vaters gelassen wurde! Erst im Jahr 1782, also erst nach Schillers Austritt aus der Akademie, durften die Eltern auf ihre Bitten Sonntag Nachmittags ihre Söhne auf ein paar Stunden bei sich sehen. Das war in der That eine strenge klösterliche Zucht, welcher die Zöglinge der Akademie unterworfen waren, und man erkennt wohl mit Recht in dieser Maßregel die streng katholischen Anschauungen,

welchen der Herzog trotz aller Freisinnigkeit in diesem Punkte huldigte. So hat Schiller vermutlich seine Nane, wie sie in der Familie hieß, erst nach seinem Austritt aus der Akademie gesehen.

Von da an hatte er es bequemer, wenn er auch nicht ohne Erlaubnis seines Regimentskommandeurs seine Garnison verlassen durfte oder wenigstens sollte. Er hat diesen Befehl wohl nicht immer so strikt befolgt. Das war auch eine harte Zumutung wegen jeden Spaziergangs, der sich über Stuttgart hinaus ausdehnte, wegen jeden Besuchs, den er auf der Solitude machte, vorher die Erlaubnis dazu beim Regimentskommandeur einholen zu müssen. Es wird für gewöhnlich auch nicht so streng verlangt worden sein. Wenn unter solchen Besuchen und Ausflügen nur der Dienst nicht not lit, so wird wohl niemand weiter darnach gefragt haben. Sicherlich hat der Sohn jede Gelegenheit benützt, um mit dem einen oder anderen Freunde nach der Solitude zu pilgern, wo er stets mit offenen Armen empfangen wurde. Die Mutter wandte dann nach dem Zeugnis Scharffensteins alle ihre Kochkunst auf, um den Sohn, das „Wundertier", wie derselbe Freund sagt, und seine Begleiter zu regalieren. Das war allemal für Eltern und Geschwister ein Festtag, wenn der Sohn ankam, und für diesen war es auch ein großer Genuß, wenn er im Kreise der Seinigen sich ausruhen und aus der Mutter Vorräten sich laben konnte. Wie oft sind wir zu ihr gewallfahrtet, wenn wir einen guten Tag haben wollten! sagt Scharffenstein. In der That, in den fast zwei Jahren, die Schiller als Regimentsarzt in Stuttgart zubrachte, gab's sicherlich manchmal Zeit und Gelegenheit zu Besuchen auf der Solitude.





Des Sohnes Flucht.

Die Ernennung des abgehenden Akademisten zum „Regimentsdoktor" ohne Porte d'épée war die erste Enttäuschung für Schiller sowohl als seine Eltern gewesen. Diese untergeordnete Stellung — er stand unter einem Leutenant — und dazu die geringe monatliche Besoldung von 18 Gulden, das hatten sie nicht erwartet, hatten es auch nach des Herzogs Versprechen, ihren Sohn, der auf das Studium der Theologie ihm zu lieb verzichtet, durch eine sehr gute Versorgung entschädigen zu wollen, gar nicht erwarten können. Aber was war dagegen zu machen? Nichts, rein gar nichts! Schiller mußte dem Herzog nach seiner Entlassung zum Dank für die genossenen Wohlthaten die Hand küssen und sein Vater schrieb dem Intendanten Seeger einen Danksagungsbrief. Da blieb zunächst nichts übrig als der Versuch einer Privatpraxis. Und das wäre am Ende nicht so schwer gewesen. Auch der Vater stimmte dafür. Er kaufte dem Sohne sofort ein par neue Civil-Anzüge, damit er so bequemer als in der steifen Uniform der Praxis nachgehen könnte. Aber der Herzog entschied anders: Schiller sollte nur Regimentsdoktor sein. So war auch dieser Ausweg abgeschnitten und Schiller lediglich auf seinen geringen Gehalt als Unterarzt angewiesen. Er mußte also anderweitig auf Ersatz sinnen, mit seiner Gage reichte er nicht aus. Da suchte und fand er publizistische Thätigkeit. Er redigierte ein im Verlag des Stuttgarter Buchdruckers

Mäntler erscheinendes Wochenblättchen, die „Nachrichten zum Nuzen und Vergnügen." Das bot doch etwas Ersatz und einigen Nebenverdienst, und vor allem erweiterte es den Blick und die Kenntnis des jungen Mannes nach verschiedenen Seiten. Daneben schrieb Schiller — und diese Beschäftigung war ihm die liebste und erfüllte alle seine Gedanken — an seinen Räubern. Aber diese Räuber kosteten ihn, wie er selbst sagt, Familie und Vaterland. Zunächst stürzte ihn der Druck derselben in Schulden und die Aufführung derselben, der er ohne Urlaub — zum zweitenmal — anwohnte, trug ihm Arrest ein. Das Verbot „niemals mehr weder Comödien noch sonst so was zu schreiben" erbitterte den Dichter auf äußerste. Er sah keinen anderen Ausweg mehr als die — Flucht; denn auch der Asperg stand ihm in gefährlicher Nähe. Noch ward dort Schubart gefangen gehalten.

Also die Flucht war dem Dichter „beschlossene Sache". Aber die Ausführung! davor graute ihm doch, wenn er an seine Eltern und Geschwister dachte. Wie leicht konnte die Sache fehl schlagen und der Herzog dann all seinen Ingrimm auf seine Eltern werfen! Wie leicht den Vater aus Amt und Würden vertreiben als angeblichen Mitwisser der Pläne des Sohnes! Das mußte um jeden Preis verhütet werden; der Vater mußte, wenn verlangt, es eidlich bekräftigen können, daß er um die Flucht des Sohnes nichts gewußt habe. Also der Vater durfte nichts von dem Plane erfahren, vor ihm mußte alles verborgen bleiben. Aber die Mutter? Sollte die auch in Unkenntnis gelassen werden? Was war für sie besser: vorher in den Plan eingeweiht zu werden oder erst nachher von diesem Schritt überrascht zu werden? Schiller wußte, wie gefährlich die plötzliche Kunde der vollzogenen Flucht für sie werden könnte, er beschloß daher ihr offen seine Pläne anzuvertrauen. Und er wußte, er konnte da beruhigt sein, die Mutter würde ihn nicht verraten und die Flucht zu hindern suchen. Wenn es ihr auch schwer ward sich mit diesem Gedanken vertraut zu machen, wenn sie auch gerne eine andere Lösung gesehen hätte; sie sah ein, es

gab für den Sohn unter den gegebenen Verhältnissen keine andere Möglichkeit. An eine freiwillige Entlassung von Seiten des Herzogs war nicht zu denken und so konnte sich Schiller nur durch die Flucht retten. Und die Flucht war in den Augen der Mutter wie des Sohnes gar nichts so Schlimmes, zum mindesten kein Vergehen. Der Herzog hatte ihn ja seiner Zeit förmlich genötigt zum Studium auf der Akademie, hatte ihn gezwungen der Theologie zu entsagen. Warum sollte Schiller jetzt, da er zur vollen Einsicht gelangt war, daß er zu etwas anderem bestimmt war, noch länger dieses Joch tragen, das auch nach der Entlassung aus der Akademie schwer auf ihm lastete? Der Revers, den seiner Zeit die Eltern unterschrieben, war ja im Grunde auch ein erzwungener. Die Flucht war also weiter nichts als ein sich Losreißen aus drückenden Verhältnissen, denen man auf keine andere Weise entgehen konnte. So sah es der Sohn, wenn ihm je Gewissensbisse kamen, so sah es die Mutter an, von diesem leicht davon überzeugt. Denn sie hatte daneben noch die stille Hoffnung, daß der Sohn bald wieder zurückkehren werde. Der Zweck der Flucht war nämlich zunächst nur der, das Herz des Herzogs zu rühren und dem Jüngling Freiheit für seine dichterischen Neigungen zu verschaffen. Durch ein freimütiges Schreiben auf der Flucht hoffte er es durchzusetzen, daß ihm der Herzog Verzeihung für seinen Schritt und die gewünschte Erlaubnis erteilen würde. So schien der guten Mutter die Sache nicht allzu gewagt. Aber noch sollte das Schwerste für sie kommen: der Augenblick der Trennung. Schiller hatte zum Begleiter auf der geplanten Flucht den Musikus Streicher gewonnen. Mit ihm und der Gattin des Regisseurs Meier von Mannheim, einer geborenen Stuttgarterin, begab er sich ein paar Tage vor der Ausführung zum letztenmal nach der Solitude. Sie trafen nur die Mutter und Christophine, der Vater war gerade abwesend. „So freundlich auch die Hausfrau die Fremden empfing", schreibt Streicher, den wir nun als Augenzeugen erzählen lassen wollen, „so war es ihr doch nicht möglich sich

so zu bemeistern, daß ihm die Unruhe nicht aufgefallen wäre, mit der sie ihn anblickte, und oft zu reden versuchte, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Glücklicherweise trat bald der Vater Schillers ein, der durch Aufzählung der Festlichkeiten, welche auf der Solitude gehalten werden sollten, die Aufmerksamkeit so ganz auf sich zog, daß sich der Sohn unvermerkt mit der Mutter entfernen und seine Freunde der Unterhaltung mit dem Vater überlassen konnte... Nach einer Stunde kehrte Schiller zur Gesellschaft zurück, aber — ohne seine Mutter. Wie hätte diese sich zeigen können! Konnte und durfte sie auch den vorhabenden Schritt als eine Notwehr ansehen, durch die er sein Dichtertalent, sein künftiges Glück sichern, und vielleicht einer unverschuldeten Einkerkerung vorbeugen wollte, so mußte es ihr doch das Herz zermalmen, ihren einzigen Sohn auf immer verlieren zu müssen, und zwar aus Ursachen, die so unbedeutend waren, daß sie, nach den damaligen Ansichten, in jedem andern Staat ohne besondere Folgen geblieben wären. Und dieser Sohn, in welchem sie beinahe ihr ganzes Selbst erblickte, der schon an der mütterlichen Brust die sanfte Gemütsart, die milde Denkweise eingesogen zu haben schien — er hatte ihr von jeher nichts als Freude gewährt; sie sah ihn mit all den Eigenschaften begabt, die sie so oft, so inbrünstig von der Gottheit für ihn erfleht hätte! Und nun! — — — Wie schmerzhaft das Lebewohl von beiden ausgesprochen worden sein mußte, ersah man an den Gesichtszügen Schillers sowie an seinen feuchten, geröteten Augen. Er suchte diese einem gewöhnlichen, ihn oft befallenden Übel zuzuschreiben und konnte erst auf dem Wege nach Stuttgart durch die zerstreuenden Gespräche der Gesellschaft wieder zu einiger Munterkeit gelangen."

Nach Stuttgart zurückgekehrt machten sich die beiden nun ernstlich an die Ausführung ihres Planes. Von Schillers Vater hatten sie bei dem Besuche erfahren, daß am 22. September — wir stehen im Jahre 1782 — auf der Solitude große Festlichkeiten zu Ehren des

russischen Großfürsten Paul stattfinden sollten. Dieser Tag wurde nun zur Flucht bestimmt. Nachts 10 Uhr fuhren sie zum Eßlinger Thor hinaus, an dem Freund Scharffenstein die Wache hatte. Sie hatten diese Vorsicht gebraucht, damit im Fall je der Regimentsarzt erkannt würde, Freund Scharffenstein vermitteln könnte. Es war indes nicht nötig; sie passierten ohne Anstand das Thor. „Gegen Mitternacht sah man links von Ludwigsburg eine außerordentliche Röte am Himmel und als der Wagen in die Linie der Solitude kam, zeigte das daselbst auf einer bedeutenden Erhöhung liegende Schloß mit allen seinen weitläufigen Nebengebäuden sich in einem Feuerglanze, der sich in der Entfernung von anderthalb Stunden auf das Überraschendste ausnahm. Die reine, heitere Luft ließ alles so deutlich wahrnehmen, daß Schiller seinem Gefährten den Punkt zeigen konnte, wo seine Eltern wohnten, aber alsbald, wie von einem sympathetischen Strahl berührt, mit einem unterdrückten Seufzer ausrief: „Meine Mutter!"

Das war der letzte Gruß, den Schiller dem Vaterhaus zusandte; rasch ging es weiter. Zwischen ein und zwei Uhr Nachts wurde in Enzweihingen kurze Rast gemacht; um 10 Uhr vormittags kamen sie in Bretten an; abends 9 Uhr waren sie in Schwetzingen, wo sie übernachteten. Tags darauf erreichten sie das Ziel ihrer Reise; sie betraten das stolze Mannheim. Von Mannheim aus schrieb Schiller sofort an seinen Herzog und teilte ihm seine Flucht mit, zu der ihn des Herzogs Befehl „keine andere als medizinische Schriften drucken zu lassen" getrieben habe. Hebe der Herzog diesen Befehl auf, erlaube er ihm jährlich eine kurze Reise ins Ausland und gewähre er ihm endlich durch sein fürstliches Wort Straflosigkeit für seine „eigenmächtige Entfernung", so kehre er sehr gerne zurück. Das war der Hauptinhalt des Briefes. Wir sehen daraus, daß Schiller immer noch von dem Herzog das Beste hoffte. Hatte er doch Streichers Mutter gegenüber „die zu verlässige Hoffnung ausgesprochen, in vierzehn Tagen wieder zurück ein-

treffen und von der glücklich vollbrachten Reise Bericht geben zu wollen." Erst als die wiederholte unbestimmte Antwort eintraf, Schiller möge nur zurückkommen, der Herzog sei sehr gnädig, da erkannte der Dichter klar, daß die Rückkehr für ihn ausgeschlossen sei. Bis dahin hatten auch die Eltern die Hoffnung auf eine friedliche Lösung nicht aufgegeben. Jetzt aber sahen sie keinen Ausweg mehr. Der Vater, der über die Flucht äußerst aufgebracht war, hatte sich bis jetzt durch die Vorstellungen der Mutter beschwichtigen lassen, daß der Sohn nur einen Druck auf den Herzog ausüben wollte und bald wieder zurückkehren werde, da der Herzog Schillern, als seinem Liebling, leicht verzeihen werde. Nun aber kamen schwere Zeiten für die arme Mutter; einerseits drückte sie die Sorge für den Entflohenen, andrerseits lasteten die Vorwürfe des Vaters schwer auf ihr. Es war schwerer für sie als sie geahnt hatte; ein zweites Mal hätte sie die Flucht nicht mehr zugegeben. Jetzt mußte sie sich eben ins Unvermeidliche schicken. Dazu kamen noch die Sorgen um die eigene Existenz. Wie leicht konnte der Herzog den Vater entgelten lassen, was der Sohn verbrochen! Wie leicht konnte er den Vater beim Wort nehmen, der sich durch einen Revers verpflichtet hatte, daß sein Sohn einmal in herzogliche Dienste treten werde! Aber zu ihrem Glück und Trost geschah von alle dem nichts. Der Herzog dachte nicht so. Rachsucht lag ihm fern. Er überließ den Flüchtling seinem Schicksal.

Bessere Aussichten.

Die Hoffnungen des Dichters erfüllten sich nicht so rasch, wie er erwartete. Der Intendant des Mannheimer Theaters, Baron von Dalberg, verstand es meisterhaft, die unglückliche Lage Schillers zu benutzen und ihn mit Versprechungen hin zu halten. Der Dichter sah sich daher genötigt sich an seine Gönnerin, die Frau von Wolzogen, zu wenden und ihren Schutz und ihre Hilfe in Anspruch zu nehmen. Diese edle Frau hatte Schiller nämlich schon während seiner Studienzeit

kennen gelernt, denn es studierten drei Söhne von ihr auf der Akademie. Die Mutter hielt sich nun ihren Söhnen zu lieb in Stuttgart auf und da lernte sie Schiller kennen. Wie sehr die Frau den jungen Mann schätzte und welch' Vertrauen wiederum Schiller zu ihr hatte, geht daraus hervor, daß ihr Schiller seinen Fluchtplan mitteilte, und daß sie ihm für den Fall der Not ihr Gut Bauerbach bei Meiningen als Zufluchtsstätte anbot. Jetzt war dieser Fall eingetreten und der Flüchtling machte von ihrem edlen Anerbieten Gebrauch.

Aber ehe er die Reise nach Bauerbach antrat, wollte er nochmals die Seinigen sehen, nochmals Mutter und Schwester umarmen — an den Vater war in den gegebenen Verhältnissen nicht zu denken. — Jetzt erst sah sich Schiller als Flüchtling an, bisher hatte er immer noch auf eine anständige Rückkehr gehofft. Jetzt war alles vorbei. Jetzt mußte der Dichter die Folgen tragen und er war dazu fest entschlossen. Nur die Seinen wollte er nochmals sehen und jetzt eigentlichen Abschied nehmen; denn ob und wann er wieder zurückkehrte, zurückkehren durfte, das lag in dunkler Zukunft verborgen. Darum schrieb er am 19. November seinen „besten Eltern“:

„Da ich gegenwärtig zu Mannheim bin, und in fünf Tagen auf Immer weggehe, so wollte ich mir und Ihnen noch das Vergnügen bereiten, uns zu sprechen. Heute ist der 19te, am 21sten bekommen Sie diesen Brief, wenn Sie also unverzüglich (das müßte sein) von Stuttgart weggehen, so könnten Sie am 22. zu Bretten im Posthaus sein, welches ungefähr halbwegs von Mannheim ist und wo Sie mich antreffen. Ich denke, Mama und die Christophine könnten am füglichsten . . abreisen . . Ich gebe Ihnen eine Carolin Reisegeld, aber nicht bälder als zu Bretten.“

Des Sohnes Wunsch wurde erfüllt; Mutter und Schwester trafen „in banger Erwartung“ zur bestimmten Zeit in Bretten ein. „Um Mitternacht hörten sie einen Reiter heransprengen, welcher sich bei dem Kellner erkundigte, ob nicht zwei Damen da seien. Sie erkannten

seine Stimme, stürzten ihm entgegen und lagen schluchzend an seinem Halse." Drei Tage dauerte der Aufenthalt in Bretten. Wie hart mag der Abschied für die Mutter geworden sein, die ihren Sohn einer ungewissen Zukunft entgegen gehen sah! „Es muß der Einbildungskraft des Lesers überlassen bleiben", sagen wir mit Streicher, „diese Scene nebst dem nach kurzem Aufenthalte gewaltsamen Losreißen dreier vortrefflichen Menschen, die das von zitternden Lippen gepreßte Lebewohl! für lange lange Zeit ausgesprochen glauben mußten, sich teilnehmend ausmalen zu können."

Vierzehn Tage nachher am 7. Dezember traf Schiller in Bauerbach ein und fand den Aufenthalt dort ganz vortrefflich. Ein volles halbes Jahr brachte er auf dem einsamen Gute zu mit Fiesko und Kabale und Liebe beschäftigt. Dort, oder vielmehr in dem nahen Meiningen lernte er auch seinen späteren Schwager, den Bibliothekar Reinwald, kennen, an den ihn Frau von Wolzogen empfohlen hatte. Die Freundschaft dieses Mannes war damals für Schiller von hohem Werte.

Im Sommer 1783 knüpfte Dalberg wieder mit dem Dichter an. Die Folge war, daß Schiller am 27. Juli wieder nach Mannheim zurückkehrte. Er ward jetzt Theaterdichter und sah sich so geborgen. Auch die Eltern waren jetzt beruhigt; sie konnten nun wenigstens hoffen, daß diese Stellung den Übergang zu einer anderen festen anbahnen würde. Besonders für die Mutter war diese Thatsache sehr tröstlich und heilsam; denn die Unruhen und Sorgen, die sie durchgemacht hatte, waren nicht spurlos an ihr vorübergegangen. Sie war, seitdem ihr Sohn weg war, „nie ganz gesund und hat oft sehr beschwerliche Anfälle von Magenweh." Der Sohn wußte es, in allen Briefen von Hause konnte er es lesen. Diese Thatsache hatte ihm auch manche schwere Stunde bereitet. Darum wünschte er jetzt auch nichts sehnlicher als den Besuch der Mutter in Mannheim, um sie über seine Verhältnisse zu trösten.

Der Brief, in dem er darüber der Mutter schrieb, ist leider nicht

mehr vorhanden. Um so wertvoller ist uns daher der Mutter Antwort darauf vom 9. September 1783, zumal da es der einzige erhaltene Brief derselben aus jener Zeit ist. Sie schreibt:

„Lieber, ich will auch noch etliche Zeilen anhängen (an einen Brief Christophinens), da ich schon so lange nicht selbst an Dich geschrieben.



Schiller als Theaterdichter in Mannheim.
Aus: Götz, Geliebte Schatten.

Gott sei gepriesen, daß wir Dich wieder näher bei uns wissen! Ich bin schon etliche Tage wieder bettlägerig gewesen an den Schmerzen, woran ich schon so viel gelitten, und bin in diesem Jahr gewiß um zehn Jahr älter worden in meinem Aussehen. Wirklich (d. h. gegenwärtig) wär' es mir unmöglich, eine Reise zu Dir, liebster Sohn, zu machen, wegen meinen Gesundheitsumständen, so sehr ich's wünsche Dich zu sehen. Sollte aber meine Krankheit sich bessern, so werde

ich gewiß keine Ruhe haben, bis ich's in Stand bringe, Ihn zu sehen. Schreib' er uns nur auch fleißiger als bisher. Ich möchte wissen, wie Er logiert, wo er Er in die Kost — wie theuer und Alles. — Hausen und sparen will ich Ihm nicht rekommandieren; ich hoffe, Er werde es indessen gelernt haben.

Wir küssen und grüßen ihn herzlich und empfehlen Ihn im Gebet alle Tage dem Schutz Gottes, der alles wohl machen wird, wenn wir ihm vertrauen. Seine getreueste Mutter

Schiller."

Zu einer Reise nach Mannheim reichte die Kraft der Mutter jetzt nicht aus, sie sollte den Sohn erst wieder sehen, nachdem er in Jena Professor geworden war. Nur Schwester Christophine besuchte den Bruder in Mannheim in Begleitung Reinwalds.

Christophinens Heirat.

Die Bekanntschaft Christophinens mit ihrem späteren Gatten, dem Bibliothekar und Hofrat Reinwald in Meiningen, ward auf eine merkwürdige Weise herbeigeführt. Reinwald war dem in Bauerbach verborgenen Flüchtling bald ein unentbehrlicher Freund und Berater geworden. Häufige Besuche zwischen beiden fanden statt. Bei einem solchen Besuche in Meiningen hatte Schiller bei Reinwald verschiedene Papiere zufällig liegen lassen, darunter einen Brief seiner Schwester Christophine. Reinwald fand ihn und las ihn. Der Inhalt desselben erfüllte ihn mit einer solchen Verehrung für die Schreiberin, daß er sich veranlaßt fühlte, an dieselbe zu schreiben. Dies geschah am 24. Mai 1783. Der Brief beginnt:

Mademoiselle, Ein besonderer Zufall macht mich so frei, an die Schwester meines Freundes zu schreiben. Unter etlichen Papieren, die Herr Dr. Schiller nach einem Besuch bei mir liegen lassen, fand ich einen Brief von Ihnen . . . Ich fand in diesem Briefe, den ich gelesen und nochmals gelesen und abgeschrieben habe, so viel weises

Denken, und so viel herzliche, besorgte Wohlmeinung gegen Ihren Herrn Bruder, daß ich mich gefreut habe, und scheue mich nicht, jeden Gedanken, der mir zu seiner Ausbildung und Glückseligkeit einfällt, mit Ihnen zu teilen. Vielleicht kann ich Ihnen oder Ihren lieben Eltern auch manche Unruhe benehmen, die Ihnen über die Situation Ihres Herrn Bruders aufsteigt, und ich werde gerade sein und nicht schmeicheln u. s. w.

Christophine antwortete auf Reinwalds Schreiben und so entwickelte sich bald ein lebhafter Briefwechsel. Bald auch empfand Reinwald das Verlangen die Schreiberin persönlich kennen zu lernen. Er bat um die Erlaubnis eines Besuches auf der Solitude. Diese wurde ihm gerne gegeben. Im Juni 1784 traf er auf der Solitude ein, entschlossen sich um Christophinens Hand zu bewerben. Die Eltern und Christophine waren auch einer Verbindung mit Reinwald nicht abgeneigt. Doch kam es noch zu keiner entscheidenden Erklärung; obgleich es an Gelegenheit nicht gefehlt hätte. Reinwald unternahm nämlich Mitte Juli kurz vor seiner Abreise eine Tour nach Ludwigsburg und auf den Asperg. Auf dieser in einer Chaise unternommenen Fahrt begleitete ihn Schillers Mutter, wie er selbst seinem Freunde Hofprediger Pfranger in Meiningen am 15. Juli meldete. Da hätte also Reinwald Gelegenheit genug gehabt bei der Mutter ein Wörtchen über sein Begehren fallen zu lassen. Die Frau war offenbar auch recht gut aufgelegt, da sie Reinwald das Geleite gab. Ihr hatte er es auch zu verdanken, daß er Schubart zu sehen bekam. Es ist nur zu bedauern, daß er in dem erwähnten Briefe an den Hofprediger Pfranger sich nicht deulicher darüber ausspricht. Er schreibt nämlich:

Bei unserer Zurückkunft (von Schubarts Gefängnis) in des (wachhabenden) Offiziers Zimmer gelang es uns durch eine List der Frau Hauptmann Schiller, daß Schubart zu uns kam. Schade, daß uns Reinwald diese kleine List der guten Frau nicht verrät! Schubart war über den Besuch recht angenehm überrascht. Er ließ sie nicht so bald

wieder fort. An Schillers Mutter hatte er ganz besondere Freude. Beim Abschied von ihr brach er — ächt schubartisch — in die biblischen Worte aus: Gebenedeiet bist Du unter den Weibern und gebenedeiet ist die Frucht Deines Leibes!

Am 16. Juli reiste Reinwald ab in Begleitung Christophinens, die ihren Bruder in Mannheim besuchen wollte, und der zu lieb Reinwald den Rückweg über Mannheim nahm. Schiller war über den Besuch hoch erfreut „fühlte sich aber zugleich unangenehm berührt, als er wahrnahm, daß die heitere, lebensfrische Schwester entschlossen schien, ihr künftiges Schicksal mit einem zwanzig Jahre älteren Manne zu teilen, dessen geringe Einkünfte und hypochondrische Launen wenig Freude zu versprechen schienen." Eine solche Heirat deuchte dem Dichter thöricht zu sein, und er that deshalb alles, um sie zu hintertreiben. Er schilderte den Seinigen ausführlich Reinwalds eigentümliches Wesen und machte sie dadurch wieder schwankend und zurückhaltend.

Aber Reinwald ließ sich trotzdem nicht abhalten das Jahr darauf wieder nach der Solitude zu reisen. Diesmal entdeckte er der Mutter seinen Wunsch. Aber Christophine, der die Eltern allein die Entscheidung überließen, konnte sich bei der Kränklichkeit ihrer Mutter jetzt nicht dazu verstehen, ihr Jawort zu geben. Der Vater berichtete darüber dem Sohne am 14. Juni 1785: Reinwald ist dieser Tage wieder hier gewesen, hat Christophine, die eben damals, als er in Stuttgart angekommen, auch dort gewesen, einen Ring geben wollen; da sie solchen aber ohne unser Vorwissen nicht angenommen, so ist er hieher gekommen, hat sich 6 Tage aufgehalten, aber doch nichts mehr vom Ringgeben gesagt, nichts ausgemacht, und ist gestern mit der Äußerung fort, daß er vorher seine Umstände verbessern müsse und dann seine Freundin abholen wolle.

Im nächsten Jahre, 1786, wiederholte er seinen Besuch zum drittenmal und diesmal mit besserem Erfolge. Jetzt gab Christophine ihr

Jawort, sie hatte sich für Reinwald entschieden und damit dessen Nebenbuhler und Mitbewerber Leutenant Miller verabschiedet. Am 9. Juni war Reinwald gekommen und am 22. fand schon die Trauung statt und zwar „ohne Gepränge" in Gerlingen. Zeugen waren der Rittmeister von Naso und seine Frau.

Am 27. zog Reinwald mit seiner jungen Frau ab; die Mutter begleitete sie nach Stuttgart und blieb dort zur Erholung einige Tage. Der Vater aber setzte sich nach der Abreise seiner Tochter hin und schrieb dem Sohne die schönen Worte: Da zieht sie hin, Seine Schwester, von unsrer aller Herzen losgerissen, vielleicht auf ewig unserm Wiedersehen entzogen! Ihr Verlust geht uns sehr, sehr nahe, denn sie ist ein gutes Kind gewesen, voll kindlicher Liebe, fleißig, sparsam und eingezogen. Nun ist uns alten Eltern die zweite Stütze niedergesunken, und unserer Freuden werden immer weniger. Von dem Schicksal der Christophine hoffe ich zwar alles Gute, denn es scheint schon in den wenigen Tagen ihrer Trauung mit Reinwald, daß sie vielleicht seinen ganzen Humor umstimmen und ihn zu einem mehr geselligen Manne machen werde.

Krankheit der Mutter.

Die vielen Aufregungen und Sorgen, die die Flucht des einzigen Sohnes der Mutter verursachte, beförderten, wie dies gemeiniglich der Fall zu sein pflegt, ein altes eingewurzeltes Leiden derselben, ein Magenleiden, außerordentlich. Und je länger diese nagenden Sorgen dauerten, um so hartnäckiger wurde das Übel. Der Gatte wandte alles an, um der Kranken zu helfen, er scheute keine Kosten, um sie von ihrem Übel zu befreien. „Er rief nicht nur die tüchtigsten der ihm bekannten Ärzte an das Krankenbett, sondern war auch unermüdlich bestrebt durch Einholung von Gutachten bei den bewährtesten Auktoritäten der Natur des Übels auf die Spur zu kommen." So berief er vor allen den Herzoglichen Leibmedikus und Professor an der Akademie Dr. Consbruch.



Christophine Reinwald
geb. Schiller.

Zu Müller, Schillers Mutter, S. 56.



Auch dem Sohne sandte er Krankenberichte, und zwar — und daran erkennen wir den alten Chirurgus — mit peinlicher Genauigkeit. Allein allen Anstrengungen der Ärzte und aller Sorgfalt des Gatten zum Trotz wurde die Krankheit immer heftiger. Am 6. März 1790 schrieb der Vater dem Sohne: „Die geborstenen Gefäße im Magen sind nun exulceriert (entleert) und China-Absud mit dem schwarzen peruanischen Balsam sind die Mittel, durch welche sie so lang noch aufgehalten wird, worüber sich alle hiesigen Ärzte verwundern. Da das Erbrechen vom 24. Februar bis 2. März ausgeblieben, so faßte ich neue Hoffnung, es würde sich die Öffnung im Magen nach und nach zuheilen. Allein das letzte, unter allen vorigen heftigste Erbrechen hat alle meine Hoffnung darniedergeschlagen. Sie ist nun äußerst schwach, ganz von Fleisch und Kräften und kann im geringsten nichts Solides mehr genießen. Gott stehe ihr und uns allen bei! Daß ich alles angewandt, sie zu retten, das weiß Gott, das hiesige Publikum und unsere jüngsten Töchter, und von Herzen gern wollte ich mein Alles um ihre Genesung geben, denn es ist mir höchst schmerzlich, nur denken zu müssen, daß ich meine teure Gattin, die in meinem herannahenden Alter meine Pflegerin sein sollte, verlieren könne." So schrieb der Vater am 6. März 1790 und damals war bereits eine gewisse Besserung eingetreten. Die Hauptkrisis war im Dezember des vergangenen Jahres. Nach einem Brief Christophinens vom 22. Dezember 1789, der leider nicht mehr vorhanden ist, war alle Hoffnung aufgegeben. Und am 29. desselben Monats schrieb Reinwald, daß Schiller auf den Wunsch seines Vaters sofort ein paar Zeilen an seine Mutter schreiben möchte; „vielleicht, daß sie die Kranke noch lebend antreffen, denn das ist, wornach sie sich äußerst sehnet." Daß Schiller diesen Wunsch erfüllte, ist zweifellos. Doch ist das Schreiben nicht mehr bekannt.

Der Sohn glaubte jetzt selbst auch an keine Rettung mehr und schrieb in diesem Sinne am 3. Januar 1790 an die Lengefeld'schen Schwestern: „Ich bin froh, daß sie ihres schmerzenvollen Lebens los ist, aber ich

denke ihrer mit Rührung, und es schmerzt mich, daß sie nicht mehr ist. Ein Band, das mich an die Menschen knüpfte, und das erste meines Lebens war, ist zerrissen. Sie liebte mich sehr und hat viel um mich gelitten. Auch meines Vaters wegen thut mir dieser Zufall wehe. Er sieht sich in seinem 67. Jahre allein. Er hat viel an ihr verloren. Meine Mutter war eine verständige kluge Frau, und ihre Güte, die auch gegen Menschen, die sie nichts angingen, unerschöpflich war, hat ihr überall Liebe erworben. Mit einer stillen Resignation ertrug sie ihr leidenvolles Schicksal, und die Sorge um ihre Kinder kümmerte sie mehr, als alles andere. Ich fühle, wenn ich an sie denke, daß die frühen Eindrücke doch unauslöschlich in uns leben. Ich darf mich nicht mit ihr beschäftigen."

Die Besserung hielt indes an und die Mutter genas unverhofft wieder. Wie freudig der Sohn die Wiedergenesung begrüßte, sehen wir aus seinem Briefe vom 13. Mai des Jahres. Da schreibt er: „Die Besserung meiner liebsten Mutter war mir eine unaussprechlich freudige Nachricht, und um so mehr, da ich sie kaum mehr hoffte ... In der That ist uns (Schiller war damals kurz verheiratet) die Gesundheit der liebsten Mama ein wahres und ein ganz ungehofftes Geschenk des Himmels, für das wir ihm nie genug danken können. Ich hoffe nun auch sehr viel Gutes für den Bestand; da sie sich aus einer so schlimmen Krise herausgerungen hat, und ihre Kräfte nicht unterlagen, so wird sie das übrige leichter überstehn. Es würde jetzt gut sein, glaube ich, ihre erschöpften Kräfte durch eine sorgfältig gute Diät zu ersetzen, und dabei immer ein Infusum von China mit Wein zu gebrauchen. Vielleicht wirkt auch eine stärkende Kräuterkur, wenn sie im Stande ist, sie zu ertragen."

Ob des Sohnes Rat befolgt wurde oder überhaupt befolgt werden konnte, steht dahin. Genug, die Mutter wurde gegen Ende des Jahres wieder ganz gesund.

An ihrem Geburtstag, am 13. Dezember, schrieb der Vater nach

Jena: „Die liebe Mama wird täglich gesünder und stärker. Sie ist letzthin in Stuttgart und bei dem Herrn Leibmedikus Consbruch gewesen, und hat ihm für seine viele Bemühung und so herzliche Teilnehmung nur 2 Carolin geben wollen, er hat aber durchaus nichts angenommen, ob er schon bei 50 Briefe, der Mama Krankheit wegen, ohne die Recepte, schreiben müssen. Wir sind bei ihm also noch in sehr großer Verbindlichkeit, und da wir seine Freundschaft großen Teils Ihm, lieber Sohn, zu verdanken haben, so ersuche ich Ihn, sobald möglich an Herrn Consbruch zu schreiben und ihm auch in Seinem Namen zu danken, denn wir vermuten, daß es ihn sehr freuen wird, und ich muß bekennen, daß er noch immer eine aufrichtige Liebe zu Ihm hat, sich immer nach Ihm erkundigt und sich mit uns über alle gute Nachrichten herzlich freut."

Zugleich verlangte der Vater von dem Sohne die Krankheitsgeschichte der Mutter zurück, da sie Consbruch ausarbeiten und zum Besten der Menschheit durch den Druck bekannt machen wolle. Oder wenn der Sohn es lieber wolle, solle er selbst „auch zum Lob des Herrn Professor Consbruch" diese Geschichte in eine gelehrte Zeitung einrücken lassen. Der Sohn erwiderte am 29. Dezember, daß er gerne die Krankengeschichte auf eine schickliche Art ins Publikum bringen wolle, wenn es Consbruch nicht angenehmer sei, sie selbst in den Druck zu geben; er wolle ihm mit ehester Post darüber schreiben und ihm für den großen Dienst, den er ihnen allen durch seine meisterhafte Kur an der lieben Mama geleistet habe, und für seine uneigennützige freundschaftliche Gesinnung den wärmsten Dank abstatten. Dieser Brief des Dichters ist leider nicht mehr erhalten, sicherlich aber hat er an Consbruch geschrieben. Consbruchs Antwort darauf ist ebenfalls verloren; so wissen wir nicht, was in dieser Sache geschah. Der Sohn selbst fand bekanntlich keine Zeit zur Veröffentlichung der Krankengeschichte; auch lag ihm das medizinische Gebiet doch wohl schon zu fern. Und ob es Consbruch gethan, vermögen wir nicht zu sagen. Die Sache

wäre doch sonst irgend wo in der Schillerliteratur bekannt geworden. Wir kennen von Consbruch bis jetzt nur einen Brief an Schiller vom 29. Dezember 1788.

Es wird nun zwar vermutet, das Datum dieses Briefes sei falsch und dieser Brief die Antwort auf Schillers Schreiben. Das scheint aber kaum möglich, weil Consbruch über die Veröffentlichung der Krankengeschichte darin vollständig schweigt. Und darüber wollte ja eben Schiller ihm schreiben und von ihm erfahren, ob er selbst die Geschichte veröffentlichen wolle. Also die Hauptsache fehlt in dem Briefe und deshalb kann er unmöglich die Antwort auf Schillers Brief sein. Der Brief stammt offenbar aus früherer Zeit und das Datum desselben ist richtig. Wir erfahren aus ihm, daß Consbruch schon im Jahr 1788 Schillers Mutter behandelte und dem Dichter verschiedene Mittel zur Behandlung derselben mitteilte. In der That war Frau Schiller schon Anfang 1788 kränklich, Christophine schreibt schon am 28. April dieses Jahres ihrem Bruder: „Ihr Zustand geht mir sehr nahe und gewiß ist er schlimmer als sie schreibt, weil sie uns keine Sorgen machen will.“ Sodann schreibt Reinwald am 6. August 1788 an Schiller: „Eben erhalten wir Briefe von unseren Eltern, worinne Dein Vater schreibt, er habe Dir den Krankheitszustand Deiner Mutter geschickt, um Dir bei einem gründlichen Arzte ein medizinisches Gutachten zu erbitten, er wünscht sehnlichst, daß dies bald geschehe, er müßte sonst wider einen neuen Doktor annehmen. (Er hat schon Dreye dergleichen Jahre lang gebraucht.)“

Dieser Krantheitsbericht, den hier Reinwald erwähnt, ist offenbar derselbe, von dem Consbruch in dem erwähnten Briefe vom 29. Dezember 1788 also schreibt: „Dieselbe haben schon von Ihrem Herrn Vater, einem genauen Beobachter, die Krankheitsgeschichte erhalten, und wollen nur meine Meinung von der Kur vernehmen.“ Schiller hatte also offenbar als besorgter Sohn von freien Stücken an Consbruch geschrieben und ihn um Auskunft über das Leiden seiner Mutter gebeten. Dieser

Brief von ihm ist aber ebenso verloren wie der andere. In demselben Briefe meldet Consbruch, daß seit etwa 4 Wochen die schmerzhaften Krampfanfälle nicht mehr so heftig und anhaltend seien wie zuvor. Und in einem erst kürzlich bekannt gewordenen Briefe des Vaters vom 16. Januar 1789 ist zu lesen: „Mama ist gottlob noch immer ganz erträglich und kann schon sieben Wochen lang immer auf sein.“ Damit wäre also auch bewiesen, daß Consbruchs Brief vom 29. Dezember 1788 ganz richtig datiert ist, denn Consbruch redet von 4 und Vater Schiller 18 Tage nachher von 7 Wochen; das stimmt ganz zusammen.

Die Mutter wurde also im Jahr 1789 wieder gesünder und erst im folgenden Jahre kam die schwere Krankheit zum Ausbruch, wie wir gesehen haben. Die Genesung ging sehr langsam von statten. Im folgenden Abschnitt wird noch weiter davon die Rede sein.

Des Sohnes Heirat.

In die Zeit der schweren Krankheit der Mutter fällt des Sohnes Verlobung und Heirat mit Charlotte von Lengefeld. Des Sohnes Braut war ihr keine ganz unbekannte Persönlichkeit. War sie doch schon im Jahre 1783 auf der Reise nach der Schweiz mit Frau von Wolzogen auf der Solitude gewesen. Der Besuch hatte damals freilich nur kurze Zeit gedauert, aber doch so lange, daß die junge Charlotte den besten Eindruck bei der Frau Hauptmann hinterließ. Darum war sie jetzt sehr erfreut, daß diese gerade ihres Sohnes Braut wurde. Die Nachricht von dieser Verbindung, die der Sohn seinen Eltern im Dezember 1789 zukommen ließ — leider haben wir den Brief nicht mehr — trug viel zur Wiedergenesung der Schwererkrankten bei. Auch Charlotte beeilte sich ihrer künftigen Schwiegermutter zu schreiben. Ihr Brief, vom 29. Dezember datiert, hat sich erhalten. In demselben sagt sie: „Dazumal als ich in Ihrer Familie war, — Sie werden es kaum mehr wissen, es war im Jahre 83, wo wir auf der Solitude waren, — und Sie uns so gütig aufnahmen, ahnte ich nicht, wessen

Eltern ich sah, daß sie einst auch die meinigen werden würden! Von Ihnen selbst, liebe Mutter, kann ich mir kein rechtes Bild mehr machen; aber mein lieber Vater ist mir noch gegenwärtiger. Es thut mir weh, daß so wenig mehr davon mir im Gedächtnis geblieben ist; ich könnte mich lebhafter unter Sie versetzen; und ich möchte, daß auch Sie noch etwas von mir wüßten. Aber wahrscheinlich haben Sie dieses vergessen; unter der großen Menge Fremder, die immer den Ort besuchen, ist es schwer, einige zu unterscheiden."

Es ist in der That zu vermuten, daß die Frau Hauptmann Schiller wohl auch keine genaueren Erinnerungen mehr gehabt hat. Es geht freilich oft merkwürdig zu, gerade in solchen Fällen; aber wir wollen uns nicht in Vermutungen ergehen. Vielleicht kommt einmal das Antwortschreiben der Mutter auf diesen ersten Brief ihrer Schwiegertochter zum Vorschein, das bis jetzt fehlt.

Sicher aber wußte die Mutter noch genau, daß Charlottens Vater, Karl Christoph von Lengefeld, Rudolstädtischer Landjägermeister war. Dieser war schon im Jahre 1776 gestorben. Seine Frau, Luise, geborene von Wurmb, hatte ihm zwei Töchter, Caroline, geboren den 3. Februar 1763, und Charlotte, geboren den 22. November 1766, geschenkt. Mit beiden Töchtern und dem Bräutigam der älteren, dem Herrn von Beulwitz, hatte die Witwe eine Reise in die Schweiz unternommen, da die jüngere Tochter Charlotte bei der Herzogin Luise von Weimar Hofdame werden und zu dem Zweck vorher noch in französischer Conversation gründlich ausgebildet werden sollte. In Vevey nahmen sie Aufenthalt. Ein Jahr lang blieben sie dort.

Auf der Rückreise in die Heimat besuchte die ganze Reisegesellschaft den Dichter in Mannheim. Schiller war bei ihrem Besuch nicht zu Hause, erwiderte ihn aber zurückgekehrt sofort und traf sie gerade noch, als sie abreisen wollten.

Die Bekanntschaft war also eine ganz flüchtige und die beiden Fräulein von Lengefeld ließen damals keinen Eindruck bei ihm zurück. Das

Interesse des Dichters wurde erst später geweckt. Im Dezember 1787 war er bei Frau von Wolzogen in Bauerbach auf Besuch. Dort traf er seinen Akademiefreund Wilhelm von Wolzogen. Dieser überredete Schiller mit ihm seine „superklugen Cousinen" in Rudolstadt zu besuchen. Schiller folgte, wenn auch ungern, und fand beide „Geschöpfe", wie er an Körner meldete, „anziehend." Er verbrachte bei ihnen einen recht angenehmen Abend: er war gefesselt mehr als er vielleicht selbst ahnte. Ein lebhafter Briefwechsel entspann sich bald darauf zwischen Schiller und den beiden Schwestern. Der Dichter liebte beide gleich sehr. Erst allmählich entschied sein Herz ganz für Lotte. Im Sommer 1789 fand die Verlobung statt. Der Herzog Karl August von Weimar, der sich sehr für die Verlobten interessierte, gab dem bisher unbesoldeten Professor 200 Reichsthaler „jährliche Pension" und der Herzog von Meiningen verlieh ihm den Hofratstitel.

So konnte der Dichter, da auch die Schwiegermutter 150 Reichsthaler jährlichen Zuschuß in Aussicht stellte, auch an die Hochzeit denken; denn was er noch weiter brauchte, konnte er durch Schriftstellerei leicht noch zu erwerben hoffen. Am 22. Februar 1790 fand in aller Stille die Trauung in Wenigenjena, einem Dorfe bei Jena, statt. Nur die Mutter und Schwester der Braut waren dabei anwesend. Von Schillers Eltern oder Geschwistern war niemand dabei; für diese wäre auch um diese Jahreszeit eine so weite Reise zu beschwerlich gewesen. Und die Mutter war ja krank, von der konnte also nicht die Rede sein. Der Gatte aber und die Kinder konnten die kranke Frau nicht allein lassen. Das wußte der Sohn recht gut und er hat deshalb wohl auch kaum ein ernstliches Ansinnen an eines der Seinigen gestellt. Am 13. Januar schrieb er: . . „O daß Sie nicht auch zugegen sind, liebste Eltern, unsere Freude zu theilen, und uns Ihren Segen zu geben . . . Da Sie an meinem Trauungstage nicht selbst zugegen sein können, liebste Eltern, so seien Sie es wenigstens durch einige Zeilen und erhöhen Sie mir diesen freudigen Tag durch die Versicherung, daß Sie meine

Freude mit mir theilen . . ." Was der Vater darauf geantwortet, wissen wir nicht. Leider fehlen uns aus dieser Zeit alle Nachrichten und alle Briefe der Eltern und der Geschwister an Schiller. Der Sohn schrieb dagegen, obwohl er von Geschäften überhäuft war, außergewöhnlich oft, da ihn das Befinden seiner Mutter sehr beunruhigte. Am 3. März meldete er seiner Schwiegermutter: „Von meiner Familie habe ich noch immer keine Nachricht, so daß mir meiner Mutter wegen bange ist. Was auch der Himmel über sie verhängt hat, so ist mir dieses ein Trost, daß sie die Nachricht von unserer Verbindung noch erfahren und sich meines Glückes gefreut hat." Am 10. desselben Monats schrieb er dem Vater: „Ihr Stillschweigen, liebster Vater, beunruhigt mich aufs äußerste. Auf 2 Briefe, die ich Ihnen schon seit dem Januar schrieb, und worin ich Sie bat, mich auch nur in einigen Zeilen von dem Gesundheitszustand meiner lieben Mutter zu benachrichtigen, habe ich keine Antwort erhalten. Weil ich jeden Posttag darauf wartete, um Ihnen wieder zu schreiben, so unterblieb dieses immer. Ich kann aber nicht länger in dieser peinlichen Ungewißheit sein. Lassen Sie mich doch mit der ersten Post etwas entscheidendes von dem Zustand meiner l. Mutter wissen, und wenn Sie selbst nicht Zeit haben zu schreiben, so kann es ja Luise thun." „Seit dem 22. Februar", fährt er dann fort, indem er über seine Hochzeit berichtet, „bin ich mit meiner l. Lotte verheiratet und nichts fehlt nun zu meinem Glücke, als daß ich wegen der l. Meinigen außer Sorgen gesetzt bin. Ich lebe die glücklichsten Tage, und noch nie war mir so wohl, als wie jetzt in meinem häuslichen Kreise . . . . Unsere Trauung geschah ganz in der Stille auf einem Dorfe bei Jena; eine förmliche Hochzeit haben wir gar nicht gemacht, so daß die Unkosten sehr gering waren . . . Ich erwarte bloß Nachrichten von Ihnen, beste Eltern, um Ihnen mehr zu schreiben. Der Himmel nehme Sie in seinen gnädigen Schutz und schenke Ihnen und meinen l. Schwestern Freude und Gesundheit." Endlich am 1. Mai schrieb der Vater:



Schiller nach dem Portrait von Dora Stock 1785.

Zu Müller, Schillers Mutter, S. 64.





Charlotte Schiller.
Aus Sauer, Deutsche Frauenbilder.

Zu Müller, Schillers Mutter, S. 64.



„Um Euch, meine Lieben, wegen der Mama nicht länger in Unruhe zu lassen, kann ich die Antwort auf mein Letztes nicht erwarten, um so weniger, als ich jetzo zum Lob Gottes melden kann, daß sie um ein Beträchtliches besser ist. Bis zum 20. vorigen Monats haben ihre gewöhnlichen Schmerzen und Erbrechen doch auf die Letzte nicht mehr so heftig fortgedauert. Von diesem Tag an ist beides ausgeblieben, es hat sich die Eßlust wieder eingefunden. — — Die gute Mama kann nun den Tag über meist aus dem Bett sein, und ihre gänzlich erschöpft gewesenen Kräfte fangen an sich wieder zu sammeln, es wird aber langsam gehen, und noch nicht aller Sturm vorbei sein. Gott aber sei herzlich gepriesen, daß unsere liebe Kranke soweit gebessert ist!"—

Am 10. Mai teilte der Dichter seiner Schwägerin Caroline von Beulwitz diese für ihn so freudige Nachricht mit. „Ich hoffe noch immer", schreibt er, „sie wiederzusehen, und ihr einige frohe Tage noch zu schenken. Auch Lolo und Dich muß sie noch sehen, und mein Vater muß Euch seine Artigkeit ins Angesicht sagen." Des Sohnes Wunsch ging in Erfüllung. Die Mutter drängte es nach ihrer gänzlichen Wiederherstellung den Sohn wieder zu sehen und seine Lebensgefährtin kennen zu lernen. Sie entschloß sich zur Reise nach Jena und im Jahre 1792 führte sie den Entschluß auch aus.

Die Mutter in Jena und Meiningen.

Seit der Verheiratung des Sohnes war es der Mutter liebster Gedanke, ihr sehnsüchtigster Wunsch gewesen, den Sohn wieder zu sehen und seine Frau kennen zu lernen. Diesem Verlangen stellte sich zunächst ein unüberwindliches Hindernis entgegen: Die Mutter war von ihrer schweren Krankheit noch immer nicht hergestellt. Am 22. Februar 1790 war die Hochzeit des Sohnes gewesen und erst im Dezember desselben Jahres war ihr Befinden wieder ein gutes. Aber jetzt im Winter konnte die kaum Genesene nicht daran denken, sich den Strapazen einer so weiten Reise auszusetzen. Es verging auch noch das

ganze Jahr 1791; erst im Jahr 1792 wurde der Plan der Reise nach Jena erwogen. Aber auch jetzt noch durfte die Mutter ihrer Gesundheit halber es nicht wagen allein die Reise zu unternehmen; man beschloß daher die jüngste Tochter Nanette mitreisen zu lassen.

Dem Sohn lag sehr viel daran seine Mutter bei sich zu sehen; er sandte deshalb zur Erleichterung der Kosten 6 Louisdor. Das Geld traf erst nach der Abreise ein, am 11. September, „gerade an dem Tage da Mama Morgens 8 Uhr in Nürnberg eingetroffen", wie der Vater dem Sohne am 17. September mitteilte.

Am 9. September waren die Reisenden von Stuttgart abgefahren und also, wie der Vater schon in seinem Reiseplane vom 25. August zum Voraus berechnet hatte, am 11. in Nürnberg eingetroffen. Mit ihnen reiste ein „Mann von Pforzheim, der in Jena nach seinem Vorgeben einen Sohn besuchen wollte und schon in Stuttgart mit der Mama auf der Diligence gesessen" war. Dem Vater war dieser Reisende nicht ganz angenehm, er fürchtete, es möchte ein Betrüger sein, „indem man bei gegenwärtiger Welt niemand ins Herz sehen, niemand trauen kann." Seine Befürchtungen waren völlig grundlos. Wir wissen zwar nichts weiteres über diesen Reisebegleiter, aber wir wissen doch, daß Mutter und Tochter wohlbehalten in Jena anlangten. In Nürnberg hatten sie des Sohnes „Chaise" erwartet, der Sohn hatte selbst den Vorschlag dazu gemacht; aber es traten wieder Hindernisse ein und die erwartete Chaise war nicht in Nürnberg. Doch waren die Reisenden dadurch nicht besonders aufgehalten. Die Weiterreise nach Jena vollzog sich ohne Schwierigkeit. Sie trafen dort sogar zwei Tage früher ein als sie der Sohn erwartet hatte. Da war die Freude des Wiedersehens zwischen Mutter und Sohn um so größer. Am 21. September schrieb Schiller seinem Freunde Körner darüber: „Meine Mutter hat mich zwei Tage früher überrascht, als ich den Briefen von der Solitude nach erwarten konnte. Die große Reise, schlechte Witterung und Wege haben ihr nichts angehabt. Sie hat sich zwar

verändert gegen das, was sie vor zehn Jahren war; aber nach soviel ausgestandenen Krankheiten und Schmerzen sieht sie sehr gesund aus. Es freut mich sehr, daß es sich so gefügt hat, daß ich sie bei mir habe und ihr Freude machen kann. Meine jüngste Schwester, die funfzehn Jahre alt ist, hat sie begleitet. Diese ist gut, und es scheint, daß etwas aus ihr werden könnte. Sie ist noch sehr Kind der Natur, und das ist noch das beste, da sie doch keine vernünftige Bildung hätte erhalten können."

Schiller bemühte sich sehr seiner Mutter und Schwester Freude zu machen. Er war stolz darauf seinen Jenaer Freunden und Bekannten dieselben vorzustellen. Die Mutter fühlte sich freilich am wohlsten zu Hause in der Familie; sie wollte die kurze Zeit, die sie bei ihrem Sohne zubringen konnte, nur ihm und seiner Familie in erster Linie widmen. Doch war sie nicht so engherzig, daß sie sich nicht auch gefreut hätte, den Bekanntenkreis des Sohnes kennen zu lernen. Aber der Sohn ging ihr über alles; war er doch selbst auch das Jahr vorher schwer krank gewesen. Da war die Mutter sehr um seine Gesundheit besorgt und es freute sie besonders die außerordentliche Pflege und Sorgfalt, die Charlotte ihrem Gemahl zu teil werden ließ. Durch diese liebevolle Behandlung ihres Gatten gewann diese das Herz der Schwiegermutter vollständig. Die Frau Hauptmann wurde dadurch heimischer, sie glaubte auch ihren Rat und ihre Ansicht in manchen Punkten aussprechen zu dürfen; zu sagen, was ihr nicht gefiel, was sie anders wünschte, und was sie für besser hielt, anzugeben. Da machte nun Lotte manches anders, als es die Mutter gewohnt war; sie hatte manches anders gelernt als die Mutter; sie kochte anders als es in Schwaben der Brauch war; kurz dies und jenes geschah nicht nach der Mutter Sinn. Und schließlich glaubte jede der beiden Frauen allein das richtige zu haben und zu treiben. Das führte, wie es so zu geschehen pflegt im Menschenleben, zu Verstimmungen, vielleicht auch zu kleinen Reibereien; wer weiß es?

Später, zwei Jahre nachher, schrieb die Mutter dem Sohne — es war am 12. August 1794 —: „Seine liebe Frau wird sich vielleicht eine andere Schwieger-Mutter oder Schwägerin vermutet haben, wo wir alle nicht nach ihrem Thun uns zu richten wissen; allein meine Liebe und Gefälligkeit vor sie und die Liebe vor Ihn sollte etwas an diesen Mängeln ersetzen."

Der damalige Tisch- und Hausgenosse Schillers, M. Göritz, gestorben als Dekan zu Kirchheim unter der Teck in Württemberg, hat uns über dieses Verhältnis berichtet. Er schreibt in einem Aufsatz, der aber erst nach seinem Tode im Morgenblatt 1838 erschien, in scharfer Weise also: „Einst kam seine Mutter mit einer seiner Schwestern, einem idealisch schönen Mädchen, die nun gestorben ist. Aber diese brachte lauter Verwirrung ins Haus. Mit der geradesten Offenheit und ohne alle Schonung und Feinheit, weil sie nichts Arges hatte, ohne Kenntnis der Welt, noch ihres Sohnes, noch weniger seiner Gattin, mit einem hohen Mutterstolz und Schwiegermuttergefühl stach sie beiden, ohne es zu ahnen, in tausend Äußerungen und Bemerkungen täglich glühende Dolche ins Herz, und wäre sie länger geblieben, sie hätte mit der größten Gutmütigkeit das schöne und zarte Verhältnis zwischen Schiller und seiner Gattin ganz zerstört. Ich staunte über die Fassung, womit beide ihr Einmischen in alles aufnahmen." Man fühlt wohl, daß Göritz das Bestreben hat, die Wahrheit zu sagen. Wir glauben ihm das gerne, um so mehr, da er ja Theolog ist. Aber wir können seiner Äußerung keinen besonderen Wert beilegen. Man merkt zwar wohl, daß in diesen Bemerkungen etwas Wahres enthalten ist, aber Göritz ist offenbar ein Schwarzseher, wenn er behauptet, daß die Mutter lauter Verwirrung ins Haus gebracht habe. Vergleicht man mit seiner Darstellung die Worte der Mutter, die offenbar auch fühlte, daß ein gewisser Gegensatz vorhanden war, so bekommt die Sache ein ganz anderes Gesicht. Die Mutter selbst bekennt ja offen, daß sie sich nicht nach dem Thun Lottens zu richten

verstanden habe, d. h. doch offenbar, daß sie den guten Willen, die gute Absicht gehabt habe, sich darnach zu richten, daß ihr dies aber nicht gelungen sei. Also anders ausgedrückt, manches, was sie sagte, was sie that, fand nicht den Beifall ihrer Schwiegertochter. Das wundert uns eigentlich gar nicht; denn wo in aller Welt ist es der Fall, daß zwischen zwei Personen — wir meinen durchaus nicht allein zwischen Schwiegertochter und Schwiegermutter — völlige Überein=stimmung herrscht? Es kamen offenbar, wie es gewöhnlich ist, auf beiden Seiten Fehler vor, wenn wir es so bezeichnen wollen. Der Gegensatz zwischen Lotte und der Frau Hauptmann war in ihrer Her=kunft und Erziehung begründet. Die einfache Bäckerstochter konnte eben mit der adeligen Dame nicht völlig harmonieren. Derselbe Göritz sagt: „Daß sie von Adel war, zeigte Madame Schiller durch die Art, wie sie ihre Kammerjungfer behandelte . . . Sie wurde immer mit einem gewissen spöttischen, herabwürdigenden Ton behandelt, der uns oft empörte; sie konnte nichts recht machen und wurde immer mit Bitterkeit zurecht gewiesen, auch wo keine Ursache dazu da war." Also dasselbe: sie konnte nichts recht machen. Sodann war es im Schiller'schen Hause in Jena nach der damaligen Hofsitte in Weimar Mode — wenigstens in Anwesenheit der Hausfrau —, so leise zu sprechen, daß der Ungeübte den Redenden nicht verstehen konnte. Das mag nun der einfachen Frau Hauptmann auch nicht behagt haben. Sodann sagt Göritz: „Die Basis des Umgangs für die Eingeweihten war ganz einfach: Natur und Wahrheit." Wie stimmt das, wenn Göritz der Mutter die „geradeste Offenheit" zuschreibt, wenn sie nach ihm „nichts Arges hatte"? Doch wir wollen diese Fragen nicht weiter erörtern. Genug daran. Es war ja in der That eine wenn auch un=bedeutende Disharmonie vorhanden; aber sicherlich war die Mutter redlich bemüht, alles, was Anstoß erregen konnte, zu vermeiden, wenn es vielleicht auch ihr schwer fiel, mit ihrem Rat und ihrer Ansicht immer ganz zurückzuhalten. Doch ist von wirklichen Differenzen deshalb nie

die Rede gewesen. Das beweist auch das ganze spätere Verhalten der Mutter Lotte gegenüber. Der ganze Briefwechsel zeigt uns das. So schrieb die Mutter in späterer Zeit (1799, 26. Februar) an Lotte: „Es freut mich aber recht sehr, wie viel Ihnen daran liegt, Ihrem guten Schiller seine Erholungsstunden durch Ihre Unterhaltung froh und angenehm zu machen, und ist mir immer ein Beweis, wie herzlich und zärtlich Sie ihn lieben."

Gegen Ende des September machte Schiller mit seiner Mutter eine zehntägige „Excursion" nach Rudolstadt. Seine Mutter sollte auch seine Schwiegermutter, Frau von Lengefeld, die Chère mère, kennen lernen. Über den Aufenthalt in Rudolstadt ist uns nichts weiter bekannt. Daß sie aber zehn Tage blieben — Schiller hatte seine Frau auch bei sich — verrät uns, daß es allen daselbst wohl gefiel und daß Frau von Lengefeld über den Besuch recht erfreut war.

Kurz nach der Rückkehr von Rudolstadt trat die Mutter die Rückreise über Meiningen an. Nach einem Briefe des Sohnes war es der 8. Oktober; doch scheint es, daß die Abreise erst am 10. oder 11. erfolgte.

In Meiningen traf die Mutter weniger erfreuliche Verhältnisse. Ihr Schwiegersohn, Bibliothekar Reinwald, war eine jener mürrischen, unfreundlichen Naturen, denen ihr eigenes Ich über alles geht. Darunter litt seine Frau Christophine sehr. Sie suchte es zwar ihrer Mutter, so gut es ging, zu verbergen, aber das scharfe Mutterauge entdeckte bald, daß ihre Tochter nicht glücklich war. Reinwald selbst gab sich auch bei der Anwesenheit seiner Schwiegermutter wenig oder gar keine Mühe seine Fehler zu verbergen.

Ein Jahr später, am 12. August 1794, schrieb die Mutter ihrem Sohne über die Eindrücke, die sie von Reinwald empfangen, also: „Der guten Fene werde ich nichts mehr von den Unarten ihres Mannes schreiben, da sie ohnehin zu leiden genug bei ihm hat, werde ich sie damit verschonen. Da ich damals meine liebe Tochter besuchte, lernte

ich ihn immer mehr zu seinem Nachteil kennen; sie fürchtete sich, mir ihre Liebe und Bereitwilligkeit, so lange ich bei ihr war, zu beweisen, und ich ersetzte alles, als ich fortging, gedoppelt, was ich genossen, daß sie keine Vorwürfe von ihm zu erwarten habe. Ich ging gewiß mit schwerem Herzen zurück. Die gute, liebe Fene ist gewiß zu bedauern."

Es war daher der sehnsüchtigste Wunsch der Mutter ihre Tochter wieder einmal eine Zeitlang bei sich zu haben, damit sie sich etwas erholen könnte. Die Tochter selbst sehnte sich nicht weniger nach dem Elternhause.

Am 28. Juli 1795 schrieb die Mutter dem Sohne, daß Christophine ihr den sehnlichsten Wunsch bezeigt habe, allein eine Reise zu ihnen machen zu dürfen, „weil sie wegen ihrem Garten nicht beide abkommen könnten." „Wann sie nur", fährt die Mutter fort, „mit einer Gelegenheit, wo die Kosten nicht allzu hoch, uns wieder sehen und sprechen könnte; unerachtet es bei ihrem . . Mann schwer halten wird, wo ihm doch das geringste nicht abgehen würde. Ich wünschte es ebenso sehr sie nochmalen zu sehen, wann es nur zu machen wäre, von ihrer Sklaverei auf einige Zeit auch wegen ihrer Gesundheit eine solche Reise machen könnte, das wäre ihr doch von Herzen zu wünschen."

Der Wunsch der Mutter ihre Tochter wieder zu sehen, ging bald in Erfüllung, aber freilich war der Anlaß zu der Reise Christophinens ein höchst betrübender: Die schwere Krankheit des Vaters, die dessen Tod herbeiführte, veranlaßte im Jahre 1796 die Tochter in die Heimat zu eilen. Das war freilich ein trauriges Wiedersehen! Doch davon in einem späteren Abschnitte.

Der Meininger Besuch blieb der Mutter stets in schmerzlicher Erinnerung. Als sie in späteren Jahren in Leonberg als Witwe lebte, da forderte der Sohn sie nochmals auf, ihren Besuch zu wiederholen. Darauf schrieb sie ihm, — es war am 16. Dezember 1798 — daß sie mit Reinwald — denn selbverständlich wäre sie auch nach Meiningen gegangen — sich nicht länger vertragen könnte; „ich habe noch

vom ersten Besuch zu „thauen" und er gab mir keine Suppe umsonst, ich bezahlte alles; sie, die Fene, mußte ihn zwei bis dreimal am Essen mahnen, bis er Geld zu Bier gab, so daß ich von dem meinigen es bezahlte, und er ließ es gerne geschehen. Auch hatte er einige Bouteillen fremden Wein im Keller, die Fene hat mir aber nichts offerieren dürfen." Darauf gedenkt die Mutter des Aufenthalts bei dem Sohne mit den Worten: O wie ganz anders war es bei Ihm, liebster Sohn, und was hat er damals vor mich gethan und noch, Gott wird es ihm tausendfältig segnen. Ich weiß gewiß, daß er es gerne thut. . . ."

Das hat die gute Frau offenbar besonders geschmerzt, daß ihr Reinwald von seinem bessern Wein nicht auch etwas vorsetzte. Das war auch unverzeihlich von ihm! Er mußte dafür auch büßen. Der Brief des Vaters an den Sohn vom 15. Dezember des Jahres verrät uns dies. Da schreibt der Vater: „Vorgestern ist Mamas Geburtstag gewesen, und da haben wir die Bouteille Champagner angegriffen, welche Christophine und Mama dem Reinwald vorenthalten haben. Denn da derselbe die löbliche Gewohnheit hat, seine Frau zu verhindern, daß sie kein stark Getränk bekommt und selbst gern alles allein trinkt, so hat Mama eine Bouteille mit hieher genommen." Also da Reinwald nicht freiwillig eine Flasche besseren Weines spenden wollte, so wurde ihm auch der ihm bestimmte Champagner „vorenthalten."

Daß unter den gemeldeten Umständen die Mutter ihren Aufenthalt in Meiningen nicht besonders lang ausdehnte, läßt sich denken. Je länger sie blieb, um so schmerzlicher ward sie bewegt, da sie immer deutlicher sah, wie wenig Reinwald sich bemühte, seine Frau glücklich zu machen. Sie strebte deshalb wieder der Heimat zu, um so mehr, da sie wußte, wie sehnsüchtig der Gatte und die Tochter Luise auf ihre Rückkehr warteten!

Ende Oktober langten sie glücklich wieder auf der Solitude an, zur großen Freude des Vaters und Luisens. Da gab's zu erzählen und zu berichten. „Ich kann nicht genug zuhören", schrieb Luise dem Bruder,

„wie sie voll Liebe und Zärtlichkeit von Dir sprechen; wie die etlichen Wochen, die sie bei Dir zubrachten, so angenehm verflossen, die sie gewiß immer mit der innigsten Rührung in ihr Herz zurückrufen werden. O, wie oft dacht' ich, wenn ich nur auch eine Stunde daran hätte genießen können!" Dann dankte sie dem Bruder für den Seidenzeug, den die Mutter als Geschenk von ihm mitgebracht hatte; er habe sie recht erfreut dadurch, um so mehr, da er ganz nach ihrem Geschmack sei. Sie wolle dem Bruder zum freundlichen Gedenken eine Leibbinde stricken.

Wohl gleichzeitig — Luisens Brief ist nicht datiert — schrieb auch der Vater und dankte dem Sohne für die Tabakspfeife, die er ihm gesandt hatte. Er habe es „schändlich" vergessen in seinem letzten Briefe; er hole es jetzt nach und bezeuge, daß sie ihm sehr gefalle und daß er allemal dabei an seinen lieben Fritzen denke, wenn er sie brauche, und das geschehe sehr oft.

Und was that die Mutter? Nun, sie sandte gleichzeitig ein „Päckle" mit, das außer einem „Leibrock", nach den späteren Sendungen zu schließen, wohl auch Leinwand enthielt, die sie höchst eigenhändig gesponnen hatte und die darum in jeder Beziehung einen höheren Wert darstellte. Der Begleitbrief, den sie der Sendung mitgab, gleichzeitig mit des Vaters und der Tochter Schreiben, ist folgenden Inhalts. Er folgt hier ausführlich, da er der erste erhaltene Brief der Mutter ist, den sie schrieb seit dem 9. September 1783. Damals schrieb sie nach Mannheim in banger Sorge um den Sohn, und jetzt schreibt sie voll freudigen Stolzes der Schwiegertochter: „Da Sie mir sagten, Sie haben Freude, Päckle aufzumachen, so will ich Ihnen jetzt diese Freude machen, wünsche aber, daß es Ihnen eben so angenehm überrasche, als es mir Vergnügen macht, es zu schicken. Gott gebe nur, daß es Sie und unsern liebsten Schiller so gut finde, als ich's von ganzem Herzen wünsche. Wir alle befinden uns zum Preis Gottes wohl; die Nane war zwar einige Zeit mit kurzem Odem und sonst allerhand Beschwerlich-

keit befallen gewesen; aber Herr Doktor von Hoven hat sie jetzt ganz wieder hergestellt. Mir aber ist die Reise zu meinen lieben Kindern besonders wohl bekommen, und ich fühle mich so leicht, als in meiner Jugend. Wenn es nur die Gesundheitsumstände unsers l. Schiller erlaubten, daß Sie auf's Frühjahr eine Reise zu uns machen könnten! Sie würden viel Vergnügen bei uns und unsern Freunden zu genießen haben. Die Veränderung wird Ihnen beiden gewiß gut bekommen, so wie mir . . . Machen Sie sich nur diesen Winter viele Bewegung mit Schlittenfahren und sonst Veränderung in der Luft; deswegen schicke ich Ihm einen warmen Leibrock in dieser Absicht. Wenn er schon nach meiner Absicht nicht so gut und fein ausgefallen, als ich's wünschte, so nehmen Sie meinen guten Willen davor an; die Luise hatte eine große Freude, ihn vor ihn zu machen . . . . . Wäre nur die Entfernung nicht so sehr weit, so hätte ich Ihnen gern noch ein und andere Sachen geschickt; vielleicht schickt es sich mit einer andern guten Gelegenheit besser. Jetzt haben Sie ja, liebe Tochter, schon viele von unsern Schwaben um Ihnen und werden sich alsdann auch, wenn wir das Glück haben, Sie bei uns zu sehen, schon mehr darein schicken können. . . . . Von Wolzogen habe ich schon lange nichts erfahren; man sagt mir, er soll ein Bräutigam sein mit einem Fräulein aus der Schweiz; der Dicke nemlich (d. h. Wilhelm von Wolzogen) . . . Den guten Capwein wird Schiller noch nicht von Mylius (Hauptmann) bekommen haben, weil er sehr ungewiß in seinem Versprechen ist. Die gute Reinwald hat mir auch erst geschrieben; sie freute sich sehr, wann sie die Gelegenheit bekommen könnte, Ihnen und ihren lieben Bruder zu besuchen, versteht sich ohne ihren alten Reinwald. Da sie so glücklich ist im Treffen, so könnte sie Ihnen, liebste Tochter, und Schiller malen, aber auch nochmal vor mich. — Das gute Geschöpf hat sich sehr angelegen sein lassen wegen meinem Aufenthalt, mir viel Vergnügen zu gewähren; ich war auch im Schloß bei der Herzogin (Luise, geb. Prinzessin von Hohenlohe-Langenburg) mit ihr; sie liebt

meine Tochter sehr und begegnete uns außerordentlich gnädig, führte uns auch selbst in etlichen Zimmern im Schloß herum. — — Es freute mich unendlich, daß meine Tochter, wie ich gesehen, in der besten Achtung steht. Der alte Reinwald ist freilich nicht der Mann, der Einen viel zu unterhalten weiß. Doch hat er gethan, was er konnte. Nun, liebste Tochter, verzeihen Sie mein langes Geschmier; ich mochte mich aber eben jetzt lange bei Ihnen aufhalten; — — Behalten Sie lieb Ihre gute Mutter, Die Sie von ganzem Herzen liebt,

Schiller."

Über den Besuch der Frau Schiller im Meininger Schloß ist weiter nichts bekannt.

Ihre Äußerung über Reinwald ist bezeichnend für ihre vornehme Gesinnung. Sie ist weit entfernt den Schwiegersohn bei Lotte verklagen zu wollen; sie ist auch zu stolz, um bei dieser Gelegenheit auf Reinwalds Unkosten Lotte zu loben. Erst später, als das Verhältnis zu Reinwald nicht länger verborgen bleiben konnte, da hat sie, und auch da erst bei einem besonderen Anlaß, Lotte ihre Meinung über Reinwald frei heraus gesagt. Reinwald hatte nämlich Schillers jüngste Schwester Nanette aus heute unbekannten Gründen bei ihrem Bruder „angeschwärzt". Da wehrte sich nun die Mutter ganz energisch dagegen. Auch Lotte, die Reinwald zu begünstigen schien, mußte ihre Teilnahme für denselben einigermaßen entgelten. Am 22. Juni 1794 schrieb nämlich die Mutter an Lotte: „Daß Sie, liebe Lotte, auf einmal den Reinwald vor einen so gescheidten und guten Mann gefunden, ist mir sehr aufgefallen. Ein gescheidter Mann, dünkt mich, sollte doch seine gute Frau nicht so nach allen Teilen einschränken, wie es bisher geschehen ist, die ja die größte Geduld, die nur möglich, mit ihm haben muß, seine Launen zu ertragen, dahingegen er vor sie in keinem Fall die geringste Gefälligkeit hat. Überhaupt hat seine Frau gar keinen Willen und muß sich beinahe wie eine Sklavin behandeln lassen. Denken Sie also, ob es so angenehm, mit einem so gescheidten Mann

zu leben. Daß er im Umgang gescheidt spricht, ist freilich solchen feinen Personen, wie Sie sind, unterhaltend; aber ein gutes Herz, Zärtlichkeit, Gefälligkeit vor seine Gattin, das, dünkt mich nach meiner geringen Einsicht, gehört noch zu einem gescheidten Mann. Daß Sie, liebe Lotte, das Glück an Ihrem Mann haben, alles beisammen zu besitzen, das macht Sie auf andre Menschen unaufmerksam. Es ist mir auch sehr aufgefallen, daß die Nane auf einmal so in einen Mißkredit bei Reinwald gesetzt worden, wovon er vorher nie was geäußert. . . . Da ich ein Vertrauen zu meiner Tochter (Christophine) gehabt, für ihre (Nannettens) künftige Bildung zu sorgen, so wäre dieses nur allein eine Bemühung vor sie gewesen, wo ohnehin der Mann die geringste Beschwerlichkeit nicht gehabt, oder sollte es auch ein kleiner Teil, so denke ich, ein Schwager sollte vor ein junges Mädchen von noch nicht 18 Jahren nicht zu viel fordern, als von einer schon gesetzten Person; da sie ein gutes Herz und auch Verstand, wird sie die übrigen Fehler gewiß bald ablegen, und wann die älteste Schwester einen Teil ihrer Bildung ihrer jüngsten den Eltern zu erleichtern auf sich nimmt, so dünkt es mich mehr eine Pflicht zu sein, als eine unschickliche Zumuthung. Ich habe ja sonst niemand mit beschweren wollen, als meine Tochter, die es gewiß gern gethan, und sich jetzt sehr über den Eigensinn ihres Mannes ärgern wird."

Mit diesem Schreiben war aber die Sache nicht erledigt. Die Mutter war über das Benehmen Reinwalds mit Recht aufgebracht. Am 12. August desselben Jahres schrieb sie auch dem Sohne darüber: „Ich kann es wohl glauben, wie empfindlich und äußerst mißhellig Ihm, mein l. Sohn, so etwas von Seiner Schwester zu erfahren war; aber warum hat es Reinwald nicht der Nane auf das empfindlichste verwiesen . . . . oder es mir und dem Papa geschrieben? Ich betheure es, daß ich bisher kein Wort gewußt, und sie sagt, daß sie sich unmöglich erinnern könnte, so etwas mit ihrem Schwager gesprochen zu haben; mit diesem am allerwenigsten unter allen Menschen. Ich

will sie aber keineswegs entschuldigen, weil ich nur allzu wohl weiß, daß sie bisher in ihren meisten Handlungen schlaudrig und unbedachtsam, wo sie täglich Verweise bekommt von mir; freilich ist der Papa immer zu nachsichtig und sagt mir öfters, daß ich ihr zu gestreng wäre; aber all dergleichen Sachen fallen auf mich zurück."

Man sieht, die Mutter nimmt die Sache, welche Art sie auch gewesen sein mag, sehr ernst. Die Ehre ihrer Tochter liegt ihr ebenso sehr am Herzen, wie ihre eigene. Mit vollem Recht macht sie dafür geltend, daß dergleichen Sachen auf die Mütter zurückfallen. Und das konnte und durfte sie sich nicht nachsagen lassen, daß sie die Erziehung ihrer Töchter vernachlässige; gegen solche Vorwürfe sich zu verteidigen, dazu hatte sie in der That alles Recht. Denn sie wollte ja eben ihre Nannette zu Reinwald oder vielmehr zu ihrer Tochter Christophine bringen, damit sie weiter ausgebildet würde. Aber das war eben Reinwald unangenehm und darum suchte er die Sache zu hintertreiben. Und das gelang ihm auch vortrefflich. Doch bedauerte es die Mutter später wohl schwerlich, daß sie ihre Tochter zu Hause behalten mußte; denn Nannette starb nicht ganz 19 Jahre alt schon im Jahre 1796.

Der Dichter hatte also nicht Unrecht gehabt, wenn er die Heirat mit Reinwald zu hintertreiben gesucht hatte. Er kannte eben Reinwald zu genau und wußte, daß seine Schwester mit ihm nicht glücklich werden könne. Er hat ihr deshalb später durch Cotta den Vorschlag einer vertraulichen Correspondenz machen lassen, von der der grämliche Reinwald nichts erfahren sollte, und die der oft schwer gedrückten Christophine Gelegenheit bieten sollte, ihr Herz gegen den teilnehmenden Bruder zu erleichtern. Der Vorschlag fand natürlich die Zustimmung Christophinens. Es wurde eine Frau von Marschall, die Witwe eines Meininger Stallmeisters, zur Vermittlerin des Briefwechsels bestimmt und unter deren Adresse gelangten dann geheime Sendungen — auch an Geld, denn der Bruder unterstützte die Schwester, so gut er konnte — an Christophine.

Diese Thatsache allein beweist hinreichend, wie sehr der Mutter Urteil über Reinwald begründet war.

Wir sind indessen in der Zeit etwas vorausgeeilt. Ehe sich diese Geschichte zutrug, kam der Sohn nach Schwaben und erfüllte so den sehnlichsten Wunsch seiner Mutter.

Schiller in Schwaben.

Am 22. September 1782 hatte der Dichter seiner Heimat den Rücken gekehrt. Eine schwere Zeit der Entbehrung war damit für ihn angebrochen. Aber die Nöten und Drangsale, die er nun durchmachen mußte, gereichten ihm zum Segen. Es war ein Glück für ihn, „es riß ihn nach oben." Er fand seinen Körner und andere Freunde, die ihm zeitlebens treu blieben. Er fand Ruhm und Ehre durch seine Dichtungen und diese bahnten ihm den Weg nach Jena. Er fand endlich die Gefährtin seines Lebens, seine Lotte. Aber die Jahre der Entbehrung und mühevollen Arbeit waren an dem ohnehin kränklichen Körper des Dichters nicht spurlos vorübergegangen. Im Anfang der neunziger Jahre war die Lage besonders mißlich und bedenklich geworden. Da kam unerwartete Hilfe aus Dänemark. Zwei edle Männer, die den Dichter hochschätzten, der Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg und sein Freund der Minister Graf von Schimmelmann, verbanden sich, um dem kranken Dichter einen Gehalt auszusetzen. Dank dieser Unterstützung wurde der Dichter aus der schlimmsten Gefahr gerettet und seine Existenz gesichert. Ohne diese wäre er ein „Opfer" seines Strebens geworden, wie Schiller in einem erst in letzter Zeit bekannt gewordenen Brief an den Grafen Schimmelmann schrieb. Das deutsche Volk schuldet diesen beiden Männern ewigen Dank. Diese Hilfe gewährte dem Dichter die Möglichkeit sich einige Zeit Ruhe zu gönnen und hauptsächlich seiner Gesundheit zu leben. Und wo hätte der Dichter diese Erholung besser finden können, als in der Heimat? In der Heimat, nach der er sich

schon lange sehnte, wo die Eltern und Geschwister sehnsüchtig seiner harrten.

So brach er denn anfangs August des Jahres 1793 in einem eigens zu diesem Zwecke gemieteten Reisewagen von Jena auf und kam am 8. August mit seiner Lotte in der damaligen Reichsstadt Heilbronn am Neckar an. Im Gasthofe zur Sonne stieg er zunächst ab und hier umarmte er tags darauf seinen Vater und seine Schwester Luise, die von der Solitude herabgeeilt waren, um den Sohn und Bruder in der Heimat zu begrüßen. Der Vater konnte freilich nur kurze Zeit sich aufhalten — viel zu kurz für die lange Zeit der Trennung — Luise dagegen blieb zurück, um dem Bruder und der Schwägerin, die in gesegneten Umständen war, zur Stütze zu dienen.

Und die Mutter? fragt man mit Recht. Was hielt diese ab auch sogleich mit nach Heilbronn zu eilen und ihren „besten Sohn" zu umarmen? Nun, wir wollen sie selbst reden lassen in einem erst wieder aufgefundenen Briefe an Lotte vom 18. August 1793. Darin schreibt sie: „Theuerste Lotte, es freute mich recht, daß ich auch wieder etwas Schriftliches von Ihnen erhalten habe. Ich danke der göttlichen Vorsehung, daß ihre Reise so glücklich und ohne Schaden vorbeiging, und überhaupt vor Ihre Umstände war diese lange Bewegung sehr nützlich und hoffe ich, daß eine recht gute Niederkunft bei Ihnen zu erwarten ist. Ich bin auch sehr begierig Ihnen und meinen l. Sohn wieder zu sehen und zu umarmen. Doch ist die Luise Ihnen noch bisher nützlicher als ich zur Einrichtung ihres Vorhabens jetzt dienlich sein kann. Sobald diese wieder zurückkommt, werde ich Sie besuchen. Vor das überschickte Geschenk vor mich und die Nane danken wir Ihnen herzlich; wann ich nur mehr beitragen könnte zu Ihren häuslichen Einrichtungen. Der Fuhrmann konnte letzthin nicht mehr aufladen, weil der Weg vor ein Pferd zu viel ist. Auch der gute Schiller wird viel Sorgen und Verdrießlichkeiten haben, bis nun alles in Stand und die Einrichtung gemacht sein wird. Wann wir näher

wären, so könnte ich vielleicht noch manches zu Ihrer Bequemlichkeit beitragen, wo sie jetzt kaufen oder entbehren müssen. Gott segne nur die Cur unseres lieben Schiller und gebe Ihnen eine glückliche Entbindung; machen Sie, liebe Lotte, sich nur fleißige Bewegung, wenn es Ihnen auch sauer geschehen sollte. Dieses hat vortrefflichen Nutzen. Heute wird der Papa wieder nach Cannstatt ins Bad gehen und jedesmal besucht er die l. Beulwitz.

Geht Ihnen noch welches an Kindszeug ab und ich kann damit dienen, so lassen Sie mich's wissen.

Ihre Sie herzlich liebende Mutter

Schillerin.

Verzeihen Sie mein schlechtes Schreiben, die Feder war schuld."

Dieser Brief zeigt uns so recht die praktische Hausfrau. Die Mutter unterdrückt ihre Gefühle und Wünsche; sie ist überzeugt, daß die Tochter Luise zunächst mehr am Platze ist und darum sendet sie die Tochter und tritt selbst zurück. Wann sie ihren ersten Besuch dann wirklich ausgeführt, steht nicht sicher fest. Der Vater schreibt zwar in einem Briefe vom 13. August: In etwa 14 Tagen werde ich mit Mama kommen und die Luise alsdann zurücknehmen; aber die Mutter selbst erwähnt in ihrem obigen Briefe vom 18., der also fast eine Woche später geschrieben ist, diese Absicht nicht. Sie schreibt nur, sie werde kommen, wenn Luise wieder zurück sei. Wann das geschah, wissen wir eben nicht mehr. Die vorhandenen Briefe geben darüber keine Auskunft. Sicher dürfen wir aber annehmen, daß auch die Mutter noch in Heilbronn ihre Kinder begrüßt hat.

Schiller blieb in Heilbronn volle 4 Wochen Den Aufenthalt im Gasthofe vertauschte er jedoch bald mit einer Privatwohnung. Das Leben im Gasthofe war ihm zu unruhig und auch zu kostspielig. Er verlegte daher seine Wohnung in das Haus des Kaufmanns Rueff am Sülmerthore und hier fand er nun ein behagliches Dasein; seine Gesundheit besserte sich und das trug wesentlich zur Erhöhung seines



Schillers Wohnhaus in Ludwigsburg 1793/94
(Ecke rechts).

Zu Müller, Schillers Mutter, S. 83.



Lebensmutes bei. Aber so angenehm auch der Aufenthalt in Heilbronn in vielen Beziehungen für ihn war, er war doch nicht ganz befriedigt und noch viel weniger die Seinigen auf der Solitude. Diese klagten, daß die große Entfernung immer nur selten Besuche gestatte; die Reise dahin sei teuer und der Aufenthalt für beide Teile kostspielig. Er solle doch den Herzog Carl um die Erlaubnis zur Betretung des württembergischen Gebietes bitten. Es geschah. Aber es erfolgte keine Antwort. Der Herzog ließ nur verlauten, Schiller werde in seine Heimat kommen, aber von ihm ignoriert werden. Das genügte völlig. Man konnte auch von dem todkranken Regenten nicht mehr erwarten. Zudem konnte der gestrenge Soldatenfürst seinem ehemaligen Zögling die Flucht niemals verzeihen. Aber an eine Verfolgung dachte er auch niemals, das war ihm zu gering. So kam Schiller nach Ludwigsburg und war somit den Seinigen bedeutend näher.

Es drängt sich hier unwillkürlich die Frage auf, warum Schiller nicht ganz nach der Solitude, nach dem Elternhause, übersiedelte. Die Frage ist nicht so leicht zu beantworten. An Platz hätte es im Elternhause nicht gefehlt. Das sehen wir aus des Vaters Briefe vom 25. Oktober des Jahres, wo er schreibt: „In all dieser Betrachtung ist anjetzo mein Vorschlag, daß ich Sonntag früh den Schäfer mit seinen Pferden nach Ludwigsburg schicke, um den lieben Fritz, Lotte und Karlgen, sammt Nanette und der Kindswärterin hieher zu fahren. Für soviel Personen können wir Liege=Statt aufbringen, aber nicht für mehrere." Also was war der Grund? Ein Hauptgrund war wohl die bevorstehende erstmalige Entbindung Lottes, zu der er die Hilfe seines vertrauten Freundes, des Arztes Dr. von Hoven, sich sichern wollte. Gerade so siedelte Schiller später im Jahr 1804 von Weimar nach Jena auf einige Zeit über, um auf den bewährten Beistand seines früheren Hausarztes, des Hofrats Dr. Stark in Jena, zu dem Lotte besonderes Vertrauen hatte, bei der Geburt Emiliens bestimmt rechnen zu können.

Dieser Umstand veranlaßte ihn jetzt sogar, zunächst bei Hoven abzusteigen (vermutlich im militärischen Waisenhaus, jetzt die sog. Kanzleikaserne in der Wilhelmsstraße). Natürlich hoffte er selbst auch bei dem Freunde, dessen Kunst er mit Recht sehr hoch schätzte, Heilung zu finden. Aber auch noch ein anderes Bedürfnis bestimmte den Dichter Ludwigsburg zum Aufenthalt zu wählen: Das Bedürfnis nach geistigem Umgang. Und diesen fand er hier mehr als auf der Solitude, wo er lediglich auf den engen Kreis der Seinigen angewiesen gewesen wäre.

Vielleicht scheute er sich auch den Seinigen so viele Mühe zu machen, was mit einem längeren Aufenthalt auf der Solitude zweifelsohne verbunden gewesen wäre. Zudem war ja des Vaters Wohnung Amtswohnung, also Eigentum des Herzogs. Und in einem herzoglichen Gebäude wollte und konnte doch er, der „ignorierte" Flüchtling, sich nicht wohl längere Zeit aufhalten. Also wieder ein Grund gegen die Solitude!

Schließlich hatten — und das dürfen wir nicht verschweigen — auch noch andere Familienrücksichten bei der Wahl des Aufenthaltsortes sicher bestimmend mitgewirkt. Wir haben ja bereits gesehen, wie beim Besuch von Schillers Mutter in Jena eine gewisse Differenz zwischen ihr und ihrer Schwiegertochter zum Vorschein kam. Der Dichter handelte daher sehr klug, wenn er, um weiteres zu verhüten, es vorzog, lieber nicht dauernd im Vaterhause sich niederzulassen. Die Mutter war freilich, wenn sie auch den Grund ahnte, mit dieser Anordnung nicht ganz einverstanden. Sie hätte den Sohn und Lotte gewiß lieber bei sich auf der Solitude beherbergt und sie war auch mit den kurzen Besuchen, die beide ab und zu machten, nicht zufrieden. Sie kamen ihr viel zu wenig, und die Mutter wird dem Sohne manchen sanften Vorwurf darob gemacht haben. So schrieb sie auch bald nach der Abreise an Lotte, daß sie ihr nichts Neues zu schreiben wisse, „als daß wir Sie und unseren l. Schiller sehr vermissen, wenn Sie uns schon so wenig besuchten." Das ist deutlich genug. Also an Gründen

zur Wahl Ludwigsburgs fehlte es dem Dichter nicht, mag nun dieser oder jener den Ausschlag gegeben haben.

Schiller war kaum etliche Tage in Ludwigsburg, als das längst sehnsüchtig erwartete Ereignis eintrat. Am 14. September wurde ihm sein erster Sohn Karl geboren, aber nicht mehr in Hovens Haus, sondern in der nachherigen Wohnung Schillers, dem jetzigen Weinhaus von Fischer in der Wilhelmsstraße (s. die Abbildung). Das war eine Freude für die ganze Familie! Die Großmama war damals in Ludwigsburg, um mit Rat und That an die Hand zu gehen. Sie ließ es sich nicht nehmen ihren Enkel zu hegen und zu pflegen.

Am 23. September fand die Taufe statt, viel zu spät nach der Ansicht der Großeltern. Denn der Großvater schrieb am 19.: „Die Taufe meines l. Enkels steht freilich lange an, nicht daß ich es für Sünde hielte, sondern des Ludwigsburger Publikums wegen." Die Großmutter stand sicherlich auch auf diesem Standpunkt. Nach altherkömmlicher Weise hätte sie wohl die Taufe am liebsten am Tag nach der Geburt gefeiert, wie es ja bei ihrem eigenen Erstgeborenen, dem jetzigen glücklichen Vater, der Fall gewesen war. Unter den Taufpaten befanden sich natürlich die beiden Großeltern von der Solitude und mit mütterlichem Stolz und Dank gegen Gott hob die Großmutter ihren ersten Enkel aus der Taufe.

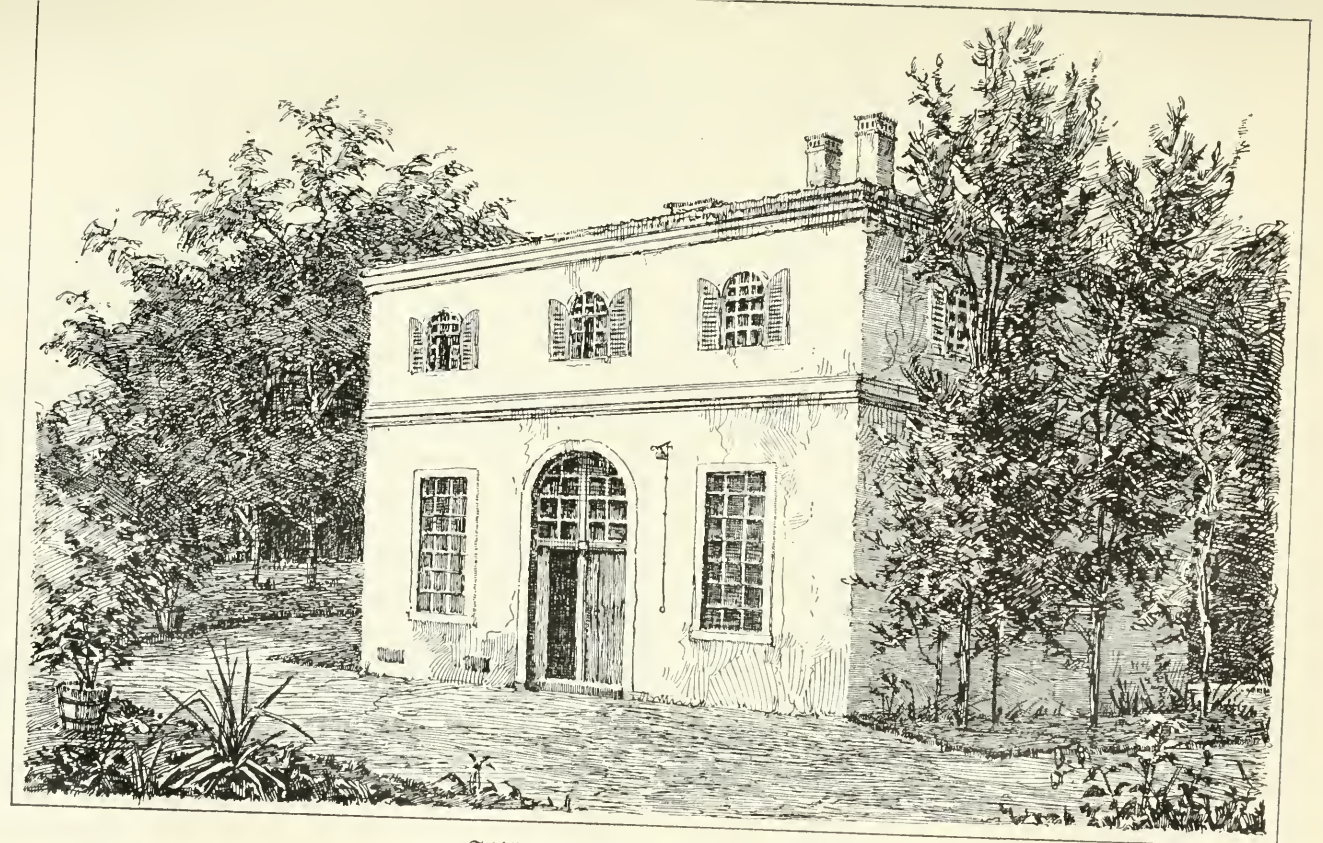
Der Knabe gedieh und der „Goldsohn", wie er allgemein in der Familie hieß, ward das Herzblatt der ganzen Familie. Er verdiente es auch in hohem Grade. Er wurde später Forstmann und starb als württembergischer Oberförster zu Stuttgart im Jahr 1857.

Mit Beginn des Jahres 1794 siedelte Schiller nach Stuttgart über. Wie aus den Briefen des Vaters hervorgeht, reifte dieser Entschluß ziemlich rasch in ihm. Auf der Solitude war man deshalb in „nicht geringer Verlegenheit." Doch billigte man gern den Entschluß, als man erfuhr, daß ein kaiserliches Lazareth nach Ludwigsburg kommen solle und daß die Gefahr der Ansteckung nicht ausgeschlossen sei.

In Stuttgart bewohnte Schiller ein heute noch stehendes Gartenhaus (vgl. die Abbildung). Die Witterung war für ihn sehr günstig; für seinen Verkehr und seine geistige Anregung war der dortige Aufenthalt äußerst gewinnvoll. Die Entfernung von der Solitude war viel geringer; der Weg dahin mag den Dichter erst recht angeheimelt haben, hatte er ihn doch früher so oft als Militärarzt mit fröhlichem Sinn zurückgelegt. Es mag ihm wohl in den Sinn gekommen sein, was da seine Mutter gebacken und gebraten hatte, wenn er kam, „das Wunderthier von Sohn," wie ihn sein Freund Scharffenstein, der ihn oft bei diesen Besuchen begleitete, nennt. Wie mag er sich der treuen Liebe seiner Mutter erinnert haben, zumal als er von Ludwigsburg her jenen Kreuzweg passierte, auf dem er vor 11 Jahren aus der Heimat floh und zum letztenmal den Blick nach der Solitude richtete. „Meine Mutter" seufzte er damals nach der Mitteilung des treuen Streicher. Um wie viel freudiger und fröhlicher waren wohl die Gefühle, die ihn jetzt belebten, wenn er, sei es von Ludwigsburg, sei es von Stuttgart her, der Solitude zueilte. Wahrlich eine harte, schwere Zeit lag hinter ihm und er durfte sich jetzt mit Recht freuen über die Wandelung seines Geschicks. Und diese Freude teilten jetzt mit ihm seine Eltern, teilte vor allem seine Mutter, die vorher um seine Flucht allein gewußt und sie, wenn auch schweren Herzens, gebilligt hatte.

So verfloß dem Dichter die Zeit seines Aufenthalts in Schwaben rasch und angenehm. Doch vermißte er, je länger er von Hause fort war, um so mehr das eigene Heim. Dieses Verlangen wurde allmählich so stark in ihm, daß er, kurz vor seiner Abreise, am 23. April 1794, seinem Freunde Körner schrieb: „Herzlich sehne ich mich nach einer ruhigen und gleichförmigen Lebensart und dieser Wunsch ist so mächtig, daß ich mein Vaterland mit erleichtertem Herzen verlassen werde." Am 6. Mai brach er daher mit den Seinigen auf und am 15. traf er nach nochmaligem kurzem Aufenthalt in Heilbronn in Jena ein.

Die Reise verlief gut. Unterwegs wurde die Schwester Christophine



Schillers Wohnhaus in Stuttgart 1794
nach einer Zeichnung von Prof. Plock in Stuttgart.

in Meiningen besucht, die sich über den kleinen Karl recht sehr freute. Von Meiningen aus erhielten die Großeltern zuerst Nachricht über die glücklich vollbrachte Reise. „Wir sind alle herzlich erfreut worden durch die gute Nachricht aus Meiningen, daß Sie alle so glücklich ankamen", schreibt die Großmutter an Lotte, „insbesondere der l. Carl, daß er so zufrieden durch das Stillen . . Nun hoffen wir zu Gott, daß auch noch die übrige Zeit glücklich vorbei und Sie jetzt ausruhen können. Es ist freilich keine Kleinigkeit eine so lange Reise mit einem kleinen Kind zu machen. O, wie wird sich die gute Reinwaldin an dem l. Carl ergetzt haben, und da es der Zufall gegeben wegen dem Herzog von Weimar, daß Sie sich länger aufhalten mußten, wird es der Reinwaldin viele Freude gemacht haben. Wir waren sehr in Sorgen, bis wir Nachricht bekamen von dem Kutscher, der Sie bis Würzburg gebracht. Ich schickte zweimal zu ihm, bis ich es erfahren. Der Verschlag ist auch den nämlichen Tag noch abgegangen. Herr Kapp hat es ganz besorgt. Ich war zu ihm gegangen, auch das Packen in Stroh zu bezahlen, aber er hat es nicht angenommen; durch den Schäfer habe es hingeschickt . . . Die Bettlade der Frau von Beulwitz wollen wir nicht verkaufen, weil Sie sie vielleicht wieder brauchen könnten. Überhaupt haben wir noch alles bis auf die Sessel, wo wir einen vor 34 Kreuzer verkauft. Den Sopha will niemand, weil er zu breit und die Kissen zu viel kostspieliger. Bei dem Spital glaube ich doch, daß wir die Tische anbringen. Herr Hauptmann von Hoven ist Major und hat den Militärorden bekommen, auch viele Rittmeister haben ihn bekommen. Wir alle sind zum Lobe Gottes wohl. Die Christine grüße ich und empfehle ihr unseren l. und vortrefflichen Carl. Das Christkind soll ihr bei mir etwas Schönes bringen. Ich hoffe und wünsche, daß es ihr in Sachsen gut gefällt, weil sie es doch schön, wie bei uns ebenso gefunden. Ich will sie Ihnen auch noch empfohlen haben, sie ist ein gutes Geschöpf und eine Ausnahme von den meisten schwäbischen Mädchen, weil sie so getrost ihr Vaterland verlassen und sich

so an das l. Kind gewöhnt hat. Ihre Eltern habe es auch wissen lassen, daß Sie so gut und glücklich gereist sind. Sagen Sie es ihr, es wird sie freuen. Daß die Gemälde nicht haben mitgenommen werden können, ist mir unangenehm, weil es mir die Frau Simanowitz geschrieben; ich hätte sehr gewünscht, daß sie die Reinwaldin gesehen. Das kleine werden Sie ihr doch gezeigt haben. Lassen Sie mir doch das Ihrige, wo der Carl verderbt, bald machen ..... Wann es jetzt nur keine übeln Folgen auf der langen Reise bei unserm lieben schwächlichen Schiller hat. Schreiben Sie uns recht oft. Haben Sie eine gute Gelegenheit, so sind Sie so gütig und schicken mir Jenaer Blau zum Färben. Den Schinken werden Sie doch nicht unterwegs verloren haben, weil er so schlecht gepackt worden. Die Schwestern grüßen und küssen Sie alle mit mir herzlich.

Ihre treueste Mutter Schiller."

Aus diesem Brief sehen wir so recht deutlich, wie es der Großmutter ums Herz ist nach der Abreise der Ihrigen! Wie besorgt ist sie für alles! Wenn sie nur glücklich heimkommen, ist ihre tägliche Sorge, ihr stetes Gebet. Wie es wohl dem kleinen Karl geht, was Reinwalds über ihn sagen, und noch so vieles andere möchte sie gerne wissen. Aber ach es steht so lange an, bis ein Brief sie mit Nachrichten erfreut. Da gilt es zu warten und Geduld zu haben. Einstweilen wird der Christine der „Goldsohn" recht warm empfohlen und ihr für gute Pflege ein „Christkindle" in Aussicht gestellt.

Weitere Nachrichten aus dieser Zeit fehlen. Erst aus dem Herbst des Jahres haben wir wieder einen Brief der Mutter an Lotte, in dem sie ihr die Christine recht sehr empfiehlt. „Daß Sie, l. Lotte, immer noch so wohl mit der Christine zufrieden," schreibt sie, „freut mich recht. Daß doch die schwäbischen Mägde sich so bei den sächsischen gebrauchen lassen! Überhaupt sind sie sehr glücklich gewesen gleich so eine gute Person vor dem l. Carl seine Pflege zu gebrauchen. Sie ist zu allem zu gebrauchen, redlich und getreu. Schlagen Sie

ihr lieber mit dem Lohn auf und lassen sie nicht, wenn sie nur sonst von niemand verführt wird, was bei uns leider oft geschieht, wenn man einen guten Dienstboten hat. Ich bin schon lange nicht mehr so glücklich gewesen."

Bei dieser Gelegenheit sei auch eine Stelle aus dem ältesten erhaltenen Brief der Mutter Schillers an ihre Base „Frau Regina Stolppin, Buchbinderin in Marbach," datiert vom 6. August 1780, erwähnt. Wir sehen daraus, wie viel der Mutter daran lag, in jeder Beziehung tüchtige Dienstboten zu haben. Der Brief giebt zugleich ein Beispiel von der derben Schreibweise derselben. Die Stelle lautet: „Meiner gewesenen Magd dem Regele (Regine), habe einen wollenen Teppich gelehnt, ihre Kleider zuzudecken, wie sie fort ist; weil es sehr stark geregnet, ihn in Stuttgart abzugeben, daß ich ihn bald wieder bekomme. Es ist aber nicht geschehen, sage es ihrem Vater, daß ich ihn sobald wie möglich wieder bekomme; es ist unverschämt genug, daß sie ihn nicht hingethan, wo ich ihr befohlen habe. Wirklich habe ein recht braves Mensch zur Magd und ist mir recht wohl, daß ich von dem blinden Dölpel, dem Regele, loß bin."

Dann schreibt Frau Schiller weiter in dem eben vorher erwähnten Briefe von ihren Geschäften: „Wir haben dieses Spätjahr viele Beschäftigung wegen Obst zu dörren und überhaupt mit Gartengeschäften gehabt, aber doch waren wir, gottlob, gesund dabei. Wenn ich nur gelegentlich Ihnen von unserem dürren Obst schicken könnte! Vielleicht erfahren Sie mehr gelegentlich, wenn so Jemand dahin reist."

Wir sehen also, die Großmutter ist nicht bloß eine tüchtige Hausfrau, sie kümmert sich auch um den Garten und versteht die Gartengeschäfte. Das war wohl noch eine ganz besondere Empfehlung bei dem gestrengen Herrn Garteninspektor.

Vor Weihnachten schrieb die Mutter dem Sohne folgenden, auch für die Zeitgeschichte äußerst wichtigen Brief, den wir daher unverkürzt folgen lassen: „Lieber Sohn, indessen wird er schon lange Briefe von

uns bekommen haben. Wir sind noch bisher zum Preis Gottes gesund geblieben; außer die Nane bekam vor etlichen Wochen einen Anfall von hitzigem Schleimfieber. Sie ist aber durch den Gebrauch des Herrn Stabschirurgus Butterweck bald wieder hergestellt worden. Viele Einwohner von hier sind aber dennoch schon unterdessen gestorben. Der Spital ist aber wirklich ganz wenig; was die Kranken betrifft, es sind kaum noch 300. Die Franzosen haben zwar, nämlich die gefangenen, die schlimmsten Krankheiten hieher gebracht. Es wird aber äußerst sorgfältig dabei verfahren. Wann sie gestorben, wird alles, was sie gehabt haben, verbrannt.

Der Stabschirurgus Butterweck ist vor einigen Wochen auch zum Herzog geholt worden. Der Professor Klein hat schon über 4 Monate, da ein Pferd den Herzog an den Fuß aufs Schienbein geschlagen, er bisher noch nicht geheilt worden. Butterweck fragte den Hopfengärtner und Klein in Gegenwart des Herzogs, ob sonst Ihm nichts fehle als dieser Schaden. Sie sagten nein. Alsdann versicherte er, daß dieser Schaden ganz gewiß geheilt werden solle. Und jetzt kommt er alle Tag nach Stuttgart zweimal zum Verband und zwar ganz allein, wo er sich aber ausgebeten, Herr Klein auch dabei zu sein. Aber der Herzog genehmigte es nicht und jetzt geht es gewiß recht gut. Freilich wird es dem Professor Klein sehr zum Nachteil geschehen, da ohnehin er ausgesagt haben soll, daß die Herzogin seinen Verband, wenn er fort wäre, heruntergethan und Weihwasser hingespritzt. Der Herzog sagte es dem Stabschirurgus selbst, daß diese abscheuliche Lüge vorher von Klein ausgesagt worden.

Die Frau Oberstleutenant Millerin ist auch gestorben. Er war sehr betrübt.

An der Simanowitz hat es mich sehr beleidigt, daß sie in keinem Brief an mich sich das geringste vermerken läßt, daß Er sie so gut bezahlt, wo es mir sehr auffallen mußte, da sie sich doch in allen ihren Briefen nach Ihm und den Seinigen erkundigt.

Der Hofgarten Küchenknecht (?) ist jetzt auch verheiratet mit eines Kammeraths Tochter von Stuttgart. Die Luise hätte sich gewiß auch vor ihn geschickt. Wirklich haben beide alle Tage eine Stunde im Französischen von einem wirklichen Franzosen, der hier beim Spital als Fourier angestellt ist, und es geht recht gut. Auch giebt er an Sonntagen der Nane Unterricht im Clavier und Singen. Herr Professor Dannecker hat mir Seine Büste noch nicht geschickt und hör' ich gar nichts von ihm.

Prof. Hetsch ist mit seiner Frau nach Rom gereist.

Nun das Beste, daß Er, mein l. Sohn, so erträglich, ist uns äußerst erfreulich, und daß unser bester liebster Carl so gut fortfährt, ist uns allen unaussprechlich erfreulich. O Gott, ich werde ihn nimmer sehen, im Geist sehe ich ihn alle Augenblicke. Wann ich ihm nur ein Christgeschenk selbst geben und die Freude dabei haben könnte, weil er jetzt schon alles achten wird. Gott segne noch ferner sein Wachstum und lasse ihn groß und gut werden. Der guten Christine möchte ich gerne auch etwas schicken, da sie so gut den Herzenssohn behandelt. Aber auf der Post ist es doch immer zu kostspielig, da es nur immer Kleinigkeiten sind. Vielleicht giebt es sonst eine Gelegenheit, wo ich mich sehr erkundigen werde, oder laß Er es uns wissen, wann Jemand hinreist.

Es sind hier wirklich alle Artikel im höchsten Preis, 3 Pfund Schwarzbrot 10 Kreuzer, 1 Pfund Ochsenfleisch 10, 1 Pfund Butter 24 Kreuzer, der Scheffel Korn 8 Gulden; es ist schrecklich. Wann ich mit meiner Einrichtung und äußerster Sparsamkeit, so könnten wir nicht mehr mit unserem Einkommen auslangen, oder wann ich nicht viele Artikel selbst bekommen hätte, wo ich bares Geld brauche. Der traurige Krieg macht alles unglücklich, doch wann wir nur gesund bleiben. Verzeih Er, mein l. Sohn, mein langes Geschmier. Meinen herzigen Carl küsse ich tausendmal. Von mir und Seinen Schwestern Ihm und der l. Lotte viele herzliche Grüße. Ich umarme alle und bin mit herzlicher mütterlicher Liebe die treueste Mutter S.

Von der Christine möchte ich jedesmal Nachricht wissen, weil ihre Eltern es verlangen. Ich grüße sie vielmal."

Die Heilung des in diesem Brief erwähnten Fußleidens des Herzogs Ludwig durch Butterweck wird auch von dem Vater in einem Brief vom 8. März 1796 erwähnt.

Die Absicht eine der Töchter mit einem Gärtner zu verheiraten, hatte auch der Vater. Am 28. August 1795 schrieb er dem Sohne, daß ihm der Herzog den ehemaligen Zögling Ammermüller als Untergärtner beigegeben habe. „Wollte Gott, sein Exterieur und übrigen Umstände wären besser beschaffen, so könnte ich einen Plan machen, eine Seiner Schwestern durch ihn zu versorgen, und dann könnte nach meinem Tod alles hier bleiben; denn ich soll und werde ihn abrichten, daß er die hiesige nunmehr ins Große gehende Baumzucht fortsetzen kann."

Also beide hofften einmal einen Gärtner zum Schwiegersohn zu bekommen. Wie bescheiden waren doch ihre Ansprüche. Freilich glaubten sie, daß dann dieser Schwiegersohn einmal durch den Einfluß des Vaters dessen Nachfolger als Garteninspektor würde, und daß so die Solitude einmal die dauernde Heimat für die Familie Schiller würde. Wir werden später nochmals davon hören.

Die Befürchtung der Mutter, sie werde ihren liebsten Karl nicht mehr sehen, war freilich nur zu gegründet. Vorübergehend im Jahr 1795 konnte sie freilich die Hoffnung hegen, ihren Fritz mit den Seinigen näher zu bekommen. Er bekam nämlich einen Ruf an die Universität Tübingen. Da schrieb ihm der Vater: „Wahr ist's, uns Eltern könnte keine größere Freude werden als diese; aber wir haben Ihn zu lieb, als daß wir rathen sollten, diesen Ruf anzunehmen, wenn er nicht mit sichern Vorteilen verbunden ist, und Ihm die Bedingnisse, die Er zu machen für nöthig finden wird, in pleno zugestanden werden." Die Sache zerschlug sich bekanntlich. Schiller blieb in Jena und die Eltern sahen ihn niemals wieder.



Das Trauerjahr 1796.

Im Februar des Jahres 1796 wurde der Vater Schillers krank. Am 4. März schrieb er nach Jena: „Seit 4 Wochen hab' ich leider an den heftigsten Schmerzen im Kreuz, den Hüften und Schenkeln viel gelitten und einmal nur eine halbe Stunde aus dem Bett bleiben können. Nach dem Urteil der Ärzte ist freilich keine Lebensgefahr dabei, aber ich werde abgezehrt, leide auch an Krämpfen, die meine Nerven weit empfindlicher machen. Gott sei Dank, daß ich alle mögliche Pflege habe, außerdem ich es nicht aushalten könnte. Die schon seit etlichen Jahren bald da, bald dorten sich geäußerten Gliederschmerzen sind nun auf einmal mit Macht ausgebrochen und haben sich in die Gegend des ossis coccygis festgesetzt, von wo aus sie sich rund um verbreiten und mir jede Wendung des Körpers äußerst empfindlich machen."

Dieses Leiden, das sogar nach dem Urteil der Ärzte nicht lebensgefährlich schien, sollte bald einen schlimmen Verlauf nehmen. Aber die Krankheit des Vaters war es nicht allein, die der Familie Sorge bereitete; auch Nanette wurde krank und ihr Zustand war viel bedenklicher als der des Vaters: sie ward vom Schleimfieber heimgesucht, und zwar in ganz schwerem Grade. Während es zunächst mit dem Vater etwas besser ging, verschlimmerte sich der Zustand Nanettens sehr rasch, so daß bald alle Hoffnung auf Rettung dahin schwand. „Sie

leidet zum Erstaunen", schrieb der selbst kranke Vater am 22. März vom Bette aus, denn die Mutter war von der doppelten Krankenpflege ganz in Anspruch genommen, „es ist heute der 17. Tag ihres Lagers, und sie hat innerhalb dieser Zeit kein Loth Nahrung zu sich genommen. Seit 10 Tagen redet sie irre und hat nur zuweilen ihr Bewußtsein. Ebenso lang muß man sie waschen, sie heben und legen, wozu immer drei Personen nöthig sind. . . Diese Krankheit ist so verschrien, daß unsere besten Freunde das Haus meiden. Mama steht unsäglich dabei aus, denn sie muß für alles, auch für die Küche sorgen, und wir haben täglich 3—4 Personen zu unterhalten." Gleichzeitig erwähnt der Vater, daß er durch Wolzogen an Reinwald habe schreiben lassen, daß er Christophine zur Krankenpflege zu ihnen kommen lassen solle. „Wenn nur Reinwald seine Frau auch gehen läßt"! schließt er seinen Brief. Diese Befürchtung war leider nicht ohne Grund. Reinwald ließ seine Frau erst auf ein nachdrückliches Schreiben seines Schwagers Schiller ziehen.

Als Christophine kam, war Nanette, ihre Schwester, nicht mehr. Sie starb am 23. März. Der Vater beeilte sich noch am Todestag nach Jena die traurige Kunde von Nanettens Hinscheiden, vom Bette aus, zu schreiben. „Gott hat sie zu sich genommen, und ihr Loos kann nicht anders als glücklich sein, denn ihr Leben ist reine Unschuld gewesen. Wir haben viel, viel an ihr verloren; Gott stehe uns bei und erhalte insbesondere die l. Mutter, die sich zu meiner großen Beruhigung in den Willen Gottes ergiebt." Am 29. März schrieb der Vater wieder, so sauer es ihm auch ward, liegend im Bett zu schreiben; er teilte dem Sohne den Verlauf der Beerdigung seiner Schwester mit. „O meine lieben Kinder, wie sehr sind wir darnieder gebeugt! Ich sehe noch nirgend hinaus, wann mich Gott von meinem Leiden befreien wird, und die gute Mutter macht mir jetzt auch bang, auch sie scheint sich legen zu müssen und der Luise wird es nicht besser gehen." Der Vater hatte leider richtig gesehen, beide wurden krank.

Zuerst mußte sich Luise legen. Ein Schleim= oder Faulfieber war bei ihr zum Ausbruch gekommen. Da kam die gute Mutter in schwere Bedrängnis. „Ich werde alle Augenblick im Sturm von einem zum andern getrieben", schrieb sie dem Sohn, „um ihnen Labsal und Hilfe zu verschaffen, und so dauert es Tag und Nacht. Wie wird es gut sein, wenn mich Gott aus diesem Kummer bald in die ewige Ruhe einführt, da ich doch meinen Kindern wenig mehr nützen kann." Eine Woche später schrieb sie dem Sohn: „Ich werde es freilich nimmer lang aushalten, weil meine Kräfte gänzlich verloren, und ich bin ohnehin sehr elend bei so lang anhaltendem Kummer und Unruhe. Ich habe die gute Luise schon fünf Tage nicht sehen-können, weil sie oben liegt, und ich unten bei Papa wegen einem bösen Fuß, der ganz blaurot geworden, und ich große Schmerzen hatte und liegen mußte; nun ist es besser und ich habe sie heute wieder besuchen können. Sie hat aber beständig jemand zur Wartung. Nun habe ich auch das Glück gehabt, eine Jungfer zu bekommen, die die ganze Haushaltung besorgt und ich ihr alle Schlüssel anvertrauen werde; ich meine, sie sei vom Himmel gefallen."

So schrieb die Mutter am 28. April; am 10. Mai kam endlich Christophine. Sie berichtete dem Bruder tags darauf: „Außer den Schmerzen kann der l. Vater munter sein und bestellt seine Geschäfte; aber die Luise ist äußerst schwach, und soviel ich urteilen kann, ist wenig Hoffnung zu ihrer Wiedergenesung. Doch kann es sich auch zum Bessern wenden, denn der Mensch kann viel ausstehen." Mit letzterem Punkte hatte sie völlig Recht; denn schon bald darauf konnte sie dem Bruder eine Besserung in dem Befinden Luisens melden. Bei dem Vater dagegen stand es ganz schlecht. Am 21. Mai meldet die Mutter nach Jena: „Mit dem l. Vater ist es leider immer schlimmer, da seine Schmerzen schon einige Zeit immer zulegen und er oft Stunden lang schreit, wo wir nicht wissen, was wir anfangen, um ihm einige Linderung zu verschaffen. O Gott, so einen traurigen Zufall hatte ich

mir nie vermuten können. Der Schmerz muß in dem kranken Bein seinen Sitz haben, weil doch alles nichts helfen will. Seit etlichen Tagen klagt er auch sein Herz= und Kopfweh und kann sich kaum mit Mühe im Bett hin und her legen und keinen Augenblick aufrecht sein. Das ist freilich schrecklich vor einen sonst so thätigen Mann. Ich lasse ihm gewiß nichts abgehen, was zu seiner Erleichterung beitragen kann, wann ich zehnmal Nachts aus dem Bette springen muß; ich lasse mich auch nicht von ihm trennen und bleibe beständig bei ihm. Wegen meiner Gesundheit ist es mir auch von den Ärzten geraten in einem andern Zimmer zu schlafen; aber da hätte ich durchaus keine Ruhe, weil er meinen Beistand so nötig hat. Die gute l. Fene kommt mir sehr wohl, dies ist mir nicht nur allein die beste Gehilfin, auch ihr Umgang beruhigt mich recht sehr und ich kann sie nimmer entbehren, bis alles wieder in Ordnung ist. Liebster, bester Sohn, darauf hoffe ich auf Seinen Beistand bei Reinwald es dahin zu bringen, und daß er auch zugleich fühlt, was er an einer Frau verliert, die er zuweilen nicht behandelt, wie sie es verdient. Wirklich das ist höchst lieblos und hart, daß sie ihm ihren Verdienst vom Zeichnen in den Haushalt geben muß, wo er ihr, wie sie sagt, fast noch keine Kleiderstücke angeschafft, sie es doch zu diesem anwenden sollen. Jetzt will ich ihr etliche Kleiderstücke von unserer besten seligen Nane geben, die ihr ganz (wie) angemessen sind. O das gute Ding verdient alles; Gott schenke ihr nur ihre Gesundheit, wo ich immer besorge wegen dem Mitleid des l. Vaters. Wir weinen oft alle zusammen. Ach wenn nur die Schmerzen nicht noch heftiger kommen, daß ihm von der Hilfe Gottes in die größte Verzaghaftigkeit bringt, so war es schon in den heftigsten Schmerzen. Gott schenke ihm doch noch Glauben und Vertrauen auf seinen Beistand, welches mir auch noch den größten Kummer macht. Er hat aber ungeheure Schmerzen, die mir mein Herz angreifen: Gott, der beste Vater, wird doch nicht über Vermögen versuchen, da ich ihn täglich bitte. Bei der l. Luise geht es etwas

besser, aber kommt sie auch davon, so wird sie langsam wieder ihre vorigen Kräfte bekommen, weil sie äußerst geschwächt."

Wahrlich eine schwere Prüfungszeit für die arme Mutter! Und noch war das Maß nicht erreicht, noch sah sie dem Ende nicht entgegen. Aber sie verzagte nicht, wenn sie auch schwer gedrückt war; nur eines machte ihr bange Sorgen, der Vater möchte in seinen großen Schmerzen sich von seinem Glauben kehren. Das wäre ihr das Schrecklichste gewesen, was sie hätte erleben können. Daneben hatte sie wieder den Trost, daß ihr Christophine mit Rat und That zur Seite stand. Freilich mußte sie dabei immer befürchten, daß sie eines schönen Tages ihr Gatte Reinwald zurückverlange. Da mußte dann immer wieder — denn Reinwald schrieb öfters deshalb — der Sohn ins Mittel treten und Reinwald besänftigen. Die Mutter ist ihm auch äußerst dankbar dafür und sie vergißt auch in ihrem großen Schmerz nie ihrem Sohn dafür zu danken. „Vor allem muß ich aber", schreibt sie ihm einmal, „Ihm herzlich danken. O, so einen guten Sohn hat sonst niemand, Ihm allein habe ich es zu danken, daß die gute l. Fene kommen durfte, die ich so höchst nötig habe. Der Herr vergelte ihm alle diese Liebe und Güte!"

Unter all diesen Sorgen wurde es Juli. Der hätte nun zwar etwas Freude in die große Traurigkeit bringen können; denn am 11. wurde Schillers Sohn Ernst geboren. Aber ehe diese Kunde nach der Solitude gedrungen war, hatte dort am 18. ein Einfall von einem französischen Streifkorps stattgefunden, das alles, was zu finden war, plünderte. Schwester Christophine erstattete zwei Tage darauf dem Bruder ausführlichen Bericht darüber. Glücklicherweise durfte sie melden, daß es bei der bloßen Plünderung seine Bewandtnis hatte; an Leib und Leben blieben sie verschont. Zudem hatten sie ihre „besten Effekten" alle ins Schloß nach Leonberg flüchten können. Aber man denke sich den Schrecken und die Furcht, als diese Horde anrückte und man nicht wußte, was man von der zuchtlosen Bande zu erwarten habe. Die



Luise und Nanette Schiller.

Nach 2 von Christophine Reinwald gemalten Brochen im Besitz von Frau Kießling-Krieger in Möckmühl.
(Zum ersten mal veröffentlicht.)

Zu Müller, Schillers Mutter, S. 94.



Mutter war zumal in großer Angst für ihre Töchter, die sie deshalb fortschicken wollte, um sich im Wald zu verbergen; aber diese wollten ihre Eltern nicht im Stich lassen und blieben.

Vier Tage darauf, an ihrem 47. Hochzeitstage, schrieb die Mutter selbst an den Sohn: „Den 18. ds werde ich nicht vergessen, hauptsächlich die beiden guten Schwestern. Wann ich es nur allein hätte ertragen müssen, die Schrecken von den unbarmherzigen Menschen; aber die gute Fene, die in ihrem Land ruhig wegen diesem Ungemach hätte leben können, macht mir noch mehr Kummer! Ich hätte sie beide gern bälder fortgeschafft (am 2. Tag verbargen sie sich nämlich in einer Höhle), aber sie wollten durchaus ihren kranken Vater und mich nicht verlassen."

Dem Vater setzte der Schrecken natürlich sehr zu. „Er ist so schwach und kann es nimmer lang treiben. Gott stehe uns in diesem Jammer auch in der Kriegsnot gnädig bei. O Gott verlaß uns nicht, ich will dem Kummer wehren, Gott in Geduld im Glauben verehren."

Daß es mit dem Vater immer schlechter ging, schoben die Mutter und ihre Töchter wohl nicht mit Unrecht dem Umstande zu, daß er „keine einzige Vorschrift der Ärzte richtig befolgte", wie Christophine dem Bruder schrieb. Und die Mutter schreibt in dem eben angeführten Briefe, es mache sie alle verdrießlich, „da er schon 5 Doktor und von keinem nichts ausgebraucht gleich wieder aufhörte und es öfters auch besser wissen wollte. Eigensinn und Eigenlieb hat bei ihm schon viel Verdrießlichkeit gemacht."

Wenn der Kranke es bisweilen besser wissen wollte, so finden wir das wohl begreiflich, es regte sich eben in ihm jetzt ganz besonders der Feldscher und da glaubte er auch noch etwas von dieser Kunst zu verstehen. Wir verzeihen ihm daher seinen Eigensinn gern. Es war freilich nicht klug von ihm und für seinen Zustand nicht heilsam, aber was probiert man nicht in der Not? Wenn er öfters wunderlich, mürrisch, launisch oder eigensinnig war, wer will es dem so schwer=

geprüften Kranken verargen? Man denke sich nur recht in die Lage des an stete Arbeitsamkeit und Fleiß gewöhnten Mannes, der, so lang er konnte, noch vom Krankenlager aus seine Anordnungen für die Pflanzschule gab, und nun schon Monate lang zur Unthätigkeit verurteilt war. Dann begreift man auch, daß seine eigenen Leute es ihm oft nicht recht machen konnten. Dazu gehörte eben viel Geduld und daran fehlte es in der That den Seinigen nicht, wenn sie auch in Briefen an den Sohn ihre Klagen laut werden ließen. „Die gute Fene kann sich auch nicht mit ihm stellen", jammert die Mutter, „und wie bedauere ich sie, daß ein Übel sie verläßt und sie ein anderes dagegen erhält; ich habe mich freilich schon in etlichen 40 Jahren schon so gewöhnen müssen. O Gott, doch ist es oder wird es mir äußerst schmerzhaft, wann wir uns trennen müssen, und der Schlag wird mich auch so treffen, daß ich ihn nicht lange mehr empfinde, und wirklich wäre es die allerschlimmste Aussicht vor mich wegen der schrecklichen Kriegsumstände, die uns ganz umgeben." „Das weiß Gott, daß ich ihm alles von ganzer Seele thue, wann es noch so beschwerlich sein möchte!" Nach diesem Wort und in dieser Gesinnung hat die treue Gattin stets gehandelt. Dafür dient zum Beweis ein Brief an den Sohn, den sie einen Monat vor des Vaters Tode, am 6. August, schrieb. Er folgt hier unverkürzt, da er uns überhaupt einen Einblick in die Zustände gewährt.

„Bester Sohn, den Brief der l. Fene wird er nun erhalten haben, wo wir alle Kunst anwandten, ihn fortzubringen, weil keiner auf der Post angenommen worden. Daß die l. Lotte so glücklich entbunden worden, hat uns alle unaussprechlich gefreut. Gott segne noch fernerhin ihre Wochen und daß es wiederum ein Söhnlein, ist auch recht gut. Unser liebster Karl wird sein Brüderle sehr lieb haben. Ich möchte doch auch wissen, wie Er ihm die Namen gegeben lassen hatte. Gott erhalte Sie alle nur in Gesundheit und Segen. Die üble Behandlung der Franzosen hat ja Fene geschrieben. Indessen ist uns

aber nichts geschehen. Es kam ein Kommando von 30 Mann und einem Offizier, und jetzt haben wir auch noch den Spital der Franzosen, wo gegen 2000 Kranke und Plessierte kommen sollen; nun sind schon über 300 da; alle kommen in den langen Stall, auch die Apotheke.

Der Rittmeister Beuttel ist jetzt zur Unterstützung des Papa da, weil er leider gar nichts mehr versehen, auch nicht aus dem Bett, das er doch bisher bestellt und befehlen gekonnt hat. Aber jetzt ist er zu nichts mehr tüchtig und schreit nur allerdings beständig an seinen Schmerzen; er ist ganz abgezehrt und muß alles ins Bett gehen lassen, zwar nicht aus Schwäche, aber weil er sich nimmer über das Bett bringen kann und niemand kann ihm helfen, weil er entsetzlich schreit, wo man ihn anrührt, und muß er jetzt beständig auf dem Bauch liegen und ich ihm 3—4 Kissen darunter legen und sie ihm alle halbe Stunde verändern muß und so Tag und Nacht. Schon über ein halb Jahr habe ich keine zwei Stunden fortgeschlafen und alle Nacht vier bis mehrmal ihn anders lagern machen. Es ist unbeschreiblich, was das vor ein trauriger Zustand, so schmerzhaft und doch so lang dauert. Es kann ihm niemand alles thun als ich. Ich muß ihn reinigen, aus- und anziehen, wo es sich von den Töchtern nicht angeht. Ich weiß mir öfters nimmer zu helfen, kann keine Viertelstund von ihm bleiben. Es ist eine harte Prüfung vor ihn und mich. Gott stehe uns bei und schenke mir auch noch ferner die Kräften, damit ich aushalten kann. Und wann jetzt uns die l. Fene verläßt, so ist es mir ganz unaussprechlich traurig. Sie unterstützt mich und ihr Umgang ist mir sehr vorteilhaft und doch kann ich, wann ich billig denke, es ihr nicht länger zumuten, auszuharren. Sie sehnt sich freilich einige Zeit her wieder in ihren Haushalt und ihr Mann sehnt sich ganz unbeschreiblich nach ihr, das ihr doch im Stillen Kummer macht, und dieser höchst traurige Aufenthalt bei uns. Liebster, bester Sohn, ich danke Ihm tausendmal, daß Er mir diese l. Tochter so lang verschafft, freilich wann die Veränderung bei Papa vorgehen sollte, und ich und Luise ganz allein, so

werden wir beide zu allem unbrauchbar werden. Gott weiß, wie schwer es mir ist, in die Zukunft zu blicken. Wann nur Reinwald auch da bleiben könnte, damit sie ruhig wäre; es würde nicht viel mehr Unkosten (machen) außer der Reise. Aber die Umstände des guten Papa können noch vielleicht ein viertel und halb Jahr dauern, auch kann es ganz schnell sich ändern; o, ich zittere bei diesem Gedanken. Was wird alsdann mein Schicksal werden? Doch tröstet mich der Gedanke, ich werde als eine 63jährige Person auch bald ihm folgen; denn meinen guten l. Kindern möchte ich nicht gern zur Last werden. Nun aber Gott, dem ich ganz vertraue, wird alles noch gut machen. Hier ist alles sehr theuer wegen den Franzosen geworden, insbesondere Butter hat das Pfund schon 48 Kreuzer gekostet, Eier 2 vor 4 Kreuzer; Mehl und Brot ist auch in einem höheren Preis. Doch sind wir noch immer gut ausgekommen und sind noch niemand nichts schuldig geblieben. Die beiden Herren Doktor Consbruch und Plieninger haben nichts angenommen. Hoven ist auch zweimal zu Fuß hier gewesen, um uns keine Kosten zu machen. In hiesiger Apotheke haben wir nichts bezahlen dürfen, wenigstens wäre es 50 Gulden; auch Butterweck hat nichts angenommen. In der Stuttgarter Apotheke allein wissen wir noch nicht, wie viel es ist. Wir küssen und grüßen Ihn, bester Sohn, und die l. Lotte herzlich und die l. Kinder.

Die treueste Mutter."

Ein Gedanke durchdringt diesen Brief der Mutter, wie die anderen aus dieser Zeit: Das Leiden des Vaters ist eine Prüfung für ihn und für sie. Sodann kennzeichnet denselben die darin hervortretende Sorge der Mutter für den Vater und für Christophine; an sich selbst denkt die wackere Frau erst zuletzt. Sie wünscht nur, daß ihr Gott die Kräfte zum Aushalten schenken möge.

Das Leiden des armen Vaters nahm indes beständig zu, die Schmerzen wurden fast unerträglich. Und doch konnte Christophine noch am 28. August vermuten, daß er sich vielleicht bei seiner guten Natur

auch diesmal durchreiße. Zugleich aber schrieb sie in diesem Brief an den Bruder, daß eine Änderung in der Krankheit eingetreten sei, die in einer „starken Geschwulst bestehe, die zuerst am Kopf, dann an den Händen und zuletzt auch die Schenkel und Füße anfüllte.“ Die Mutter schrieb zu diesem Brief: „Die schrecklichsten Umstände unseres l. Vaters wollen sich leider nicht bessern, und da er jetzt so sehr geschwollen, ist es allerdings kein Rath, wie ich ihn nur etwas in seiner Lage im Bett auf eine andere Seite bringe, da er ohnehin sonst nirgends als auf dem Bauch ruhen kann, zwar auch nicht lange, so muß ich ihm sein Lager ändern und allerdings beständig bei ihm bleiben.“ Dazu kommt die alte Klage, daß sie die Christophine nicht mehr länger da behalten dürfe und doch kaum entbehren könne. „Freilich muß die gute Fene mit schwerem Herzen von ihm scheiden, da sie vier Monate keine Besserung erwarten konnte und leider, wann ich ihrer Hilfe am besten benöthigt, sie nimmer da ist und doch, bester Sohn, kann ich sie nimmer länger aufhalten, da sie doch eine Haushaltung und den Berg (Berggarten), der ihnen kräftige bessere Nahrung durch ihren Fleiß gewähren muß, und jetzt es Zeit ist einzuheimsen, und es ihr jetzt sehr viel Sorge macht, da ihr Mann im letzten Brief schrieb, daß die Magd ein Fieber bekommen und freilich er auch nicht bedient wird und wie sie besorgt durch Kummer und Sorgen selbst erkranken könnte. Freilich muß ihm die Zeit äußerst lange werden, seine Frau so lange zu missen. Und ich denke, zu weit kann man es nicht kommen lassen. Das ficht mich immer mehr an, daß sie selbst wegen vieler Besorgung nach Haus erkrankt komme . . . . und da sie schon so lange keinen Brief von ihrem Mann erhalten, ist sie in beständiger Unruhe, wie es doch zu Hause stehen könnte.“ In diesem Sinne hatte sie auch an Reinwald selbst geschrieben und ihm mitgeteilt, daß Christophine komme, wenn es „nur immer möglich“ sei.

Die Befürchtung der guten Mutter, jetzt, wo es am schlimmsten stand, ihre Christophine zu verlieren, war glücklicherweise vergeblich.

Man sah jetzt allmählich sicher, daß das Ende des Vaters bevorstehe, und so beschloß Christophine vollends zu bleiben.

Noch einen andern wichtigen Aufschluß giebt der Brief vom 28. August. Die Mutter schreibt nämlich darin über den Vikar Frankh von Gerlingen, der viel bei ihnen verkehrte: „Nun hat auch der Papa mit dem Vikar Frankh gesprochen, es wäre ihm in seiner letzten Stunde noch das meiste daran gelegen wegen der Versorgung der Luise und er, Frankh, versprach ihm, sobald er eine Versorgung, sie auch versorgt wäre, welches kaum noch ein Jahr anstehen könnte." Ueber Frankhs Teilnahme in dieser schweren Zeit schreibt Christophine dem Bruder: „Der Herr Vicarius Frankh hat uns in allen unseren Leiden brüderlich beigestanden. Er zeigte überall seinen guten, edlen Charakter, auch beim l. Vater hat er durch seinen geistlichen Zuspruch viel gethan. Wir hatten sonst keinen Menschen, der sich unser annimmt, weil jetzt jedes für sich selbst zu sorgen hat."

Am 7. September trat das längst Befürchtete ein. Der Vater wurde von seinem schweren Leiden durch einen sanften Tod erlöst. „Nun ist der schreckliche Schlag geschehen!" schreibt die Mutter am 9. dem Sohne, „Unser l. Vater hat nun ausgelitten, welches wir Gott freilich herzlich zu danken haben, daß sein großes und langes Leiden sich geendigt hat. Sein Tod war sanft und gewiß selig, da sein ganzes Vertrauen auf Gott und seinen Erlöser in den letzten Augenblicken fest geblieben. Gott wird ihm vor all seine Schmerzen und sein ganzes Vertrauen gewiß mit tausend Gnaden und Seligkeit belohnen. Da keine menschliche Hilfe möglich war, ihn zu retten, so werfe ich mich nun auch gänzlich in die Arme Gottes, da er es so haben wollte und danke ihm, daß er mir ihn doch so lange Jahre erhalten, und ich bin ganz gewiß, daß ich noch den kurzen Lauf meines Lebens nicht von ihm verlassen werde." In diesem Sinne schrieb sie auch an Lotte: „Sie können sich, liebste Tochter, gar nicht vorstellen, was ich auch noch seit dem Tod des seligen Vaters mit der Luise durchgemacht: wie viele

Stürme wir erlitten, wir weinten öfters beisammen und sind allein. Hier haben wir niemand, der mit uns fühlt. In Leonberg haben wir viele Bekannte und Freunde, die sich recht sehr auf uns freuen und uns viel Gutes versprechen, hoffe also zu Gott, wenn wir gesund bleiben, daß wir den Winter gut durchbringen. Hier bleiben wir noch in beständiger Unruhe, da wir beide alles selbst besorgen müssen. An den vielen Kummer, wo ich bei dem langen Krankenlager durchgemacht, darf ich nicht mehr zu viel nachdenken, sonst wäre ich wirklich schon zu allem unbrauchbar und es ist gewiß ein Wunder Gottes, daß ich mich noch so gesund fühle. Freilich meine Sinne und Kräfte sind sehr erschlafft und ich tröste mich öfters bei meinem Kummer, daß es auch bei mir nicht so lange mehr dauern kann, bis ich meinen Lieben nachfolgen werde."

Der undatierte Brief, vermutlich im Oktober geschrieben, weist schon auf die nahe Übersiedlung der Mutter nach Leonberg hin. Davon im übernächsten Abschnitt.

Die beiden Gatten.

Jetzt da das Leben Vater Schillers vollendet vor uns liegt, möge ein kurzer Rückblick das Verhältnis der beiden Gatten zu einander beleuchten.

Der Major Schiller war ein Mann, dessen Lieblingsneigung mit seinem Berufe auf der Solitude zusammentraf. So ist es begreiflich, wenn er in seinem Beruf, wie man zu sagen pflegt, ganz aufging. Seine Berufsthätigkeit ging ihm über alles so sehr, daß seine Gattin einmal während seiner letzten schweren Krankheit im Unmut, während sie freilich von der langen Krankenpflege selbst halb krank und niedergedrückt war, dem Sohne schreiben konnte, daß der Vater alles — sie meinte Weib und Kind — in 24 Stunden wieder vergessen würde, „wenn er wieder gesund und in seine Baumschule gehen könnte." „Eine Magd würde ihm alles versehen, was eine Frau thun könnte", fügt sie bitter hinzu. Das ist allerdings ein hartes Wort; aber es war offenbar

nur der Ausdruck einer vorübergehenden Gemütsstimmung und nicht ernst zu nehmen; denn rühmend sagt sie hinwiederum von ihm, er habe sein Leben und seine Gesundheit seinem Berufe geopfert. Im Sommer 1795 nämlich, also ein Jahr vor seinem Tode, legte er eine neue Baumschule an und da blieb er von morgens vier Uhr bis spät in die Nacht hinein bei Nebel und Regen bei der Arbeit. Wie schwer es ihn während seines Krankenlagers drückte, daß er seine Baumschule nicht besuchen konnte, haben wir bereits gesehen.

Daß dieses ausgesprochene Interesse des Vaters für die Baumzucht ihn für anderes ziemlich gleichgiltig machte, leuchtet wohl ein. Er hat daher manches seiner Frau überlassen, wozu er keine Lust und Neigung verspürte. Aber so wenig er sich auch vielleicht um diese oder jene häuslichen Angelegenheiten kümmerte, so gleichgiltig er gegen die Seinigen nach einer gelegentlichen Äußerung der Mutter war, um eines hat er sich doch stets sehr bekümmert, eines hat er sich niemals nehmen lassen: die Ehre den Seinigen der Hauspriester zu sein. Wir haben bekanntlich noch heute die von ihm selbst verfaßten Gebete, die er bei der gemeinsamen Hausandacht täglich den Seinigen vorzutragen pflegte. Das war offenbar auch ganz nach der Mutter Sinn und Wunsch; und es mag ihr jedesmal eine stille Freude bereitet haben, wenn sie ihren frommen Gemahl die Hausandacht verrichten sah.

Der Vorwurf der Gleichgiltigkeit, den sie gegen ihn erhob, war offenbar nur durch seine von der ihrigen abweichende Ansicht über die Kindererziehung hervorgerufen. Die Erziehung der Kinder giebt ja häufig Anlaß zu Differenzen zwischen den Eltern. Die Mutter verfolgt dabei häufig andere Ziele als der Vater. Und so war es auch hier. Vater und Mutter Schiller waren zwar einig darin, daß die Erziehung auf christlicher Grundlage ruhen müsse, aber in der Art der besonderen Ausbildung der Töchter gingen ihre Ansichten auseinander. Der Vater tadelte die Mutter, daß sie ihre Töchter „zum Staat und Großthun" erziehen wolle; denn, sagte er nach einem Be-





Major Schiller im 70. Lebensjahr.

Nach dem Ölgemälde von Ludovike Simanowitz i. J. 1793.



Elisabetha Dorothea Schiller im 60. Lebensjahre.
Nach dem Ölgemälde von Ludovike Simanowitz i. J. 1793.

Zu Müller, Schillers Mutter, S. 104.



richte der Mutter an den Sohn, „ein Handwerksmann würde keine solche Frau brauchen und sonst würde keiner kommen.“ Wahrlich, es wundert uns nicht, wenn die Frau Schiller mit diesen gar zu bescheidenen Ansprüchen ihres Gemahls nicht einverstanden war. Wir sind vielmehr sehr erstaunt darüber, daß der Vater als Offizier solchen Anschauungen huldigen konnte. Da hat denn doch das mütterliche Auge richtiger gesehen und ihr gesunder Menschenverstand richtiger geurteilt und die Wirklichkeit hat ihr nachher vollkommen Recht gegeben. Sie hatte es eben selbst stets schmerzlich empfunden, daß ihr keine „feine Bildung“ zu teil geworden war, und darum wollte sie wenigstens an ihren Töchtern nichts versäumen. Sie war daher dafür besorgt, daß sie etwas Französisch und Klavier spielen lernten, daß sie „in Gesellschaft kamen, wo sie Bildung lernen konnten.“ Die Töchter selbst hatten natürlich als Offizierskinder das Verlangen nach einer besseren Bildung und darum standen sie ganz auf Seiten der Mutter, die ihren Wünschen entgegenkam. „Bauernmenschen wären wir geblieben, wenn die Mama nicht Gelegenheit sonst gemacht“ so läßt die Mutter ihre Töchter in dem eben erwähnten Schreiben an den Sohn sagen. Das wäre nun freilich schwerlich der Fall gewesen, das lag so wenig in des Vaters Sinn, als es die Mutter wollte. Der Vater eiferte, wie es scheint, nur gegen das übertriebene eitle Wesen, nur gegen das Großthun und Staat machen, wie es die Mutter ja selbst sagt. Die Ausbildung von Herz und Gemüt hielt er für wichtiger als die Ausbildung des Kopfes und Verstandes; das Erwerben von allerlei Kenntnissen und Anhäufen von mancherlei Wissen däuchte ihm für seine Töchter weniger notwendig, als die Heranbildung zu tüchtigen Hausfrauen. Und auch darin war im Grunde die Mutter doch wieder einig mit dem Vater. Wir sehen dies aus den schönen Worten, die sie am 12. August 1794 an den Sohn richtete. In diesem Briefe teilte sie demselben aus besonderem Anlaß die Erziehungsgrundsätze mit, die ihr zur Richtschnur dienten. Sie schreibt nämlich: „Ich konnte . . meinen Kindern keine bessere Er-

ziehung geben, als ich selbst gehabt; allein sie zum Gehorsam, zur Tugend und Gottesfurcht anzuweisen, und so ihre Herzen zu bilden, halte ich vor die erste Pflicht . . . . es fällt mir sehr schmerzlich . . . . daß ich ihnen die Erziehung nicht geben konnte, wie es jetzt erfordert wird. Dagegen habe ich ein besseres Herz und ich bin mir bewußt, daß es keine Mutter in der Welt giebt, die ihre Kinder zärtlicher lieben kann als ich, und beständig vor ihr Wohl wacht und sorgt; das, dünkt mich, sollte einen Theil der glänzenden Erziehung bei ihnen ersetzen." Diese Erziehungsgrundsätze seiner Frau teilte der Vater sicherlich voll und ganz und eben darum hielt er mit Recht die Mutter für die geeignetste Lehrmeisterin, wie der Erfolg gezeigt hatte. Christophine und Luise — Nanette starb ja in früher Jugend — haben ihrer Mutter alle Ehre gemacht; sie waren eben so tüchtige und praktische Hausfrauen als diese selbst. Von der älteren, Christophine, wissen wir, wie sie es verstand, mit Reinwalds geringem Gehalt auszureichen, und wie sie selbst durch Erteilung von Zeichenunterricht das Einkommen zu erhöhen bestrebt war. Auch einen großen Berggarten bebaute sie selbst. Darin erkennt man freilich mehr des Vaters Tochter, der ihr selbst für den Garten Pflanzen u. s. w. zusandte. Die jüngere Tochter Luise war ebenfalls sehr gewandt. Die Mutter schreibt einmal dem Sohne zu einer Zeit, da Luise noch unverheiratet war, — es war in Leonberg, also schon nach des Vaters Tod —: „Die Luise haben sie (die Pfarrers=Frauen der Umgegend) sehr lieb, weil sie alles so machen kann, und fragen sie bei ihrem Putz um Rath." Wie tüchtig Luise als Pfarrersfrau selbst war, werden wir später sehen. Übrigens legte der Vater — und das darf doch nicht übersehen werden — dem Verlangen von Mutter und Töchtern nach französischer Sprachbildung u. s. w. nichts in den Weg; wenn er auch vielleicht nicht damit einverstanden war, so ließ er sie wenigstens ruhig gewähren. Er liebte seine Frau und Töchter zu sehr, als daß er ihnen etwas, woran ihr ganzes Herz hing, hätte verweigern können. Er wußte eben wohl, daß im Grunde seine Frau nichts Unbilliges

verlangte, er mußte sich sagen, daß sie nicht Unrecht hatte, wenn sie für ihre Töchter eine bessere Ausbildung verlangte, als sie selbst erhalten hatte; hatte er ja doch selbst bei der Nachricht von der Geburt seines Sohnes, des Dichters, denselben „dem Wesen aller Wesen" empfohlen mit dem Gebete, „daß es demselben an Geistesstärke zulegen möchte, was Er aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte". Darnach dürfen wir doch wohl annehmen, daß er auch bei seinen Töchtern den Bildungstrieb zu schätzen wußte und für ihre Ausbildung besorgt war; aber er war doch offenbar der Ansicht, daß die Mädchen nur zu lernen brauchen, was für ihre künftige Stellung als Hausfrau und Mutter nötig ist. Und dazu rechnete er eben Französisch und Klavierspielen nicht. Also ganz wie bei Hovens Frau.

Wir müssen bei diesen elterlichen Differenzen unwillkürlich an zwei Gestalten in einem Schauspiel des Sohnes denken, wir meinen den Musikus Miller und Frau in „Kabale und Liebe." Dort will auch der Musikus seine Tochter Luise einfach erziehen, während die Mutter höher hinaus will. Die Verhältnisse sind freilich dort andere und gerade die Frau Miller zeigt sehr wenig Ähnlichkeit mit des Dichters Mutter; aber doch haben diese Gestalten diesen oder jenen Zug von des Dichters Eltern erhalten. Der Sohn mag eben auch manchmal Zeuge gewesen sein, wenn die Eltern in der Erziehungsfrage sich ereiferten.

Im Uebrigen blieb das Verhältnis zwischen beiden Gatten doch ungetrübt und freundlich. Und dazu war aller Grund vorhanden. Denn wie der Vater sein Leben nur seinem Beruf und, dürfen wir getrost hinzufügen, den Seinigen widmete, so lebte die Mutter nur ihrer Familie. Sie war sparsam und haushälterisch; der Vater nicht weniger. Beide waren für sich selbst völlig anspruchslos und genügsam; nur im Kreise der Ihrigen suchten und fanden sie ihre Erholung und ihr Glück; denn das war doch auch zweifellos bei dem Vater der Fall, wenn er nach des Tages Last und Hitze in den Schoß seiner

Familie zurückkehrte, und zumal im Winter, wo seine Thätigkeit doch eine ziemlich beschränkte gewesen sein wird.

In welcher Achtung der Vater bei den Seinigen stand, das zeigte sich, wie es zu gehen pflegt, nach seinem Tode in vollstem Umfange. Jetzt verstummten alle Klagen über ihn, nur sein rastloser Fleiß, seine aufopfernde Thätigkeit und seine gewissenhafte Pflichterfüllung werden nun gerühmt. Und darin war er seinen Kindern ein ebenso gutes Vorbild wie die Mutter als Hausfrau.

In „Schillers Beziehungen zu Eltern, Geschwistern und der Familie von Wolzogen", einer Briefsammlung, herausgegeben von Schillers Tochter Emilie und Alfred von Wolzogen, ist der Vater geschildert als „gleich ausgezeichnet durch die makelloseste Rechtschaffenheit, Frömmigkeit und Berufstreue, wie durch überwiegende Geisteskraft und das Verdienst tüchtiger Arbeit." „Neben ihm erscheint", heißt es dann weiter, „die Mutter in allen herben Prüfungen ihrer Lage voll still aufopfernder Liebe und Herzensgüte, immer thätig für das Wohl der Ihrigen und mild versöhnend, wo der Kampf gegen die Härten des Daseins die starke Seele des Gatten zu Schroffheiten hinzureißen drohte."

Die Pensionierung der Mutter.

Gleich nach des Vaters Tod reichte die Mutter eine „Supplik an die Kammer und Regierung" wegen einer Pension ein. Sie glaubte das mit gutem Gewissen thun zu können, da ihr Mann so viele Jahre dem herzoglichen Hause redlich und treu gedient und seine eigene Gesundheit dem herzoglichen Interesse aufgeopfert habe. Der Vater selbst hatte ihr noch kurz vor seinem Tode den Rat gegeben, sie solle auf der Solitude bleiben und den Herzog bitten, daß er ihr den Gartengenuß auch fernerhin gestatten und sie in der alten Wohnung lassen möchte. Andrerseits war er auch wieder der Ansicht, sie solle nach seinem Tod nach Meiningen ziehen, aber dort einen eigenen Haushalt führen.

Auf ihr Ansuchen erhielt die Mutter zunächst freie Wohnung im

Schloß zu Leonberg und ein Gratial von 75 Gulden. Mitte November fand der Umzug von der Solitude nach dem neuen Wohnort statt. Zuvor hatten sie in öffentlicher Versteigerung noch alles verkauft, was ihnen jetzt überflüssig war. Sie machten dabei „alles nur mögliche zu Geld" und das kam ihnen bei den vielen durch den Umzug erhöhten Ausgaben sehr zu statten.

Das Gratial von 75 Gulden, das die Frau Major erhielt, war ein Gnadengeschenk, noch keine regelmäßige Pensionssumme. Diese war ihr erst auf Georgi 1797 in Aussicht gestellt worden. Um die Sache in Ordnung zu bringen und zugleich ihren Dank abzustatten, war die Mutter kurz vor dem Umzug in Stuttgart gewesen. Ihr Besuch galt vor allem auch dem Kammerdirektor Autenrieth, aber leider traf sie diesen nicht zu Hause, wie sie dem Sohne am 12. Nov. 1796 schrieb. Sie bat daher diesen, an Autenrieth zu schreiben. „Es wäre für mich sehr nützlich, wenn Er, mein bester Sohn, selbst an ihn schreiben könnte; es würde ein grosses Gewicht haben wegen dem künftigen Gehalt, welcher mir versprochen." Schiller schrieb nun auf der Mutter Wunsch nach seinem Kalender an denselben am 17. Februar 1797. Autenrieth antwortete am 6. März. Leider fehlen zur Zeit beide Briefe. Doch dürfen wir annehmen, daß der Mutter Vermutung ihre volle Berechtigung hatte. Denn ein im Schillerarchiv in Weimar befindlicher Brief der Mutter an den Sohn vom 4. April 1797 giebt uns folgenden Aufschluß: „Die Antwort von Herrn Direktor Autenrieth ist sehr artig und freundschaftlich, da er sonst ein brausender Mann und wenig Complimente macht. Ich will also seinem Rath folgen. Wir haben kaum vor diesem Brief eine der mir im Zimmer getriebenen Rosen der Jungfer Autenriethin geschickt nebst einen Brief von Luisen, weil wir sie gut kennen. Sie schrieb auch wieder sehr höflich nebst einem Complimente ihres Vaters und eben dieses, ich solle warten an den Herzog zu schreiben bis in den Mai."

Aber die Mutter war damit nicht zufrieden, sie handelte auf eigene

Faust und klopfte auch noch an andere Thüren, wie wir aus der Fortsetzung ihres Briefes sehen. Da heißt es: „Vorher aber bin ich Willens an die Frau Geheimräthin Langen zu schreiben, die eine Schwester vom Herrn von Mylius und die Bekanntschaft ihres Bruders mit uns wohl weiß. Ihr Mann ist Geheim-Sekretär und jetzt auch Geheimrat geworden und zugleich ein Liebling vom Herzog. Er war vorher Hofmeister bei dem Prinzen. Ich will sie bitten, ihr Gemahl möchte meine Bitte dem Herzog geben, wann sie gute Laune vermute". „Eben dieser Herr", fährt sie fort, „hat es auch beim Herzog dahingebracht, daß Major Böhm an seligen Vaters Stelle gekommen, sonst wäre es Rittmeister Beuttel geworden, der wirklich bei den Spitalgeschäften da sein muß, weil es der Major nicht versehen kann". Die Frau wußte also recht gut, was sie that, indem sie sich an diesen Mann wandte. Freilich ist uns nicht bekannt, ob ihr dieser Schritt etwas half. Indes ging sie noch weiter. Sie wandte sich auch an den Hofrath Elsäßer, der großen Einfluß besaß. In dem eben erwähnten Brief schreibt sie darüber: „Da sich der Papa gleich in seiner Krankheit durch ein Schreiben vor mich an die herzogliche Rentkammer gewendet, so habe ich es auch so wieder in Bewegung bringen müssen und auch zugleich an die Regierung. Herr Hofrath Elsäßer hat mir das Conzept gemacht, es war kurz und gut. Er ist wirklich als Marschkomissar nicht im Land, sonst wäre auch dieser Herr eine gute Stütze. Er ist ein sehr guter Freund von uns." Am 29. Mai war diese letzte Bittschrift, die Elsäßer entwarf, an den Herzog abgegangen. Genau einen Monat später, am 29. Juni schrieb die Frau Major, daß ihr Elsäßer „gestern" vorläufig geschrieben habe, daß der Herzog aus eigener Bewegung und ohne Gutachten einzuholen, ihr einen fixierten jährlichen Gehalt von 100 Gulden auszusetzen geruht habe, der von Jacobi des Jahres an beginne. Vermutlich sei Herr Direktor Autenrieth darüber gefragt worden, und weil er Schiller, dem Sohne, wohl wolle, sei die Sache so gut gegangen.

Das eigentliche Dekret kam erst im Juli an das Leonberger Oberamt. Am 8. August schrieb die Mutter dem Sohne: „Vor 14 Tagen kam nun auch ein Dekret an den Oberamtmann hieher wegen meiner Pension; dieser schrieb mir ein höflich Billet, daß er ein Dekret bekommen, daß ich von der Besoldung des erst verstorbenen Hofgärtners Böbert jährlich hundert Gulden zu erheben bei der herzoglichen Generalkasse." Auch der übliche Steuerabzug an der Pension wurde der Witwe erlassen. „Sagen Sie, l. Lotte", schreibt sie am 1. Dezember 1797, „Schiller, daß mir, erst da ich das erste Quartal meiner Pension auf Martini habe einnehmen wollen, 25 fl. auf drei Termine hatten sollen abgezogen werden, weil in unserem Lande wegen der Kriegssteuer jedem Pensionär der vierte Theil abgezogen wird, nämlich Tax; ich schrieb aber gleich an Herzog um Nachlaß, da es mir sehr empfindlich falle, von diesen 100 fl. so viel zu leiden, und in 4 Tagen bekam ich schon Antwort, daß es mir vom Herzog geschenkt und (ich) nichts bezahlen dürfte. Er, der Herzog hat es selbst decretiert und gleich an das Taxamt ergehen lassen. Es hat mich unaussprechlich gefreut, da mir dieser Herr noch nichts abgeschlagen, um was ich ihn gebeten, und ich erkenne immer dabei den Segen, der von unserem seligen Vater, da er als ein ehrlicher Mann gehandelt, noch auf mich fällt, was er öfters zu mir gesagt, ich würde den Segen von dem wenigen haben, wo er hinterlassen." Dagegen wurde ihr, als sie „die noch rückständige Gage von Jakobi an bis auf den Todestag des l. Papa's holen" ließ, „27 fl. Taxe vor den Majorscharakter abgezogen." Nach Luisens Brief an den Bruder vom 11. November 1796 wurde deshalb an den Herzog eine Bittschrift um Nachlaß eingereicht, da ja der Herzog Louis Eugen schon am 26. März 1794 Schiller den Charakter als „Obristwachtmeister" erteilt hatte. Ob dieses Schreiben von Erfolg war, steht dahin. Das vorhandene Material giebt darüber keine Auskunft.

So hatte also die Witwe Schiller neben ihrer Pension von 100 Gulden

„ein recht standmäßiges Logis im Leonberger Schloß . . . zwei schöne Zimmer, eine große Kammer, und noch eine zur Speisekammer, Holzlege, Keller und was dergleichen.“ Das Wohnungsdekret bestimmte, daß die Frau Obristwachtmeister, so lange sie lebe, unvertrieben bleiben solle, bis es die gnädigste Herrschaft selbsten brauche. Dieser Fall trat nicht ein und die Witwe blieb ungestört in ihrem Besitz, wenn es auch einmal schien, als ob man ihr eines der Zimmer nehmen wollte. Doch wir werden darauf später zurückkommen.

Und was that der Sohn? fragt man mit Recht; denn es leuchtet ein, daß diese 100 fl. Pension, wenn auch freie Wohnung dazu kam und wenn auch die Mutter einiges Vermögen besaß, nicht zum Lebensunterhalt ausreichen konnten.

Auf diese Frage wollen wir jetzt antworten.

Mutter und Sohn.

Daß Fritz der ausgesprochene Liebling der Mutter war, das braucht keines besonderen Beweises; das zeigt jeder ihrer Briefe. In allen, mögen sie an ihn selbst oder an andere gerichtet sein, können wir lesen, wie lebhaften Anteil sie an allem nimmt, was den Sohn angeht. Wir sehen, wie sie sich freut, wenn es dem Sohne und seiner Familie wohlgeht, und wir erkennen, wie bekümmert und besorgt sie um die schwankende Gesundheit ihres „liebsten, besten Sohnes“ ist. Überall herrscht dieselbe mütterliche Liebe, überall finden wir dieselbe treubesorgte Mutter, der nichts zu gering, nichts zu unbedeutend ist, was ihren Sohn betrifft. Sie würde gern für den Sohn Schmerzen und Krankheit übernehmen, wenn sie es nur könnte. Den Töchtern gegenüber finden wir diese ausgesprochene Zuneigung der Mutter nicht, wenn sie auch ihnen nicht minder eine liebevolle Mutter ist. Sie nimmt den Sohn bei ihnen in Schutz, wenn er seinen Schwestern, wie es häufig vorkam, lange nicht schrieb oder sie sonst zu vernachlässigen schien. Auch zwischen Vater und Sohn vermittelte sie in besonderen Fällen.

Umgekehrt besaß die Mutter des Sohnes Liebe im höchsten Grade; er „hing an ihr mit reiner kindlicher Anhänglichkeit", bezeugt uns seine eigene Gattin in einem Briefe an Körner. Diese Anhänglichkeit und Liebe zur Mutter zeigte sich besonders nach des Vaters Tode. Da gab er unaufgefordert in seinem schönen Briefe vom 19. September 1796 seinen Rat und machte Vorschläge für die Zukunft der Mutter. „Alles was Sie zu einem gemächlichen Leben brauchen", schreibt er, „muß Ihnen werden, beste Mutter, und es ist nun hinfort meine Sache, daß keine Sorge Sie mehr drückt. Nach so vielen schweren Leiden muß der Abend Ihres Lebens heiter oder doch ruhig sein, und ich hoffe, Sie sollen im Schoß Ihrer Kinder und Enkel manchen frohen Tag genießen." Dem Wort folgte die That. Am 25. Oktober schrieb er an seinen Verleger Cotta: „Meiner Mutter bitte ich von Quartal zu Quartal gegen ein Quittung, die sie Ihnen senden wird, 30 fl. zu bezahlen und mir in Rechnung zu bringen." Der Brief, in dem Schiller seiner Mutter die Mitteilung davon machte, ist leider verloren, wie alle Briefe Schillers an die Mutter von 1796 (außer dem vom 19. September) bis 1799. Die Mutter erwiderte darauf am 12. November: „Vorgestern bekam ich Seinen Brief nebst einem von Herrn Cotta begleitet, worin Er mir auch noch sogar einen bestimmten Gehalt jährlich zugedacht. Gott vergelte es Ihm und den l. Seinigen mit vielem Segen. Ich werde aber eben so wenig Gebrauch davon machen, wann es nur möglich, daß wir jetzt mit unserem Gehalt auslangen. Auf ein Jahr sehe ich zwar schon hinaus, da wir mit vielen Sachen in dem Haushalt hinlänglich uns versahen. O, wie viele Güte und Liebe erzeigt Er mir! Ich und die Luise weinten Freudenthränen, als wir diesen Brief erhielten. Ich werde vielleicht sehen, meinen l. Enkeln noch etwas zu ersetzen. Nehme er, liebster Sohn, dieses wenige von meinem dankbaren Herzen an."

Gleichzeitig sandte sie Leinwand und Stoff für die Lotte und die Kinder. Und auch in der Folge kamen öfters solche Sendungen von ihr, denn sie wollte die Unterstützung ihres Sohnes nicht umsonst ge=

nießen; sie that deshalb soviel in ihren Kräften stand, um sich dem Sohne dankbar zu erweisen. Sie verwandte alle Zeit, die ihr die Hausgeschäfte übrig ließen, aufs Spinnen und der Fleiß ihrer Arbeit wanderte nach Jena und später nach Weimar.

Wie bescheiden und einfach die Frau lebte, und wie wenig Anspruch sie an das Leben machte, werden wir später sehen. Darum war ihr auch diese Unterstützung ihres Sohnes, so erfreut sie auch darüber war, weil sie seine Liebe darin erkannte, im Grunde doch nicht ganz willkommen. Sie verstand eben das Sparen und Einteilen so vortrefflich, daß sie mit wenigem auslangte. Außerdem glaubte sie dadurch dem Sohne und den lieben Enkeln etwas zu entziehen, und sie wußte eben gut, in welcher Lage der Sohn sich befand. Da bekümmerte sie dann der Gedanke, daß ihretwillen der Sohn mehr arbeiten, sich mehr anstrengen würde, um diese Ausgabe wieder zu decken. Und der gute Sohn war doch leidend, wie sie wußte. Diese Erwägung brachte sie zunächst zu dem festen Entschluß, von dem Sohne nur dann eine Unterstützung anzunehmen, wenn ihr die Pension verweigert würde. Mit der Pension dagegen hoffte sie auszureichen, wenigstens für den Anfang. Und diesen Versuch wollte sie machen; da ließ sie sich nur ungern drein reden. Sie wollte daher anfangs die vom Sohne zugewiesene Pension durchaus nicht annehmen. Cotta, der das Geld im Auftrage des Sohnes auszahlen sollte, schrieb deshalb öfters vergebens nach Leonberg. Die Mutter machte keine Miene das Geld in Empfang zu nehmen. Endlich am 30. Januar 1797 erklärte sie dem Sohne: „Herr Cotta schrieb mir schon zweimal, warum ich das von meinem Sohn Angewiesene nicht abholte und ihm einen Menschen bestimmte, wie und wann ich's wollte; aber ich werde erst einen Gebrauch, mein bester Sohn, von Seiner Liebe und Güte machen, wann ich sehe, wann das Versprechen von der Pension mir nicht gehalten werden sollte, alsdann könnte ich von dem, was ich habe, unmöglich leben, ich erwarte also die schleunigste Nachricht von Ihm."

Auf diesen Brief erwiderte der Sohn sofort. Was er schrieb, wissen

wir freilich nicht; wir besitzen den Brief nicht mehr. Aber er redete offenbar seiner Mutter zu, sie solle doch das Geld ohne weitere Umstände annehmen, er gebe es ja so gerne. Darauf hin erklärte die Mutter, wie es scheint, am 16. Februar: „Nun will ich das Geld bei Herrn Cotta angewiesen dankbar annehmen, bekomme ich eine Pension, so werde ich gewiß keinen Mißbrauch von dem guten Willen meines besten Sohnes machen; Gott wird Ihn und die l. Seinigen davor segnen." Als nun Cotta Ende März das Geld schickte, da war es ihr wieder zu früh, sie hätte es erst an Georgi, am 23. April, in Empfang nehmen wollen. Darum schrieb sie nach Jena am 4. April: „Bester Sohn, Herr Cotta schickte mir schon vor 8 Tag die 30 Gulden, wo ich Ihm geschrieben, erst bis Georgi den Anfang damit zu machen. Ich schickte ihm nebst der Quittung zugleich den Brief an Ihn, bester Sohn, nebst meinem herzlichen Dank vor Seine Güte und Liebe. Gott segne Seine und der lieben Seinigen Gesundheit und der Segen Gottes begleite alle seine Beschäftigungen." Damit war die Sache im reinen. Die Mutter fügte sich, aber höchst ungern. Noch am 9. Dezember 1799 schrieb sie darüber ihrer Tochter Luise: „Du weißt, daß mich der Zuschuß von Deinem Bruder so niederbeugt, und ich indessen ihm geschrieben, es in Zukunft zurückzunehmen." Auch der Brief, in dem sie dies dem Sohne geschrieben, ist nicht mehr vorhanden. Er würde uns wohl den schönsten Beweis dafür liefern, wie uneigennützig und wie bedürfnislos die gute Frau war. Lieber will sie sich einschränken und sogar selbst darben, als durch Annahme des Zuschusses den Sohn und seine Familie vielleicht um etwas bringen. In der That ein prächtiges Bild von dem Sohne, der die Mutter unterstützen will, und von der Mutter, die dem Sohne zu lieb die Annahme der Unterstützung verweigert! Wie schön steht da der Sohn vor uns, dem in seiner Kindesliebe die Mutter über alles geht! Und wie herrlich sehen wir an der Mutter das Wort der heiligen Schrift erfüllt, daß die Liebe nicht das Ihre sucht!

Übrigens müssen wir wohl der Rücksicht auf die Schwiegertochter auch ein gut Teil an dem Entschluß der Mutter zuschreiben.

Auch im Kleinen sehen wir die Besorgtheit des Sohnes für die Mutter. Damit sie ungeniert und recht oft ihm schreiben könne, sollte sie auf seinen Wunsch die Briefe nicht frankieren. Die Mutter that, wie der Sohn wünschte, aber, o Jammer! Die Post erlaubte es nicht! „Es hat mir der Bote gesagt", schrieb sie darüber nach Jena, „es werden keine anders als bis Nürnberg bezahlt angenommen und ich mußte ihm schon zweimal das Porto nachbezahlen."

In Familienangelegenheiten von irgend wichtigerer Bedeutung zog die Mutter stets den Sohn zu Rate. Seine Entscheidung war ihr in allem maßgebend. Darum war sie andererseits auch fast ängstlich darauf bedacht, daß dem Sohne von allen Familiengliedern, vom Vater wie von den Geschwistern, stets die gebührende Ehre erwiesen werde. Einen köstlichen Beweis davon, wie die Mutter alles zu vermeiden suchte, was irgendwie des Sohnes Mißfallen erregen konnte, zeigt uns folgende Stelle eines Briefes, den sie ihm am 30. März 1795 nach Jena sandte. Sie schrieb nämlich:

„Schon lange waren wir in Sorgen, mein lieber Sohn, was wohl die Ursache seines langen Stillschweigens sein könnte, da wir alle Posttage mit der größten Ungeduld auf Briefe warteten, als jetzt ein Brief von Cotta von Tübingen mit 9 fl., in welchem er schrieb, daß das Geld von Herrn Hofrat Schiller ihm angewiesen an Papa zu schicken, wovor ihm nichts als eine Quittung zuzustellen wäre. Da der Papa just nicht zu Hause, stutzten wir gleich, was das sein könnte. Als er aber nach Hause kam, gaben wir ihm den Brief. Er wußte sich aber auch nicht zu erinnern, bis ihm einfiel, daß er ihm wegen der Büste geschrieben, was davor verlangt worden. Nun gehen uns die Augen auf, daß wir ihm deshalb die Empfindlichkeit vor mußten machen, wie unvorsichtig es war, da es schon an den Sohn geschrieben.

Nun war er jetzt äußerst betreten, da er sich die Folgen nicht vorgestellt. Aber leider ist es schon mehrmalen so geschehen, und wir haben auch die unangenehmen Folgen jedesmal dabei. Das weiß ich, daß er es nicht so gemeint. Er kennt ja seinen Vater schon lange. Nun habe ich ihn gebeten, mir jedesmal seine Briefe an unsere Kinder lesen zu lassen. Ich habe zwar selbst etliche Linien, wie ich mich erinnere, in selbigem Brief geschrieben, aber ihn nicht überlesen, weil der Bote schon da war. Da wir in der besten Hoffnung ihn, mein l. Sohn, näher bei uns zu haben und mit größter Sehnsucht dieser Freude entgegensahen, kam jetzt dieses Unangenehme. Wir haben gewiß alle ein unaussprechliches Vergnügen an seiner Büste, da er so ganz vortrefflich getroffen, und wünsche nichts, als daß die gute Reinwaldin auch sehen und kopieren könnte. . . . . Der Papa weiß nichts von diesem Brief. Lieber Sohn, vergesse Er es Seinem Vater, diese Unachtsamkeit, der es gewiß nicht so übel gemeint."

Daß es der Vater nicht „so übel meinte" und daß er der Sache keinen großen Wert beilegte, zeigt sein Brief vom 19. April 1795, in dem er unter anderm auch bemerkte: „Letzthin hat mir Herr Cotta in Tübingen auf des lieben Fritzen Ordre 9 fl. zugeschickt und ich weiß nicht, was ich ihm dafür kaufen oder schicken soll. Es wird doch nicht die Bedeutung haben, daß ich die Auslage für Seine Büste wieder ersetzt bekommen soll? Wenn sie 2—3 Louisd'or gekostet hätte, würde ich sie gern bezahlt haben, denn unsere Freude daran ist nicht zu taxieren. Sie ist ganz unvergleichlich, ebenso gut ausgearbeitet als die Seinige. Ich habe zwar Herrn Professor Dannecker meine schriftliche Danksagung gemacht, erkenne mich aber immer noch für seinen großen Schuldner."

Die Antwort des Sohnes ist nicht bekannt; aber soviel steht fest, daß die Mutter sich in diesem Falle unnötige Sorgen machte. Der Sohn kannte den Vater und wußte sich die Sache wohl zu deuten. Wenn er dem Vater dennoch die 9 fl. schickte, so mag er dazu seine besonderen

Gründe gehabt haben. Wir vermögen dieselben nicht anzugeben und wollen uns daher nicht in Vermutungen ergehen.

Umgekehrt sollte der Sohn den Vermittler machen, als der Vater in der besten Absicht Pläne für die Zukunft der Seinigen entwarf. Mit denselben waren aber Mutter und Töchter nicht einverstanden und deshalb wandte sich die Mutter an den Sohn. Doch lassen wir sie selbst reden: „Der Papa schreibt ihm von einem Plan wegen eines Gärtners, der hier angestellt, und noch etwas ungereimtes. Er will einen Stock auf der Eisgrube, die hinten am Walde steht und zwar in der neuen Baumschule, wo er schon lange den Herzog bitten wollte um Erlaubnis einen Stock hinaufzubauen und das Gebäude alsdann vor uns bleibe. Es soll ein künftiger Aufenthalt vor mich oder wann der Gärtner vielleicht (sich) schicken würde, eine von den Mädeln zu bekommen. Ich bitte ihn aber, daß der Plan ganz und gar nichts taugt. Es würde uns viel kosten den Bau zurecht machen und weder ich noch die Schwestern würden hier bleiben, wann, Gott verhindere es, der Papa nimmer wäre, weil die Luise schon wie versorgt mit einem Geistlichen; vielleicht steht es noch ein Jahr an, bis er versorgt. Ich bitte, rede Er dem Papa den ganzen Plan aus; von uns läßt er sich nichts einreden.“

Ob der Sohn etwas in dieser Sache gethan, wissen wir nicht mehr; aber das steht fest, daß keiner dieser Pläne zur Ausführung gelangte. Fritz war eben sehr langsam im Briefschreiben und so war es die stete Klage seiner Familie und seiner Freunde, daß er nichts von sich hören lasse. Und da mußte eben auch die gute Mutter entschuldigen und begütigen, so gut es nur ging. So schrieb sie deshalb am 14. März 1800 ihrer Tochter Luise: „Daß Dein Bruder nicht selbst geschrieben, ist mir gar nicht recht, aber Hoven sagte es auch, der doch der liebste Freund von ihm, schon in 2 Jahren nicht an ihn geschrieben und ihm auf 3 Briefe zu antworten habe. Du weißt es, daß er die Christophine erst in etlichen Jahren mit einer Hausschenke

beschenkte, als sie verheiratet war. So ist er eben, er wird gewiß noch Deinem Mann schreiben." Einige Zeit nachher am 29. April schreibt sie der Luise, daß Hoven nicht mehr so freundlich sei, weil der Fritz nicht schreibe. Jetzt müsse sie es entgelten. Diese Klage über Hoven findet sich noch öfters in den Briefen; sie war aber wohl kaum berechtigt. Der viel beschäftigte Arzt war vielleicht etwas kurz angebunden und das legte sich die Frau so aus, als ob er beleidigt wäre. Wie treu Hoven zu Schiller und seiner Familie hielt, das durfte die Frau Major recht sehr an sich selbst erfahren, als sie im Jahr 1801 auf das schwere Krankenlager gelegt wurde, das ihren Tod herbeiführte.

Ein ander Mal hielt die Mutter in zartester Weise es dem Sohne selbst vor, daß er seiner Schwester Christophine nicht schreibe. So am 28. Juli 1795; da schreibt sie: „Von der lieben Fene haben wir erst auch Briefe erhalten, wo sie auch schreibt, daß sie schon so lange Zeit keine Nachricht von ihrem Bruder und Schwägerin erhalten, welches ihr sehr schmerzlich falle, warum es bisher unterblieben wäre."

Auch um die Familienangelegenheiten des Sohnes kümmerte sich die sorgsame Mutter und sie mag da vielleicht, ohne es zu wollen oder auch nur zu ahnen, manchmal angestoßen haben. Aber sie konnte es eben nicht lassen, was sie für gut und richtig hielt, den Ihrigen zu sagen und anzuraten.

Ein Gegenstand des größten Interesses waren ihr so stets die Dienstboten des Sohnes. Es lag ihr sehr viel daran, daß der Sohn nur tüchtige, gewandte Dienstboten hatte, die vor allem auch die Pflege der Kinder verstünden. Daß diese Liebe zu Kindern hatten und mit Kindern umgehen konnten, hielt sie als praktische Hausfrau einfach für absolut notwendig. Darum hatte sie bei der Wahl einer Magd, die sie dem Sohne zu besorgen hatte, vor allem auf diese Eigenschaft gesehen. Christine Wezel, gebürtig aus Neckarrems, die mit kurzer Unterbrechung bis zu ihrem Tode im Jahr 1814 im Schiller'schen

Hause diente, war ihr aus diesem Grunde besonders lieb und sie bedachte sie deshalb stets mit kleinen Geschenken für die Pflege der Kinder. Sie hatte auch ihrer Schwiegertochter gegenüber einen Stolz darauf, wie wir schon sahen, daß „die schwäbischen Mägde sich so gut bei den sächsischen gebrauchen lassen." Die Schwiegertochter selbst war auch sehr wohl mit Christine zufrieden und es war ihr gar nicht recht, als Christine im Jahr 1801 ihr Haus verließ und nach Schwaben zurückkehrte, um nach dem Wunsche der Ihrigen einen Witwer mit vier Kindern zu heiraten. Auch der Mutter machte diese Sache Sorgen, wie wir aus ihrem Briefe vom 28. Februar 1801 sehen. Da schrieb sie nämlich an Lotte: . . . „Sie schreiben mir nichts mehr wegen der Christine, ob sie noch bei Ihnen; und wäre sie hierher gereist, so denke ich, Sie hätten ihr auch Briefe an mich mitgegeben und ich bin auch deswegen sehr besorgt, wie Sie alsdann mit einer Köchin versehen geworden, da es doch sehr viel von unserer Zufriedenheit abhängt, wann wir gute und redliche Dienstboten besitzen, insbesondere wegen der l. Kinder, und ich bedaure unendlich, daß Sie, l. Lotte, die Christine verlieren, wo doch es ein großes Glück gute zu bekommen, und Sie diese so lieb hatten, und ich bin sehr begierig zu wissen, wie Sie, beste Tochter, wieder versehen sind."

Glücklicherweise konnte sich Christine zu der Heirat nicht entschließen und so kehrte sie zur Freude aller in ihre alte Stellung nach Weimar zurück.

Wie sehr die Frau Hofrätin Schiller mit ihr zufrieden war, sehen wir aus der Thatsache, daß sie, als sie eines weiteren Dienstboten bedurfte, wieder ein schwäbisches Mädchen und zwar Christines Schwester wählte. Als die Mutter davon hörte, war sie freilich damit gar nicht einverstanden; sie hielt dieses Mädchen für völlig ungeeignet. Wir sehen dies aus ihrem Briefe an den Sohn vom 30. Januar 1797. In diesem schreibt sie in der hellen Verzweiflung über diese Wahl: „Gestern bekam ich von Herrn Cotta ein Billet nebst zwei Carolin vor eine

Magd vor meinen Sohn. Ich hätte gar nicht gewußt, was dieses wäre, wenn nicht etliche Tage zuvor zwei Schwestern von der Christine bei mir hier (in Leonberg) gewesen (wären) und mir gesagt (hätten), sie solle als Magd zu meinem Sohn, da ihr ihre Schwester, die Christine, geschrieben, es werde ihr das Reisegeld zugeschickt werden, und sie brauchte keine Kleider, als was sie anhabe, mitbringen. Ich verwunderte mich sehr, da ich noch nichts davon wußte; die liebe Lotte hatte mir zwar schon so weitläufig in einem Brief davon geschrieben, daß sie wünsche eine Schwester von Christine noch zu haben, weil sie hoffte, sie werde eben so gut sein. Aber, bester Sohn, da ich jetzt das Mädchen gesehen, so muß ich ihm doch meine Meinung vorher schreiben. Erstlich gefällt sie mir nicht ganz zu Kindern . . . sie ist etwas träg und dumm, wo bei Kindern Fleiß und Aufmerksamkeit, Pünktlichkeit, Reinlichkeit und Wachsamkeit gefordert werden muß. Die gute Christine wird sich vielleicht mehr von ihr versprechen. Da sie ihre Schwester schon drei Jahre nicht gesehen, so hofft sie vielleicht mehr zu ihr, und freilich wird sie sich alle Mühe geben, sie zu unterrichten in dem, was sie zu thun hat, und sollte es ihr nicht gelingen, so würde sie ebenso unzufrieden und in der größten Verlegenheit sein, auch wenn sie sehen würde, daß sie sich nicht dazu schicken würde, was ihr anvertraut, und da sie noch gar das Heimweh bekommen könnte, denn sie ist noch jung und wie mich dünkt über 18 Jahre nicht alt und zur Wachsamkeit vor Kinder zu jung. Zwei Carolin zum Reisegeld ist freilich viel und gewagt, auch könnte sie unterwegs mehr aus Unwissenheit mehr brauchen, als eine gescheitere Person, die mehr Kenntnis (hat). Ich muß sagen, daß sie mir sehr dumm geschienen. Wenn sie nur mit Jemand die Reise machen könnte, es macht mich dieses alles sehr unruhig. Freilich wenn sie gut thun würde und von ihrer guten Schwester alles annehmen würde, so könnte es gut gehen. Also, liebster Sohn, erwarte ich noch vorher Nachricht. Sie sagte mir, da sie da war, sie reise erst bis in den Februar (?) ab. Ihre ältere

Schwester gefiel mir viel besser, die auch da war; sie ist viel gescheiter und feiner in ihrem ganzen Betragen. Im Nähen wird sie nicht so geübt sein; aber diese sagte mir, sie hätte nur einen Monat in Stuttgart das Nähen gelernt und wird auch die ältere es eben so bald begreifen."

Der Brief traf am 6. Februar in Jena ein; am 8. antwortete Schiller. Sein Brief ist nicht mehr, wie schon oben erwähnt wurde, vorhanden. Er schrieb vermutlich, daß die Sache bereits erledigt sei, und daß sie es eben einmal mit dem Mädchen auf gut Glück wagen wollen. Sein Brief traf, wie wir aus der Mutter Antwortschreiben vom 16. Februar sehen, eben am 16. Februar ein. Darauf erwiderte die Mutter am gleichen Tage: „Ich antworte . . gleich an diesem Tage wieder und schicke morgen gleich einen Expreßboten nach (Neckar-) Rems mit einem Brief und dem Reisegeld, damit das Mädchen nicht länger aufgehalten wird. Gott gebe dann Segen, daß sie sich zu Allem gut schicken möchte, wozu sie gebraucht wird; freilich wird sie ihre gute Schwester schon abrichten."

Die Mutter fügt sich also ohne weiteres der Anordnung von Sohn und Schwiegertochter. Sie hat nach ihrer Überzeugung ihre Pflicht gethan. Sie läßt das Mädchen ziehen, in der Hoffnung, daß die Schwester sie schon „abrichten" werde. Das übrige überläßt sie dem lieben Gott, der möge seinen Segen dazu geben.

Doch war die Mutter nicht völlig beruhigt; noch in späteren Jahren, als der Sohn bereits nach Weimar übergesiedelt war, hören wir sie darüber klagen.

Der Umzug nach Weimar war der Mutter überhaupt gar nicht lieb, da dort alles viel teurer sei als in Jena und an Schiller viel mehr Ansprüche gemacht würden als in Jena. Das machte der Mutter neue Sorgen. Da glaubte sie nun zur Vereinfachung des Haushalts auch einen Vorschlag thun zu dürfen und empfahl dem Sohne — sie schrieb

als kluge Frau solche Dinge stets nur unter der Adresse des Sohnes — Christinens Schwester, die nicht brauchbar sei, zu entlassen. Sie begründete ihren Vorschlag ausführlich und bemerkte mit vollem Recht, daß der Unterhalt von fünf Dienstboten, — so viel muß Schiller nach ihrem Schreiben damals gehabt haben — ein ziemlich kostspieliger sei und daß wohl vier auch genügen würden. Doch wir wollen von ihr selbst hören, was sie am 31. Januar 1800, also kurz nach Schillers Übersiedlung nach Weimar, dem Sohne darüber schrieb. „Daß es so theuer und kostspielig in Weimar zu leben, erschreckt mich auch sehr, da Er, mein lieber Sohn, so entsetzlich viele Ausgaben und wegen mehreren Besuchen weniger arbeiten kann. Fünf Dienstboten zu erhalten, ist viel, und begreife ich doch nicht ganz, wie die Kindsmagd kann abgeschafft werden, weil doch eine Jungfer die Geschäfte des kleinen Karolinchen, nämlich es reinigen, vor dieses alle ander Tag waschen und, was dergleichen Dinge mehr sind, versehen wird, wenn auch die Amme abgeschafft wird; bei uns würde es keine Jungfer unternehmen. Auch ist die Christine nicht unzufrieden, wenn ihre Schwester fortgeschickt wird. Doch, denke ich, sie wird es selbst einsehen, daß sie nicht zu brauchen ist; ich habe ja von Anfang kein Vertrauen zu dieser gehabt." Des weiteren schreibt die Mutter über ihre Tochter Luise und deren Mann und einen Besuch Hovens. Wir finden da die alten Klagen über des Sohnes Saumseligkeit im Briefschreiben wiederholt: „Die Luise wird es sehr schmerzen", schreibt sie, „da Er, mein bester Sohn, nicht einen Gruß an sie schreibt. Er wird doch die Briefe erhalten haben, wo sie und ihr Mann an Ihn schon vor zwei Monaten geschrieben. Sie sollen recht vergnügt beisammen leben, wie sie schreibt. Vor 14 Tagen besuchte mich hier auch Herr Hofmedikus Hoven und seine Frau, die hier Anverwandte haben. Sie erkundigten sich sehr nach ihm und der l. Lotte Gesundheit, und versprachen nächstens an sie zu schreiben. Es ist äußerst kostspielig, daß das Holz in Weimar so viel mehr kostet als in Jena. Freilich wo der Hof sich aufhält, ist in

Stuttgart auch die Hälfte mehr zu bezahlen als auf dem Lande .... Auch bitte ich, l. Sohn, der Luise nur etliche Linien zu schreiben" ....

Den Klagen über das teure Leben in Weimar und über Christines Schwester werden wir noch öfters begegnen. —

Als der Sohn im Dezember 1800 einen Eimer guten Neckarwein wünschte, da riet ihm die Mutter entschieden ab, da er zu teuer sei. Am 15. Dezember schrieb sie ihm deshalb: „Den Brief von ihm, bester Sohn, erhalte ich richtig nebst der l. Lotte ihrem und, um sein Verlangen zu befriedigen, schrieb ich auch gleich an den Schwiegervater der Luise, welcher Oberlandesumgelder ist, und diesem alle Sorten von Wein bekannt sind, und deswegen ich auch den Brief beilege, den er durch seinen Sohn an mich schreiben ließ. [Das Original dieses Briefes liegt im Weimarer Schillerarchiv.] Ich glaube aber, daß ihm, liebster Sohn, der Preis bei uns viel zu hoch sein wird. Der Eimer ist schon in Stuttgart recht guter alter vor 160—180 fl. verkauft worden. So würde der Eimer Wein zu ihm über 200 fl. kommen. Denn dies Jahr hat der neue Wein unter der Kelter, ganz mittelmäßiges Gewächs, 90—100 fl. gegolten und so in Sulzbach, wo Luise ist. Der Pfarrer kauft auch keinen. .... Also ist der Wein bei Ihm nicht höher. Erst im „Blüent" (Blütezeit) sind die Trauben verderbt worden und es hat wenig Wein gegeben, aber sehr gut. .... Nun erwarte ich Antwort wegen dem Wein, ich denke, es werde nichts verbessert werden." Am 10. Dezember hatte sie bereits ihrer Luise über diese Sache Mitteilung gemacht. „Ich möchte ihm", schreibt sie, „gerne diesen Gefallen erweisen, wann es nicht ganz nach seinem Willen, doch so viel als möglich." Was Schiller auf der Mutter Brief geantwortet, wissen wir leider nicht mehr. Indes erhellt aus der Notiz in seinem Kalender vom 25. April 1801: „Wein von Stuttgart," daß offenbar Luisens Schwiegervater, der Oberlandesumgelder Frankh den Wein nach Weimar besorgte.

Des Sohnes Werke.

Wie alles, was den Sohn anging, die Teilnahme der Mutter in höchstem Grade besaß, so war dies auch bei seinen Werken ganz besonders der Fall. Sie hat alles, was der Sohn geschrieben, mit Interesse verfolgt und gelesen, und wenn sie nur selten ein Urteil darüber abgiebt, so mag das seinen Grund vor allem darin gehabt haben, daß sie viel zu bescheiden war, um dem Sohne gegenüber, dem berühmten Dichter, ein Urteil über eines seiner Werke zu fällen. Von dem Dichterberuf des Sohnes war sie vollkommen überzeugt und die hohe Bedeutung desselben wußte sie wohl zu schätzen. Das zeigt ihr Schreiben vom 22. April 1796, in dem sie sich entschuldigt, daß sie dem Sohne während des Vaters Krankheit so viel Trauriges schreiben müsse, „da er bei seinen Seelengeschäften Aufmunterung und keine so traurigen Nachrichten ertragen darf". Und in ihrer eigenen schweren Krankheit, die ihren Tod herbeiführte, schrieb sie ihm: „Ach, bester Sohn, wie empört sich alles in mir, Ihm nur solche Nachricht zu geben!" Man sieht, wie ungern die Mutter diese Nachrichten dem Sohne mitteilt. Und warum? Weil sie bestrebt ist, von ihm alles fernzuhalten, was auf seinen Geist nachteilig wirken, was ihn hindern könnte, seinen Dichterberuf auszuüben.

Es erfüllte sie mit mütterlichem Stolze, wenn sie dem Sohne über eine Aufführung eines seiner Theaterstücke berichten konnte, oder gar selbst einer beiwohnte. So schrieb sie ihm anfangs 1793: „Kabale und Liebe ist in Stuttgart vor 14 Tag aufgeführt und soll allenthalben Beifall gefunden haben, und es soll auch recht gut gespielt worden sein; aber wie es vorbei, soll sich die Noblesse beim Herzog beschwert haben, die gar zu sehr darin mitgenommen wäre, und jetzt soll es verboten sein, wieder aufzuführen. Auch sagt man der Obrist Seeger habe einen Verweis vom Herzog bekommen, weil er erlaubte, es zu spielen. Doch ganz gewiß weiß ich es nicht; aber das haben

wir gehört, daß die Komödianten sehr unzufrieden seien und sich deshalb beim Herzog beklagen werden, weil es ihnen sehr viel eingetragen; der Prinz (Ludwig Eugen) ist auch darin gewesen, der beständig Ihm Beifall gebracht haben und sehr vergnügt gewesen sein soll. Die beiden Mädle, Luise und Nane, waren auch darinnen, die es gesehen, wie alles so gedrängt voll mit Menschen, sie sind unentgeltlich auf den ersten und besten Platz aufgenommen worden."

Diese Notiz ist um so wichtiger, als wir daraus erfahren, daß Kabale und Liebe im Jahr 1793 zum erstenmal in Stuttgart aufgeführt wurde.

Am 26. Dezember 1799 schrieb sie dem Sohne: „Diesen Winter ist auch Fiesko und Don Carlos gespielt worden in Stuttgart. Da wirklich sehr gute Spieler da sein sollen, ist es geschehen. Ich bekam die Zeitung zu spät, sonst wäre ich mit Luise hineingefahren (von Leonberg aus). Don Carlos möchte ich vor allen andern am liebsten aufführen sehen." Ob dieser Wunsch der Mutter in Erfüllung gegangen, ist nicht gewiß. Den 20. Juni 1799 schon hatte sie geschrieben: „Don Carlos ist erst wieder in Stuttgart aufgeführt worden", dann folgt wieder die Bemerkung: „ich erfahre es erst alsdann, wann es vorbei, weil ich die Zeitung zu spät bekomme". Der Don Carlos ist ihr offenbar ans Herz gewachsen, sie hätte ihn daher auch zu gerne im Theater gesehen. Gleichzeitig schreibt sie: „Das neue Stück möchte ich doch auch lesen." Das neue Stück ist der Wallenstein. Er erschien aber erst das Jahr darauf im Druck und da erhielt dann die Mutter gleich ein Exemplar, wie wir aus ihrem Briefe vom 5. November 1800 sehen, in dem zu lesen ist: „Den Wallenstein habe ich gleich auf Seinen Befehl von Cotta erhalten, wovor ich vielen Dank sage; es freute mich um desto mehr, da es hier so gut gegen die allzu Langeweile, und es uns allen viele Unterhaltung gemacht." In einem undatierten Briefe schreibt sie betreffs der Maria Stuart: „Da ich Herrn Cotta die Quittung schickte, fragte ich um die Maria Stuart, es mir

an dem Gelde abzuziehen. Er schickte mir es mit und zieht es nicht ab; ich danke davor, wirklich hat es der Buchbinder."

Die letzte Angabe, die wir von der Mutter besitzen, handelt von der Aufführung der Jungfrau von Orleans in Dresden. Sie ist um so wichtiger, als sie einem von dem Dichter selbst der Mutter mitgeteilten Bericht, der leider sich nicht mehr vorgefunden hat, zu Grunde liegt. Am 28. Oktober 1801 schrieb sie der Tochter Luise: „Er schrieb auch, daß ein neues Stück, von ihm gemacht, zu Lieb ihm aufgeführt worden. Als er in die Loge, so wäre Er gleich mit Pauken und Trompeten empfangen worden und nach dem ersten Akt rief alles zusammen: „es lebe Friedrich Schiller!" und er mußte hervortreten und sich bedanken. Als er aus der Komödie ging, nahmen Alle die Hüte vor ihm ab und riefen: Vivat, es lebe Schiller, der große Mann! Das ist freilich eine Ehre, die nur einem Prinzen gemacht wird." Zwei Tage darauf, am 30. Oktober, dankte sie dem Sohne für seine Mitteilung mit den Worten: „Mit tausend Freuden habe ich Ihre beiden Briefe (von Lotte und Schiller) gelesen, da ich schon so großes Verlangen hatte. Daß die Reise so glücklich und mit so vieler Ehrenbezeugung, muß Ihn, bester Sohn, vor Seine Bemühung belohnt haben; keinem großen Prinzen kann viel mehr gemacht werden. Freilich haben die Sachsen mehr Ehrerbietung als die Schwaben vor Talenten und großen Männern; ich fand es auch in meiner Hineinreise; wo ich meinen Namen angab, wurde ich gefragt, ob Hofrath Schiller ein Verwandter von mir wäre, und ich wurde deswegen mehr geehrt." Am 20. Dezember 1801 meldete sie nach Weimar: „Das Mädchen von Orleans schickte mir Herr Regierungsrat Huber, auf etliche Tage zu lesen, der sich ihm empfehlen läßt."

Von anderer Lektüre der Mutter in jener Zeit ist nichts bekannt. Ob sie etwa auch Goethe gelesen, wissen wir nicht. In den Briefen, die Mutter und Sohn sich schrieben, findet sich der Name Goethes nicht erwähnt. Ihre Hauptlektüre werden wohl zweifellos religiöse

Schriften gebildet haben. Daß sie sich aber auch um den Lauf der Welt kümmerte, zeigt die Erwähnung der Zeitung (vermutlich der schwäbische Merkur). Sie hoffte wohl auch bisweilen darin etwas über den Sohn oder seine Werke zu finden.

Großmutter und Enkel.

Von Schillers vier Kindern erlebte die Großmutter drei: Karl, geboren in Ludwigsburg 14. September 1793; Ernst, geboren 11. Juli 1796 und Karoline, geboren 11. Oktober 1799. Das jüngste Kind Emilie wurde erst nach der Mutter Tod am 25. Juli 1804 geboren. Gesehen hat die Großmutter nur den erstgeborenen Karl und darum war und blieb er ihr Liebling und in allen Briefen, die sie an den Sohn oder die Schwiegertochter schrieb, erkundigt sie sich stets nach dem Befinden des kleinen Karl. „Was macht doch unser bester Karl unser guter Sohn?“ Diese Frage bewegt stets ihr Herz. Im Herbst 1795 hat sie ihm „eine Docke (Puppe) verfertigen lassen, wo von der Oberländer Tracht“, aber als sparsame Hausfrau will sie dieselbe „aufbewahren, bis noch etwas dazu kommt“. Im Januar 1797, nachdem also bereits der zweite Enkel geboren war, schreibt sie an den Sohn die schönen Worte, die für die Gesinnung der frommen Mutter ganz bezeichnend sind: „Die liebsten Enkel grüße und küsse ich tausendmal o könnte ich sie auch an mein Herz drücken. Gott segne ihre Gesundheit und Wachstum zu unser aller Trost und Freude. Der beste Karl, wie wird er springen und hüpfen! Was machen (sie) ihm, liebster Sohn, und der Lotte viel Freude; denn dieses Vergnügen der guten Kinder geht über alles in der Welt und es ist gewiß vor allem ein Geschenk vom Himmel.“

Als Schillers Dienstmagd Christine einige Zeit wieder in Schwaben zubrachte, — sie sollte nämlich, wie schon erwähnt, einen Witwer mit vier Kindern heiraten — besuchte sie natürlich auch die Großmutter. Diese war über den Besuch sehr erfreut, da sie von Christine recht

viel über die Enkel zu hören hoffte. „Nun war die Christine bei mir", meldet sie am 10. Juni 1801 ihrer Schwiegertochter, „hier in Sulzbach gewesen; es war sehr weit von ihrem Ort, aber ich bezahlte ihr sehr gerne, was es gekostet. Ich wurde aber auch beinahe kaum fertig mit Fragen und von Allem, was Sie betrifft. Die l. Kinder hätte ich mir aber nicht so groß vermutet, als sie mir sie schilderte; insbesondere den l. Karl zeigte sie mir, wie groß er wäre, bei einem andern Jungen. Ich wollte es kaum glauben."

„O, den l. Karl möchte ich sehen", schreibt sie ein andermal in einem undatierten Brieffragment, „ich führte der Christine verschiedene Jungen vor, ob Karl ebenso groß. Aber sie wollte ihn immer größer wissen. Ach, wie groß muß er dann sein! Ich habe an allen Jungen eine Freude, die ihm gleich sein könnten". Als Karl zu lernen anfing, war sie sehr erfreut darüber und sie schrieb deshalb am 31. Januar 1800: „Gott schenke ihm nur auch die Kräften des Geistes wie seinem Vater! Was wird er Ihm, mein l. Sohn, alsdann für Freude machen!" Im Mai desselben Jahres wünschte sie schon, daß ihr l. Karl ihr auch bald schreibe. Und am 5. November wiederholt sie die Bitte mit den Worten: „Der l. schöne Karl soll mir auch ein Briefchen schreiben!"

Von den beiden andern Enkeln ist nicht so viel die Rede in den erhaltenen Briefen.

Nach Ernsts Geburt schrieb sie an Lotte: „Wie danke ich Gott, daß er sie wieder so glücklich und so einen l. Sohn hat geschenkt und ihn bisher gesund erhalten. Ich denke immer, daß der l. Kleine dem guten Karl gleich sehe". Gleichzeitig sandte sie den beiden Kindern kleine Geschenke. Auch Christine vergaß sie aus gutem Grunde nicht. „Liebe Lotte," schrieb sie, „verachten Sie diese geringen Andenken von mir nicht, dem l. Karl habe wirklich sonst nichts als die etlichen Sacktüchlein, dem kleinen Ernst ein Schlafgewand zu machen. Der

guten Christine geben Sie die Strümpf, sie möchte eben den kleinen Ernst pflegen, wie Karl."

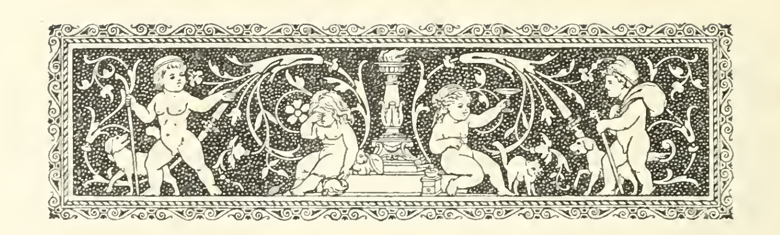
Auf einem undatierten Oktavblatt aus der Leonberger Zeit giebt sie ihrer Schwiegertochter Ratschläge für die Erziehung. Zuvor äußert sie wieder ihre Freude über die Enkel: „Ach wie werden Ihnen die l. Kinder so viele Freude machen! Jetzt ist es eben die Zeit, wo ich die Sprache des l. Ernst entdeckte (?); wann sie wieder ein neues Wort hervorbringen, wie sie sich immer verständlicher machen. Es kommt alle Tage so ein Mädchen zu uns, ein Pathe der Luise, die noch nicht ganz dritthalb Jahr alt ist, die uns viel Freude macht. Da sehe ich immer den kleinen Ernst in ihr sprechen, denn so wird er auch jetzt sein. Wir haben auch, wann die Frauen zu mir kommen, da wird geistlich — ökonomisch — und dann auch zuweilen vom Krieg gesprochen, hauptsächlich aber auch von der Erziehung der Kinder, wie sie mehr zur Ausdauer erzogen werden können; man soll sie öfters mit recht kaltem Wasser waschen, insbesondere den Kopf, und zwar gleich von der Geburt an gewöhnen, ihnen recht viele Bewegung gestatten, in der schlimmsten Witterung hin ins Freie gehen lassen, wenig in allzuwarmem Zimmer lassen, so werden sie in ihrem ganzen Leben dauerhaft bleiben. Sie haben mir auch noch niemals geschrieben, l. Tochter, wem Ernst gleich sehen thut."

Man erkennt aus diesem Briefe, was für ein Anliegen es der Großmutter ist, diese Erziehungsgrundsätze, die ebenso schon der Großvater am 23. Oktober 1795 für die Erziehung des kleinen Karl dem Sohne empfohlen hatte, ihrer Schwiegertochter ans Herz zu legen. Und wie klug verfährt sie dabei! Nicht von sich aus allein erteilt sie diesen Rat; o, nein! damit könnte sie vielleicht anstoßen. Vielmehr eine ganze Gesellschaft von Frauen, die zu ihr in die Visite kommen, sind derselben Ansicht, halten dasselbe für richtig. Da muß doch etwas Wahres daran sein und also wird es auf Lotte, die, wie es scheint, andere Grundsätze hat, doch einigen Eindruck machen und

sie vielleicht zu einem Versuch veranlassen. So dachte die Mutter, so handelte sie.

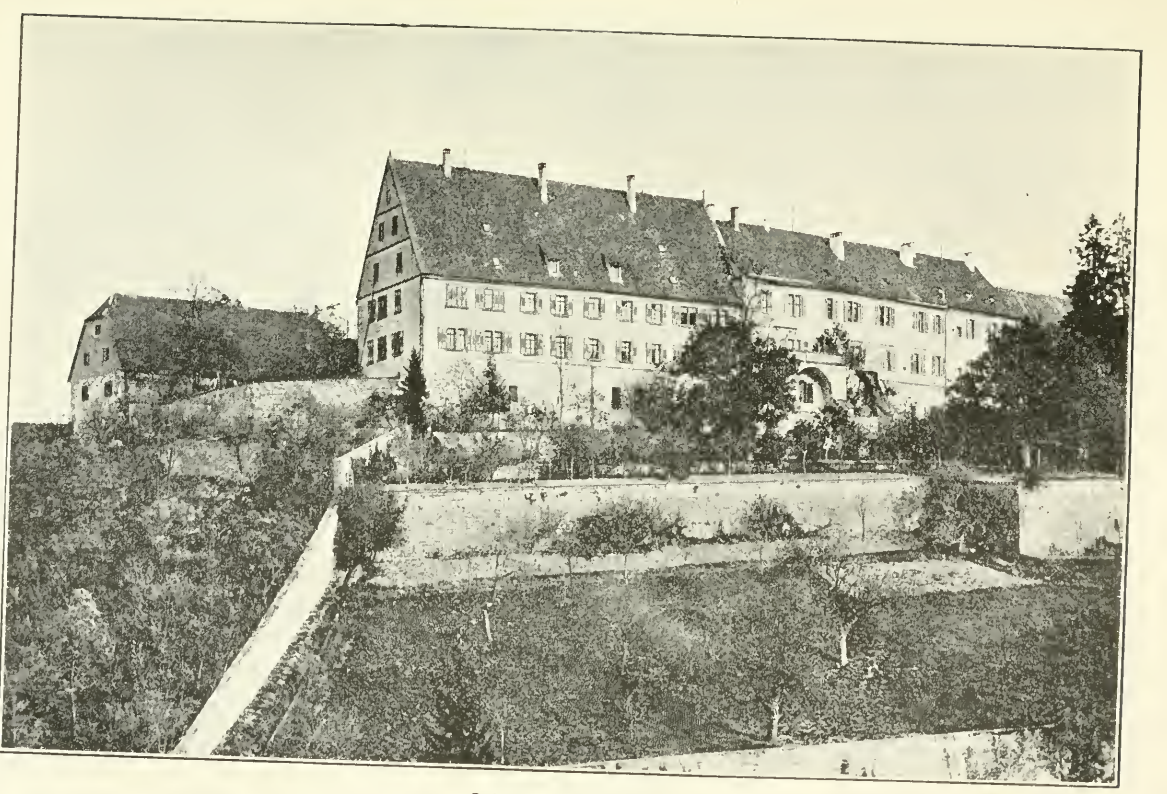
Von Karoline war schon im vorhergehenden Abschnitt die Rede. Die Großmutter hätte sie auch gerne noch gesehen. „Doch dieser Wunsch kann mir nimmer erfüllt werden," schreibt sie vorahnend am 28. Februar 1801.





Im Schloß in Leonberg.

Die alte württembergische Oberamtsstadt Leonberg mit etwa 2—3000 Einwohnern liegt eine Stunde von der Solitude westwärts und ist heutzutage von Stuttgart aus mit der Eisenbahn bequem in einer Stunde zu erreichen. Am Saume des Strohgäus auf einem Ausläufer des Engelbergs gelegen, der sich westlich gegen das Glemsthal, südlich und nördlich gegen zwei Seitenthälchen des Glemsthales steil abdacht, ist die Stadt gleichsam auf drei Seiten von Natur befestigt und nur von Osten her leicht zugänglich. Die Anlage der Stadt ist ziemlich unregelmäßig und überdies meist uneben. Doch finden sich in ihr schon von alters her eine Anzahl recht stattlicher Gebäude, die noch heute eine Zierde der Stadt bilden. Wir nennen nur die Pfarrkirche, das Rathaus, die ehemalige Vogtswohnung, das Dekanathaus u. a. Von größtem Interesse aber ist für uns das ehemalige Schloß. Der erste Erbauer desselben ist nicht mehr bekannt; wir wissen nur, daß Herzog Christoph (1515—1568) es mit großem Aufwand fast ganz neu aufbauen ließ; mit einigen anstoßenden Nebengebäuden ist es an die südwestliche Stadtmauer angebaut und gewährt, von dieser Seite aus gesehen, einen großartigen Anblick, der den malerischen Reiz des Stadtbildes erhöht. Das eigentliche Schloßgebäude ist massiv in



Schloß in Leonberg.

Zu Müller, Schillers Mutter, S. 132.



einem einfachen Stil erbaut; an der Vorderseite ist ein Erker mit Wappen angebracht. An die Südostseite des Schlosses schließt sich der ehemalige, gegenwärtig zu Stallungen und Remisen benützte, Marstall und an die nordwestliche Seite der Fruchtkasten. An der Nordseite des früheren Marstalls steht die herrschaftliche Kelter und gegenüber dem Schloß die ehemalige Schloßwächters-, gegenwärtig Kameralamtsdienerswohnung; an dieses Gebäude anstoßend und mit demselben einen stumpfen Winkel bildend, steht die Hausschneiderei, gegenwärtig zur Wohnung des Oberamtsgerichtsdieners und zu Gefängnissen eingerichtet. An letzteres Gebäude stößt mit einer Ecke die ehemalige jetzt als Fruchtkasten benützte Kellerei. Sämtliche Gebäude gehörten früher zum Schloß und schließen in Gemeinschaft mit demselben und mit einem Teil der Stadtmauer einen namhaften Hofraum, den ehemaligen Schloßhof, ein. In den Hauptgebäuden ist heutzutage das Kameralamt, Oberamt und Oberamtsgericht untergebracht. In früheren Zeiten beherbergte das Schloß fürstliche Bewohner. Am 1. September 1480 starb allda Graf Ulrich von Württemberg, der Vielgeliebte, plötzlich auf der Hirschjagd erkrankt. Seit das jetzige Schloß durch Herzog Christoph erbaut war, bekam der Ort, zumal als Witwensitz, erweiterte Bedeutung für das fürstliche Haus. Im Jahre 1608 erhielt die Witwe des Herzogs Friedrich, Sibylla von Anhalt, das Schloß zum Witwensitz und bezog es sogleich; darauf kaufte im Jahr 1609 ihr Sohn Herzog Johann Friedrich für sie von der Stadt und etlichen Bürgern den Stadtgraben am Schloß und einige Gärten und machte daraus einen Lustgarten. Diese Herzogin-Witwe starb bereits am 16. November 1614 im Schlosse. Nach dem westphälischen Frieden wurde letzteres der Witwe des Herzogs-Administrators Julius Friedrich, Anna Sabina, Prinzessin von Holstein-Sonderburg, zum Witwensitz angewiesen, auf dem sie bis zu ihrem Lebensende, den 18. Juli 1659, wohnte.

Aus dem dreißigjährigen Krieg wissen wir, daß am 13. März

1635 im Leonberger Schlosse der Übergabs-Akkord der belagerten Reichsstadt Augsburg zwischen dem kaiserlichen (Graf Gallas) und dem bayerischen Bevollmächtigten einer- und den Deputierten der Stadt Augsburg und der schwedischen Kommandantschaft andererseits zu Stande kam. Dieser sogenannte Leonberger Akkord war für Augsburg die Quelle unzähliger Leiden und Bedrückungen.

In diesem Schloß also erhielt auch Schillers Mutter ihren Witwensitz. Mitte November 1796 zog sie in ihre Wohnung ein. „Ich bin sehr schön logiert", schreibt sie am 16. Februar 1797 ihrem Sohne, „nur fehlt die Küche; doch wir können uns behelfen, den ganzen Tag haben wir Sonne und können ins Grüne sehen und viel Dorfschaften, aber von der Stadt abgesondert; es ist aller Dinge wie auf der Solitude".

Zum Andenken an diese Bewohnerin wurde am Schloß von Leonberger Schiller-Verehrern durch die Bemühungen des dortigen Redakteurs E. Lindenberger, der in einem Gedichte „Die Diamanten von Leonberg" auch Schillers Mutter verherrlicht hat, eine Gedenktafel angebracht. Sie enthält die Worte: Hier wohnte Schillers Mutter von 1796 bis 1801.

Die Frau Major fand mit ihrer Tochter Luise in Leonberg herzliche Aufnahme. Von allen Seiten beeilte man sich sie willkommen zu heißen. Man ging ihnen überall mit Rat und That zur Hand und so fühlten sie sich bald ziemlich heimisch. Der Umgang mit so vielen gleichgesinnten Frauen, der ihr auf der Solitude doch ziemlich gefehlt hatte, that dem bekümmerten Herzen der Mutter recht wohl. „Immer danke ich Gott mehr, daß wir hier sind; wegen dem kaiserlichen Spital sterben auch viele Einwohner daselbst (auf der Solitude), weil es durch so viele Kranke und Tote pestartig wird, und schon viele Personen sich scheuen durchzugehen. Auch die vielen Sachen, die mein seliger Mann gepflanzt, und die Örter, wo er sich so viele Mühe gemacht, täglich anzusehen, würde mir jedesmal ein Dolch in's Herz

gehen." Diese Worte der Mutter an Schillers Frau vom 28. März 1797 lassen uns in ihre damalige Gemütsstimmung einen tiefen Blick thun.

Als eine ganz besondere Annehmlichkeit empfand es die Frau Major, daß sie einen kleinen Garten beim Hause bekam. Sie schrieb darüber am 16. Februar 1797 nach Jena: „An dem Schloß ist ein großer Garten, wo ich im Fenster hineinsehe, es hat ihn aber ein Gärtner im Bestand (Pacht) und der will nichts davon geben; doch die Frau Räthin, die im Schloß wohnt, wird mir vom Zwinger, den sie um das Schloß herum hat, etliche Ländlen geben, da wir so gut mit einander auskommen." So hatte sie also immer Gelegenheit, die ihr auf der Solitude lieb gewordene Beschäftigung im Garten weiter zu treiben.

Ihre Hauptarbeit aber bildete, wenn die Hausgeschäfte besorgt waren, das Spinnen. Das war ihre Lieblingsbeschäftigung schon auf der Solitude gewesen und blieb es zeitlebens. Und jetzt in ihrer Einsamkeit hatte sie noch viel mehr Zeit dazu. Und das war ihr recht lieb. Denn jetzt spann sie für den Sohn und die Enkel und das machte ihr die Arbeit doppelt angenehm. Wenn sie recht viel zu stande brachte und in der Folge dem Sohn eine Menge Leinwand zusenden konnte, so war sie im Innersten darüber erfreut.

Zum Spinnen wählte sie sich stets den besten Flachs aus. Bekam sie diesen nicht im Lande, so sorgte sie dafür, daß sie auswärtigen bekam. Wir finden in ihren Briefen aus dieser Zeit häufig Notizen über Ankäufe von Flachs verzeichnet. So schrieb sie am 12. Dezember 1801 deshalb an ihre damals bereits verheiratete Tochter Luise: „Auch schicke ich Dir ein Müsterle von dem Flachs, er ist sehr lang. Wann Du nur etliche Frauen bekommen könntest, die auch davon wollen, weil er erst aus der Schweiz beschrieben werden muß (und) das Porto zu hoch käme, wenn nicht wenigstens ein halber Zentner beschrieben werden müßte. Die Oberamtmännin will auch 12 Pfund, und er (?) hat nur vor mich, weil ich ihn bestellt, mitgebracht, weil er nicht wußte, daß er abgänge. Ich bringe aber nicht mehr als 12 Schneller heraus,

weil er schwer ins Gewicht fällt.“ So war die Frau rastlos thätig, wie sie es von Jugend auf gewöhnt war. „Ich spinne jetzt (nach Luises Verheiratung) beständig für Ihn und unsere lieben Enkel“, schreibt sie dem Sohne, „für die Schwestern habe ich es nicht mehr nötig; ich habe ihnen soviel Leinwand gegeben, als es immer eine Mutter thun kann. Sie sollen jetzt selbst arbeiten, wie ich es gethan.“ Sie ist stolz darauf für den Sohn und die Seinigen spinnen zu dürfen. So schreibt sie ihm ein andermal (15. Dezember 1800): „Flachs habe hier schon auf das andere Jahr gekauft. So ich noch lebend bleibe, bekommt die l. Lotte auch wieder ein Stückle Tuch. Überhaupt arbeite ich allein vor ihn und die l. Seinigen, so lang ich lebe.“

Das gesponnene Garn sandte Frau Schiller zur Verarbeitung gewöhnlich an einen Weber nach Urach. Dort wurde das fertige Tuch auch gebleicht; denn Urach war von jeher eine der ersten Bleichen des Landes. Die Frau Major scheute also keine Kosten, um recht feine Leinwand zu erhalten; obgleich sie dabei manche unangenehme Erfahrung zu machen hatte. So mußte sie im Sommer 1799 „wegen des leidigen Franzosenlärmes“ ihr Tuch ungebleicht zurücknehmen, wie sie am 16. Mai 1800 ihrer Schwiegertochter nach Weimar schrieb. Nun hoffte sie, daß es im Sommer 1800 werde gebleicht werden können. Und diesmal hatte sie nicht vergeblich gehofft. Freilich konnte infolge der Kriegsunruhen das Tuch erst später, als sie geglaubt hatte, zur Bleiche gebracht werden. Und nachher als es gebleicht war, stellte sich noch manches Hindernis ein, bis das Tuch wieder an Ort und Stelle war.

Doch wir wollen die Mutter selbst hören, die am 5. November 1800 dem Sohne ausführlich darüber berichtete. „Er wird sich sehr wundern, so lange keine Nachricht von uns zu bekommen; es machte mir viele Sorgen. Allein ich wollte nach meinem Versprechen zugleich ein Stückle fein Tuch vorher erwarten von der Bleiche hieher. Schon vor einem Monat bekam ich Brief von Urach, welches ich Je-



Leonberg.

Zu Müller, Schillers Mutter, S. 132.



mand zur Besorgung gab zu weben und schön bleichen zu lassen. Da es aber wegen der Franzosen-Unsicherheit nicht konnte ehender auf die Bleiche gebracht werden als erst den 26. Juni. Doch schrieb mir die Jungfer, die es besorgte, das Tuch wäre noch sehr schön gebleicht und sie hätten es den 28. Oktober nach Solitude geschickt; das ich aber nicht verlangte, sondern, da sie schon wußte, daß ich hier in Sulzbach, ist es mir sehr unangenehm zu hören, weil ich ihr geschrieben, es nach Stuttgart dem Conditor Frankh in Besorgung zu schicken. Ich wartete einen Posttag um den andern bis 14 Tag, so schrieb ich auf Solitude an Hofjäger, wo sie es hingeschickt, mir das Tuch hieher zu schicken oder einen Brief, ob sie es habe. Es kam auch weder Brief noch Tuch, wo es wieder 14 Tag angestanden, wo ich es jedesmal erwartete. Es kam nichts, ich war beinahe untröstlich. Jetzt ist kein anderes Mittel, ich muß hinaufreisen. Da es nun schon so weit gekommen, war ich bisher so vergnügt einmal meinem besten Sohn und den l. Kindern eine Freude damit zu machen. Es sind 40 Ellen und wäre doch ein großer Verlust und hauptsächlich die Freude, die mir verderbt würde; es wäre jetzt schon gegen einen Monat in Solitude hinten und die Briefe und Nachrichten von uns auch."

An ihren Fleiß erinnert noch heute ihr im Marbacher Schillerhaus aufbewahrtes Spinnrad. Wie manche Stunde mag sie davor gesessen haben und wie oft mögen während der Arbeit ihre Gedanken zu dem fernen geliebten Sohne geschweift sein! Zumal in Zeiten, wo sie wußte, daß er krank war, oder wenn sie, was ja öfters vorkam, längere Zeit keine Nachrichten von ihm hatte! In letzterem Falle holte sie auch die alten Briefe des Sohnes vor und sie wurde nicht müde sie wieder und wieder zu lesen. „Da ich schon so lange keine Nachrichten von Euch Lieben bekommen, so habe ich die Briefsammlung von Ihm noch von Mannheim und Leipzig, Dresden, Weimar und Jena durchgelesen, welche mir theils Thränen, theils Freude gekostet." So schrieb sie dem Sohne am 16. Mai 1797.

Den Kreis, in dem die Frau Major verkehrte, bildeten neben den Pfarrfamilien die übrigen Honoratioren des Städtchens, als da waren die Frau Schloßverwalterin, die Familien der Doktoren und des Apothekers, Präceptors u. a. Mit diesen hatte sie wie es scheint regelmäßig wiederkehrende Kränzchen. Von diesen durfte die Witwe viel Liebes und Gutes erfahren und sie gedenkt in ihren Briefen gar oft ihrer Freundlichkeit. Sie vergißt nie dem Sohne und den Töchtern zu melden, wie viel Gutes sie von ihnen genieße und wie aufmerksam alle gegen sie seien.

Jedes, auch das kleinste Geschenk erfreute sie, für jedes war sie dankbar; davon sind alle ihre Briefe Beweis. Übrigens war sie ja sehr anspruchslos und bescheiden. Die Frau Major vergaß nie, daß sie die Tochter eines Bäckers und Wirts war. Aber doch, bei aller Bescheidenheit, vergab sie sich in ihrer Würde nichts. Ihr Brief an den Sohn vom 20. Juni 1799 giebt uns über diese Punkte mancherlei Aufklärung. Es heißt darin u. a.: „Theuer ist es freilich, das ich ja selbst geschrieben, allein ich habe mich schon vorher, als diese Artikel aufgeschlagen, versehen. Die Hauptsache ist Brot und Mehl. Es ist aber auch schon wieder etwas gefallen und wir brauchen überhaupt wenig. Da ich keine Magd habe, kommt es uns sehr gut zu statten und wir brauchen jetzt nicht einmal die Hälfte und so lange Gott mich und Luise gesund erhält, so werde ich so bleiben. Ich habe ein Laufmädchen, die Wasser holt, und was wir sonst brauchen, ins Haus bringt. Der gebe ich alle Vierteljahr 2 fl. und nichts zu essen. So haben es manche Frauen von Stand hier. Es geht mir also, gottlob ganz nichts ab. Mit Holz sind wir auch schon so ziemlich bis auf den Winter ganz versehen.“

Weitere Angaben über ihr Leben in Leonberg finden sich in folgendem undatierten Schreiben: „Nach dem Einkommen, wo ich habe, und der gute Gott schenkt mir Gesundheit mehr als zuvor, und ich sehe, daß der Segen bei allem, was wir brauchen, uns nichts versagen

dürfen. Ich trinke auch Wein und brauche ich alle Wochen 3 Schoppen vor 15 Kreuzer, wo mir Herr Helfer hier von seinem guten alten Wein giebt, weil in unserem schlechten Keller wir keinen aufbehalten können. Auch Helfers thun uns viele Freundschaft, auch wir ihnen. Die Luise hilft ihr zuweilen an ihrem Putz und ihren Kindern, weil sie ihr Pathe ist. Die Frauen schicken mir Gemüse von ihrem Vorrat und haben viele Achtung. Ach, bester Sohn, wie angenehm ist es auch vor mich, daß ich Ihm Freude mit der Leinwand gemacht. Freilich ist dieses immer im Haushalt zu gebrauchen; wann es schon nicht fein, so kann es doch zu Bettzeug gemacht werden, und Gott weiß, wie viel Vergnügen es mir macht, doch etwas weniges zu zeigen von dem Dank, wo ich ihm schuldig bin, es ist nur etwas an dem Interesse der Schuld. Gott weiß, daß ich es jedesmal mit Freudenthränen empfange, wann ich das Geschenk von Ihm erhalte, und ich brauche sonst nichts. Ich bin mit Kleidern und zur Not mit allen Notwendigkeiten versehen. Also denke Er, liebster Sohn, nichts, wann nur Gott Sein Leben und Gesundheit erhält, der l. Lotte und den guten l. Kindern." Als die größte Wohlthat von Gott rühmte sie im Jahr 1797 ihre Gesundheit. „Ich danke dem guten Gott alle Morgen so herzlich, wann ich so gesund und gut erwache, ... und was das glücklichste, es bringt mich immer näher zu Gott und unserm Erlöser. Mein größtes Glück ist, daß ich mich ungestört täglich in meinem Gebet zu Gott nahen darf, um ihm meine große Sündenschuld abzutragen und das Bewußtsein doch auch zuweilen guter Handlungen, der Beifall eines guten Gewissens."

Im Jahr 1798 wünschte Schiller, daß seine Mutter nochmals einen Besuch bei ihm mache. Er machte den Vorschlag, daß sie in Meiningen, das für die Mutter näher lag, bei Christophine zusammenkommen sollten. Aber die Mutter wollte einmal nicht bei Reinwald logieren, den sie von ihrem ersten Aufenthalte her in keinem guten Andenken hatte; sodann wünschte sie nicht, daß ihr Sohn deshalb sich

so viele Ausgaben mache. Sie schrieb ihm deshalb am 16. Dezember 1798. Wir setzen den Anfang des Briefes auch her. „Gleich den andern Tag, da ich der l. Lotte geschrieben, bekam ich den Brief von ihm, welcher zum besten Lob Gottes viel Gutes für uns enthält. Seine und der l. Seinigen Gesundheit machte mir vorher oft sehr bange, als ich Sein Schreiben erhielt, weil sonst der November ihm so nachteilig war. Den Brief von mir vom 3. des wird doch die l. Lotte bekommen haben. Ich schrieb ihr, weil ich so lange keinen Brief von ihm erhalten. Gestern kam auch das Tuch von der Bleiche, und ich schicke es auch sogleich auf dem Postwagen. Gott gebe, daß dieses Sie alle noch wohl antreffe, und zum Preis Gottes kann ich es auch von uns sagen; meine Augen bessern sich. Bei übelm Wetter aber leidet Luise mehr auf ihrer Brust. Wirklich ist es sehr nasses und ungesundes Wetter; auch ist es bei uns noch nie so kalt gewesen, als Er schreibt. Von der Reise zur Fene hat Er, bester Sohn, mir viele Hoffnung gemacht, Ihn und Seine l. Familie dort zu sehen. So groß mir aber die Freude und das Glück wäre, meine Liebsten in der Welt noch zu umarmen, so würde mich doch dieses zurückhalten, wann ich an die Kosten gedenke, wo Ihm deshalb gemacht würden, nur auf wenige Tage, die Er sich da aufhalten könnte, auch noch mit der großen Unbequemlichkeit, weil Er und die Seinigen nicht einmal bei der Fene logieren könnten. Auch wäre es noch dies vor ihn unangenehm, weil der Fürst im Ort sich genieren (?) müßte, und noch andere Mühsamkeit auf der Reise. Mein bester Sohn, dieses alles vor mich zu unternehmen, wäre zu viel, und mir würde alsdann die Trennung noch empfindlicher werden. Ich will mir diese Hoffnung durch öftere Nachricht von Ihm und der l. Lotte und meinen l. Enkeln unterdrücken, auch traue ich in meinem jetzigen Alter es nimmer zu wagen; es war damals ein unüberlegter Gedanke, weil die Reinwaldin es ihr so leicht vorgenommen." Der Brief, in dem Schiller diese Vorschläge machte, wodurch er die Mutter recht zu erfreuen hoffte, fehlt leider. Es ist daher um so willkommener,

daß wir wenigstens der Mutter Brief noch haben, um daraus die Kindesliebe des Sohnes von neuem wieder kennen zu lernen.

Der Gedanke eines Besuchs bei Christophine — von Cleversulzbach aus — beschäftigte übrigens die Mutter noch längere Zeit, ohne daß er je zur Ausführung gelangt wäre. Im folgenden Jahre — es war um dieselbe Zeit am 3. Dezember 1799 — schrieb sie darüber dem Sohne: „Wäre nur der Reinwald kein so abscheulicher, unfreundlicher Mann; bei der Fene wäre ich am ruhigsten, aber auch ich würde allein die Reise nicht mehr unternehmen können; so weit und wegen andern Ursachen könnte ich nicht wohl außer Land. Vielleicht, so mir Gott Leben und Gesundheit schenkt, daß ich bis aufs Frühjahr die Luise besuche, alsdann eine Zeitlang bei ihr bleibe, und da es näher bei Würzburg liegt, Sulzbach, so könnte ich ohne große Kosten etliche Wochen zu der Fene reisen, so lang es mir gefallen würde."

Die Einsamkeit des Witwenlebens wurde durch freilich nicht gar zu häufige Besuche unterbrochen. Ludwigsburg und die Solitude bildeten immer für sie besondere Anziehungspunkte. In Ludwigsburg besuchte sie bisweilen die Simanowitz, Hovens und andere Freunde. Auf der Solitude war sie, wie es scheint, erst nach Luisens Verheiratung. Bekannte waren ja freilich dort nur in geringer Anzahl und jeder Besuch dort war natürlich mit schmerzlichen Erinnerungen verknüpft. Auch in Stuttgart bei Stolls und andern Freunden wird sie ab und zu Besuche gemacht haben. Ein Ziel ihrer Wallfahrt wird wohl auch häufig Gerlingen gebildet haben, wo ihr Gemahl und ihre Nanette die letzte Ruhestätte gefunden hatten; der Briefwechsel, soweit er vorhanden ist, berichtet uns zwar nichts darüber, aber es ist doch sicher anzunehmen, daß sie, so lange sie sich noch rüstig fühlte und Luise bei ihr war, die Gräber ihrer Lieben mit einander besuchten und mit Blumen schmückten.

Auch in dem nahen Ditzingen finden wir sie bisweilen auf Besuch in der Familie des dortigen Amtmanns, der ihr in wichtigeren Fällen mit seinem Rat beistand.

Andererseits durfte sie sich auch wieder unerwarteter Besuche erfreuen. So kam im Juni 1799 Professor Abel, der Lehrer und Freund des Sohnes. Über seinen Besuch schrieb die Mutter am 20. Juni: „Erst den 16. habe ich Seinen Brief erhalten, der schon vom 5. datiert war. Die Zeit wurde mir freilich sehr lange, bis ich wieder Nachricht von Ihm und den lieben Seinigen hörte. Kaum aber war etliche Tage vor Seinem Brief Herr Professor Abel hier in Geschäften in der lateinischen Schule. Er besuchte mich und sagte, ob ich keine Nachrichten neuerdings von meinem Sohn hätte. Cotta versicherte ihn aber, daß der Schiller wirklich so wohl wäre als sonst in etlichen Jahren nicht. Ich sagte, schon über zwei Monate hätte ich keine Nachrichten. Ich dankte dem guten Gott tausendmal, daß ich jetzt diese so tröstliche Nachricht von ihm selbst höre."

Daß auch die übrigen Freunde des Dichters: Scharffenstein, Petersen, Haug u. a. gelegentlich die Frau Major in Leonberg besuchten, werden wir auch ohne besonderes Zeugnis als sicher annehmen dürfen. Auch der frühere Hausfreund und Tischgenosse Schillers in Jena, Magister Göritz, den wir bereits kennen gelernt haben, kam bisweilen nach Leonberg. So schreibt die Mutter über ihn in einem undatierten Brief an den Sohn: „Göritz hat mich erst bei Gelegenheit hier besucht; er ist noch Vikari, aber dick und fett. Er und Frankh werden miteinander Dienst bekommen. Die Zeit wird ihnen auch lang. Also tausend Grüße an Alle von Göritz und Luise."

Der Kaiserlich russische Staatsrat, Dr. med. von Roos, ein geborener Stuttgarter, lernte während des Winters 1797/98 Schillers Mutter kennen. Sie war, sagt er, eine noch angenehme, 60—65 Jahre alte Frau, deren mageres und faltenreiches Gesicht dennoch Heiterkeit und Freundlichkeit aussprach. Ihre wenigen Haupthaare waren ergraut, und ihre Körperhaltung bei kleiner Statur war etwas vorwärts gebückt; ihre Rede hingegen floß leicht und munter, hatte einen noch angenehmen Ton, so wie ihr Benehmen noch Anmut und Übung im

gesellschaftlichen Leben zeigte. Als sie hörte, wer ich sei, berichtet Roos weiter, und daß mein Aufenthalt in Leonberg Vorbereitung zum Studium der Medizin und Chirurgie und zum Dienste als Feldarzt zum Zwecke habe, sagte sie: „Ich habe ihre Eltern gut gekannt,“ . . . und fuhr fort: „Zu der Wahl Ihres künftigen Berufs wünsche ich Ihnen Glück, und Ihrer Frau Mutter bessere Früchte, als es der Fall mit meinem Sohn für mich war; denn eben diese Wahl ist es, die meinen Fritz von mir trennte.“ Thränen näßten ihre ohnehin geröteten Augen, und sie ging zu Erzählungen von ihrem Sohne über.

So hatte die Witwe in Leonberg einen Wohnsitz und einen Umgang gefunden, der sie vollauf befriedigte, zumal so lange ihre Tochter Luise bei ihr war. Aber bald sah sie sich auf sich allein angewiesen; die Tochter folgte ihrem Gatten ins Pfarrhaus nach Cleversulzbach. Doch tröstete sich die Mutter leicht, so schwer ihr auch die Trennung von Luise ward; denn sie hatte schon längst gewünscht, daß ihre Tochter versorgt würde. So konnte sie getrost der Zukunft entgegen gehen; sie wußte, ihre Kinder hatten alle ihr eigenes Heim, ihre eigene Familie. Dieses Bewußtsein gewährte der Vereinsamten in ihrem Alter Trost und Ruhe. Daß sie selber nun allein stand, das kümmerte sie nicht; das Wohl der Ihrigen war ihre erste Sorge; an sich selber dachte sie erst zuletzt. Auch wurde der Mutter die Trennung dadurch erleichtert, daß sie sich selbst gesund und kräftig genug fühlte, um allein ihren Haushalt besorgen zu können.

Luisens Heirat.

Am 20. Oktober 1799 hatte Luise Hochzeit mit Pfarrer Frankh von Cleversulzbach. Frankh, der Sohn des Stuttgarter „Oberlandesumgelders“ Frankh, eines Steuerbeamten, war als Vikar von Gerlingen häufig zu Schillers auf die Solitude gekommen. Die Solitude war nämlich nach dem eine halbe Stunde davon entfernten Dorfe Gerlingen „eingepfarrt.“ So kam also Vikar Frankh als Seelsorger in

das Schiller'sche Haus und lernte da Luise kennen und schätzen. Das Verhältnis zwischen beiden war indes lange Zeit ein rein freundschaftliches und Frankh scheint nicht so bald an eine eheliche Verbindung mit Luise Schiller gedacht zu haben. Nach einer Äußerung der Frau Major scheint es fast, als ob dessen Eltern der Verbindung etwas abgeneigt waren. Erst durch den sterbenden Major, der um seines Kindes Schicksal besorgt war, wurde Frankh zu einer bestimmten Erklärung veranlaßt. Aber auch jetzt noch war das Verhältnis, wie der Mutter Briefe zeigen, nicht besonders innig und die Heirat schien immer noch in Frage gestellt. Am 30. Januar 1797 schrieb die Mutter deshalb dem Sohne: „Der Magister Frankh war indessen hier das erstemal, da er erfahren, daß ich krank war, und entschuldigte sich sehr wegen seinem langen Ausbleiben. Er sagte, seine Gesinnungen wären noch wie vorhin; ich weiß also nicht, was zu thun sein wird.“ Kurze Zeit nachher — es war am 16. Februar — schrieb die Mutter wieder: „Der Magister Frankh besucht uns öfters, und ist wieder sehr gefällig. Der Herr Helfer hier sagt, längstens in zwei Jahr werde er einen Dienst bekommen. Nun habe mir vorgenommen bei seinem nächsten Besuch Herrn Helfer so wie von ungefähr da zu bitten und alsdann in dessen Gegenwart mit ihm von der Sache zu sprechen und so seine Gesinnungen als Zeuge hören.“ Ob die gute Frau die kleine List ausgeführt, steht dahin. Aber, wenn es auch der Fall war, es änderte das Verhältnis nicht. Frankh blieb nach wie vor schwankend. Noch im Jahr 1799 zweifelte die Mutter an der Heirat. Am 20. Juni dieses Jahres schrieb sie nämlich an den Sohn: „Mit dem Vikar Frankh ist es leider eine verdrießliche Aussicht, weil es scheint, es wäre ihm bang selbst ein Amt zu haben . . . . Der guten Luise ist es manchmal sehr entleidet; wann sie sich nicht schämen würde, so hätte sie ihm schon beinahe den Abschied gegeben. Ich sage Schein (?), weil man alsdann glauben könnte, er hätte sie aufgegeben. Ich muß sagen, ich hätte es schon ihr so angegeben, wann sie nicht so wankel=

mütig in ihren Entschließungen. Der Fene habe ich schon so ziemlich sein Betragen eine Zeit her geschildert. Der Mensch sollte sich bei jeder Gelegenheit vor uns verwenden, das er dem seligen Vater versprochen. Er hat sich seit einem Jahr sehr geändert; erst da er den Uhlbacher Dienst (bei Stuttgart) nicht bekam, sagte er, jetzt wolle er sich auch nimmer melden, und war ganz aufgebracht. Es ist mir nur leid, daß wir Ihm, liebster Sohn, damit Unangenehmes gemacht, welches mich jetzt sehr gereut. Überhaupt haben wir eine Zeit her Unarten an ihm entdeckt, wo ich nicht glaube, daß sie glücklich mit ihm leben wird. Aber indessen ist sie alt geworden, weil ihre Bekanntschaft schon 5 Jahr, ihre beste Blüte schon ganz dahin, wo sie schwerlich noch sonst glücklich werden könnte. Auch ihre Gesundheit wird immer mehr durch ihre Sorge untergraben. Mir hat es schon manche traurige Stunde gemacht, wann ich nur noch vor meinem Tod sie versorgt gewußt!"

Wie es scheint wurde Frankh infolge etlicher vergeblicher Bewerbungen um eine Pfarrstelle ziemlich mißmutig und in dieser Stimmung war er eben nicht besonders gut gelaunt. So läßt sich wohl auch die etwas starke Schwarzseherei der Mutter erklären. Christophine sah offenbar klarer. Sie lernte Frankh ja auch kennen, als sie im Jahr 1796 zur Pflege des Vaters nach der Solitude geeilt war. Sie schrieb dem Bruder über den Vikar: „Frankh ist ein guter Mann, der sich für sie und sie sich für ihn schickt, und sie werden glücklich sein." Und ein zweites Mal urteilte sie: „Mein sehnlichster Wunsch ist, daß sie Frankh glücklich machen möchte; so wie ich ihn kennen lernte, schicken sie sich recht gut zusammen. Sie und er haben wenig Äußeres, also werden sie wohl mit einander eher vorlieb nehmen; beide sind rechtschaffen und können in ihrer Lage viel Nutzen stiften."

Übrigens scheint auch die Mutter die Sache nicht so schwer genommen zu haben. Es dauerte ihr eben zu lange und das kann man ihr nicht verargen. Sie wandte sich deshalb an den Sohn um Hilfe.

Er sollte wie früher bei der Uhlbacher Stelle, freilich vergeblich, jetzt auch einen Schritt für Frankh thun. „Die Luise macht mir den meisten Kummer mit der langen Bekanntschaft. Kann Er etwas dabei machen, so ist es gut; es sind wirklich etliche Stellen ersetzt, wo Frankh auf Antwort von dorther warten muß, aber diese (?) Stelle ist bis jetzt noch nicht gewiß ersetzt."

Endlich erhielt Frankh die Pfarrstelle in Cleversulzbach — ob Schillers Einfluß dabei thätig war, steht dahin. Am 20. Oktober 1799 fand, wie schon erwähnt, die Hochzeit statt. Über die Hochzeits=feier sind keine Nachrichten vorhanden. Nach einem Briefe der Mutter, der fünf Tage nach der Hochzeit an Luise gerichtet ist, scheint es, daß die Feier in Leonberg stattfand. In dem Briefe berichtet die Mutter über gar vieles. Sie verrät uns, was sie alles zum „Zerstreuen" unternimmt, wie sie ihren Haushalt wieder ordnet, wie sie putzt und wäscht. Ihre ganze Lebensweise, ihren Verkehr und Umgang erfahren wir aus dem Schreiben. Schließlich läßt sie es auch nicht an einer ernsten Mahnung an die Neuvermählte fehlen, ihre Gesundheit zu schonen und in allem ein unbedingtes Gottvertrauen zu haben. Der Brief lautet: „Mich hat es sehr gefreut, daß Ihr so glücklich nach Haus gekommen. Der Karl (ein Schreiner, der den Hausrat in den neuen Wohnort brachte) kam am Mittwoch und erzählte mir auch, wie sehr Ihr sogleich mit allem Möglichen beschenkt worden, und wie sehr er Euch nützlich war. Gott schenke Euch Lieben nur Gesundheit, Frieden und Vertrauen zu Gott. Gleich den andern Botentag bekam ich die Briefe, die hier folgen. Gott sei tausendmal herzlicher Dank, daß alles so wohl ist. Ich bin bisher auch zum Lob Gottes so ziem=lich wohl geblieben und habe mich zu zerstreuen allerhand Beschäftigung gehabt; alles wieder ausputzen lassen, das Geschirr von Zinn wieder rein machen und die Speiskammer wieder lakiert; die Wohnstube und Stubenkammer, auch eine Wasch gehabt. Brauchen thu ich aber nicht viel weniger, alle 2 Tage einen Laib Brot, ich esse fleißig Suppe, alle

Tag zweimal, Caffe schmeckt mir nicht; indessen desto besser, brauch ich auch wenig. Die l. Nane (Stoll?) besucht mich fleißig, das mir viel Trost ist; auch Frau Pfarrer Eußlerin. Herrn Specials (Dekan) Töchterle ist noch immer krank. Ich besuchte sie und nahm ihr von Stierle Confekt mit. Auch Frau Dr. Reinhart schickte ich 4 Pfund gegossene Lichter ins Kindbett, ich mußte es thun, weil sie Dich so beschenkt hat. Ihn bezahle ich aber erst bis Martini, welches mir nicht angenehm ihn so lang warten zu lassen müssen; deswegen ich ihr auch etwas ins Kindbett schicken mußte. Von der Apotheke habe den Conto auch noch nicht. Ich besuchte sie und verlangte den Conto. Vor den Rock danke ich Dir vielmal. Ich habe es aber sehr deutlich an dem Karl von Gerlingen gemerkt, daß er glaubte, Du werdest ihm, da er so lange sein Geschäft in Gerlingen versäumt und seine Frau allein lassen mußte so lang; er hätte in Heilbronn ihr Zitz zu einem Leible gekauft, die Elle 20 Batzen, sagte er, er hätte sich sonst nicht getraut, vor seiner Frau sich sehen zu lassen. Dein l. Mann gab ihm einen großen Thaler mit zum Zehrgeld und von dem habe er es gekauft, also noch erwartet etwas besonderes vor sie. Ich habe es aber jetzt schon gerüstet, ihr einen Vierling Caffee und ein halb Pfund Zucker vor euch zu schicken, weil ich nicht gerne hätte unzufrieden zu sein, da er doch zu Haus indessen viel versäumt, weil jetzt auch viel einzuheimsen ist. Den Schweßel (?) und die Zaine nach Stuttgart habe ich gleich besorgt. Sonst kam nichts neues vor. Heute will ich, da ich die Briefe nach Stuttgart schicke, selbst auch an Euern Herrn Vater schreiben und ihm danken vor alles das viele, das er Euch gegeben. Ich schicke die Briefe an Deinen Herrn Schwager. Wie Ihr's aber wegen dem Porto macht, daß er keinen Schaden (hat), ist Eure Sache; ich bezahlte es bis Stuttgart. Von dem Zitz habe mir noch 5 Ellen kommen lassen zu einem Kleid, weil es mir notwendiger als der Schurz, auch würde mich der schöne Zitz gedauert haben, da es so ganz nach meinem Gusto ist, und ich will es lieber sonst ersparen. Aber jetzt ist es auch Zeit an

Deinen Bruder zu schreiben; ich schreibe ihm alsdann nicht gleich wieder. [Ei! Ei!]

Deine Gesundheit, l. Luise, ficht mich am allermeisten an, da sie schon so lange untergraben worden. Schone Dich mit allen Gemüths=bewegungen und Ärgernis; laß lieber etwas schwinden, und ich weiß auch und hoffe, Dein l. Mann wird Dich in allem diesem schonen. Denn daran liegt alle Eure Glückseligkeit an Gesundheit; außerdem ist der Mensch zu allem untüchtig, hauptsächlich in allen Stücken dem guten Gott vertrauen, ihn niemalen aus den Augen und Herzen zu setzen. O, wie viel haben wir ihm zu danken; ich werde gewiß das Meinige thun vor meine guten Kinder um ihr Wohl ihn herzlich zu bitten."

Dieser Brief und, wie es scheint, ein zweiter unbekannter, führte zu einem kleinen Mißverständnis. Die Tochter glaubte nämlich darin Vorwürfe gegen sich zu erblicken und suchte dieselben in ihrer Antwort zu entkräften. Darauf entgegnete ihr die Mutter am 9. Dezember 1799: „Ich muß Dir gleich auf Deinen letzten Brief antworten, da der mei=nige ganz letz [falsch] von Dir verstanden worden sein muß . . . Was Du damit sagen willst, Deine Capitalien (?) in Eltingen durch mich aufkommen zu lassen, als wenn ich Dir gesagt, ich könnte nicht aus=langen und Du (solltest) mir etwas zuschießen. Ich schrieb Dir, daß ich ebenso viel jetzt noch brauche, als Du da warst, und es ist gewiß oder etwas mehr, wenigstens an Brot und derlei. Aber von nicht auslangen war gar die Rede nicht . . . Überhaupt war ich ganz un=ruhig geworden über Deine sonderbaren Ausdrücke, als wenn ich's er=zwingen wollte zu Euch zu ziehen. Es wäre mir gar nicht recht, wann ich noch diesen Winter von hier ziehen müßte; außer es wäre die größte Notwendigkeit wegen Krankheit, wovor uns Gott bewahren wolle. Ich habe mich schon mit allem auf den Winter eingerichtet und bin zum Lob Gottes gesund . . . . . . Ganz von hier abzuziehen werde ich mich immer weniger entschließen, und Dich nur bis längere

Tage und gut Wetter besuchen, und so auch, sollte ich noch so lange leben und gesund sein, auch die Fene so auf eine Zeit lang besuchen. Gott gebe nur, daß uns nicht indessen Krankheit befalle, wegen (der) wir wieder einander sehen, das mich doch erschreckt, daß Du nicht wohl sein sollst oder vielleicht noch schlimmer, da Du mich verschonen willst, da würde ich keinen Weg oder Wetter scheuen, zu Dir zu eilen. Da die Investitur so viel Geschäfte macht, (macht) mich mehr besorgt, daß Du nicht wohl bist und auch deswegen bitte ich Dich: Laß mich es gleich wissen. Meine Augen leiden auch sehr bei dem ungesunden Wetter und Nebel, das Dir auch zusetzen kann; ich gehe auch deswegen wenig aus. Herr Special besuchte mich indessen und seine Jungfer. Auch Frau Pfarrer Enßlerin, Frau Dr. Klimmer mit Nane, sonst niemand. Die Kinkele schrieb der Nane Dir etwas zu kaufen, und es wird noch geschehen, wann Du noch kein Tortenblech oder so etwas. Ich sagte der Nane, es soll unterbleiben, aber Du weißt, wie sie ist. Von Fritzen habe indessen bessere Nachricht, Gott Lob und Dank, sie ist außer Gefahr und er schrieb mir recht sehr beruhigt. Also ist auch diese Sorge vorbeigegangen, jetzt habe ich mehr Sorgen vor Dich, wann ich schon weiß, Dein l. Mann wird nichts ermangeln lassen; meinetwegen bleibe nach allen Theilen ganz ruhig . . . . Dein l. Bruder grüßt Euch in meinem Brief. Er will auch haben, daß ich nicht ganz hier weg ziehen soll, sondern Euch nur zuweilen besuche. Von der Fene habe vor etlichen Tagen Briefe bekommen, welche sich sehr beklagt, so lang nichts von Euch und mir zu hören . . . . . . Gott segne nochmals auf den Sonntag der Einsegnung Deinen l. Mann mit Kraft und Weisheit sein wichtiges Amt zum Preis Gottes, die Pflichten, die ihm auferlegt werden, durch den Beistand des guten Geistes zu erfüllen, die Schäflein seiner Herde zu führen nach dem göttlichen Willen. Ich werde auch deswegen in meinem Gebet darum Gott anrufen."

Der Brief enthält verschiedene wichtige Angaben. Einmal erhellt

daraus, daß bei der Verheiratung Luisens, wie natürlich, die Frage in Erwägung gezogen worden war, ob nicht die Mutter mit zu Luise ziehen solle. Aber die Mutter konnte sich nicht dazu entschließen und auch der Sohn war nicht dafür. Nur im Krankheitsfalle wollte die Mutter ganz hinziehen. Diese letzte Absicht wiederholt sich öfters in ihren Briefen. Sie wollte eben nicht bei fremden Leuten krank sein oder gar sterben, sondern viel lieber im Kreise der Ihrigen. Dieser Gedanke stand ihr fest. Wenn sie nicht ganz zu Luise ziehen, sondern nur vorübergehend auf Besuch kommen wollte, so hatte sie hiefür auch noch einen ganz triftigen Grund. Sie hätte nämlich damit die ihr eingeräumte freie Wohnung im Schloß aufgeben müssen und das konnte sie in der That nicht, aus dem einfachen Grunde, weil sie eben auch nicht in die Zukunft sehen konnte. Diese freie Wohnung blieb ihr aber für alle Fälle ein sicherer Zufluchtsort, es mochte gehen wie es wollte. Wir müssen also der Frau Major Entschluß entschieden billigen.

Außerdem sagt uns der Brief, daß Franths Investitur erst später nach der Trauung stattfand, und bei dieser Gelegenheit erfahren wir, wie wichtig der Mutter der Beruf eines Geistlichen erschien. Wir wundern uns daher nicht mehr, wenn sie einst in dem Sohne den Wunsch Geistlicher zu werden wach rief oder ihn wenigstens darin bestärkte.

Nach Luisens Wegzug wurde der Witwe Leben recht einförmig. Sie hielt sich jetzt zwar ein Laufmädchen, aber diese war nur kurze Zeit im Hause, und so saß die gute Frau fast den ganzen Tag allein zu Hause und spann und hatte Langweile, da sie sich mit niemand unterhalten konnte. Sie empfing zwar Besuche und wurde auch eingeladen, aber das dauerte alles nur kurze Zeit; dann war sie wieder allein. So suchte sie sich denn mit Briefschreiben die Zeit zu vertreiben und sich mit den Ihrigen zu unterhalten. Daher kommt es, daß wir aus diesen paar letzten Jahren ihres Lebens, die ihr noch vergönnt waren, die größte Anzahl Briefe von ihr besitzen.

Was sie am 4. November 1801 an Luise schrieb, wird im allgemeinen für die ganze Zeit gelten: „Du klagst über lange Winternächte", heißt es da, „bei mir ist es noch langweiliger; ich sitze Nachts bis 9 Uhr ganz allein an meiner Kunkel und spinne. [Man denke dabei auch an die armselige Beleuchtung jener Zeit!] Die faule Menge kommt spat, weil sie morgens einbrennt und Wasser und sonst etwas ins Haus trägt, bin ich immer allein, weil ich wenig ausgehe wegen dem Spinnen. Wann ich ausgehe, werde ich eingeladen. Oft wird mir die Zeit äußerst lang. Die Helferin kommt oft zu mir und will haben, ich solle kommen, aber ich thue es nicht gerne. Ich bin öfters den ganzen Tag allein. Die Probatorin (d. h. Frau des Rechnungsrevisors) kommt wenig, weil sie wegen dem Ausziehen nicht Zeit hat. Die faule Menge, die Christine, sitzt hin, streckt Füß naus und sieht mir zu; ich ärgere mich, da sie etwas vor sich doch schaffen könnte."

Die Magd bezw. das Laufmädchen der Frau Major scheint überhaupt ein ganz geringer Charakter gewesen zu sein; denn ihre Herrin beschuldigt sie geradezu der Unterschlagung von Briefen. Sie schreibt nämlich am 14. Januar 1802 dem Sohne von Stuttgart aus: „Ich glaube, daß durch meine Magd in Leonberg der Brief an Ihn, mein bester Sohn, unterschlagen, auch so einer an die Fene, den ich ihr am 12. November geschrieben (und den sie) nicht bekam, wo ich ihr etwas darin geschickt. Dieses schlechte Mensch unterschlägt sie wegen dem Postgeld, wo ich ihr dazu gab."

So hatte die gute Frau allerlei Unangenehmes zu erdulden. Es fehlte ihr eben doch in vielem die Tochter, die früher so manches besorgt und gethan hatte, was die Mutter nicht mehr konnte. Jetzt bedurfte sie fremder Hilfe. Das drückte sie schwer und darum kam sie vorübergehend auf den Gedanken nach Neuenstadt zu ziehen, um ihrer Tochter näher zu sein und so sich gegenseitig leichter mit Rat und That an die Hand gehen zu können. In ihrem Briefe an den Sohn vom 31. Januar 1800 schreibt sie deshalb: „Ich bin noch hier in Leonberg

und bin noch nicht bei der Luise gewesen, aber in 14 Tagen, wann die Tage länger und ich gesund, werde ich doch auch sehen, wo sie ist. Von hier kostet es mich ein (zwei) Carolin wenigstens, weil ein Tag hin und den andern wieder her bezahlt wird und so erst, wann die Tage länger werden. Die Luise betrübt es, daß ich so lange es anstehen ließ; .... gefällt es mir alsdann besser als hier, so entschließe ich mich und zwar in Neuenstadt, welches nur eine kleine halbe Stunde von Cleversulzbach, einen eigenen Haushalt mit meiner Magd so wie hier fortzusetzen. Da ich doch, sollte ich kränklich werden, näher bei der Luise sei, aber bei ihnen im Hause um ein Kostgeld kann ich mich noch nicht ganz entschließen. Hier in Leonberg habe ich viele Freunde, die mich nicht fortlassen wollen, ganz von hier zu bleiben."

Doch hielt dieser Gedanke nicht lange Stand; es wäre auch ein zu unkluger Schritt gewesen, so ohne weiteres die Leonberger Wohnung fahren zu lassen. Aber ein anderer Plan tauchte auf, ob es nämlich nicht zu machen wäre, daß Frankh auf eine Stelle versetzt würde, die näher bei Stuttgart oder Tübingen wäre. Da sollte nun wieder der Sohn oder etwa sein Lehrer Abel helfen. In einem vermutlich vom 24. November 1800 geschriebenen Briefe meldete die Mutter dem Sohn: „Jetzt gab mir der Tochtermann noch auf, Ihm, mein lieber Sohn, zu schreiben, nochmalen an den Herrn von Dalberg (sich) zu verwenden, da jetzt vielleicht Er, bester Sohn, helfe zu einem Dienst, wo im Bistum zu vergeben sind. Hier im Land, weil der Ort gar zu abgelegen und niemand dahin kommt etwas zu kaufen, weil die Besoldung meistens in Früchten, Holz und Futter besteht, auch überhaupt der Ort so weit von Stuttgart entfernt und wir mit vielen Kosten zusammenkommen. Auch wann ein Tübinger Dienst zu vergeben, wäre dies alle nahe bei Stuttgart, da vielleicht Herr Professor Abel, der ein Freund von Ihm, vieles beitragen könnte. Da er seinen Vater und Geschwister in Stuttgart habe und dieser sich etwas kosten lassen wird, daß sein Sohn einen näheren Dienst bekommen könnte, und vor mich wäre es auch

sehr viel besser. Des Pfarrers Vater hatte ohnehin schon vor einigen Jahren 800 fl. vor einen Dienst, wo Herr von Dalberg zu vergeben, offeriert und würde es noch thun, der nahe bei Stuttgart wäre. Zudem ist erst ein Pfarrer, der nur ein Jahr auf einem Anfangsdienst, wieder wo anders placiert worden."

Der Mutter Hoffnung, daß ihr Schwiegersohn durch Dalberg, den späteren Fürstprimas des Rheinbundes, den Bruder des Mannheimer Theaterintendanten, oder durch Professor Abels Fürsprache eine Pfarrei in ihrer Nähe erhalten würde, hat sich leider nicht erfüllt. Schiller schrieb zwar wohl, wie er versprach, an Dalberg, seinen edlen Gönner und Freund; aber von einem Erfolg ist nichts bekannt. Dalberg war offenbar nicht in der Lage Schillers Wunsch zu erfüllen, sonst hätte er dem Dichter zu lieb es ohne Zweifel gethan.

Da beschloß die Mutter, wie es scheint, selbst Schritte beim Consistorium zu thun; doch besann sie sich bald eines andern, denn, schreibt sie am 28. Januar 1801 an Luise, „die Lust zu dem Herrn Direktor Ruf(?) zu gehen, ist mir allerdings vergangen. Herr Amtmann in (Ditzingen) erzählte mir, daß er erst bei ihm nebst Herrn Pfarrer von Schöckingen und der Frau von Gaisberg bei ihm, um dem Pfarrer eine bäldere Versorgung eines andern Dienstes, damit sein Tochtermann bälder placiert, so wäre dieser Herr so unartig und hätte sie grob angeschnauzt, nichts versprochen, so daß er ihn in seinem Leben um nichts mehr bitten werde; auch solle er so sehr eigennützig sein, daß man ihn nicht genug belohnen könnte, welches mir sonst ein guter Freund sagte, und wann ich zu ihm kommen würde, er es mir nicht besser machen (würde), und auch wegen der Kommune in Sulzbach würde es nicht so bald geschehen, weil diese jedesmal bei Veränderung eines neuen Pfarrers große Kosten habe. Nun müßt ihr Geduld haben; vielleicht schickt es sich bei Constanz (Dalberg), wann Gott den Segen giebt." Also auch diese Hoffnung war trügerisch und es blieb alles beim alten. So lange die Mutter lebte, behielt Frankh seine erste

Pfarrei bei und die Mutter sollte selbst in Cleversulzbach ihre letzte Ruhestätte finden. Erst im Jahre 1805 wurde Frankh und zwar ohne sein besonderes Zuthun auf die Empfehlung seines Dekans hin nach Möckmühl befördert, wo noch heute seine Nachkommen leben.

Allerlei Ungemach.

Nach des Vaters Tode stellten sich gar mancherlei Widerwärtigkeiten für die Mutter ein. Forderungen verschiedener Art, die an sie gerichtet wurden, verbitterten ihr manche Stunde.

Das erste, was sie höchst unangenehm berührte, waren die Gebühren für den Majorscharakter ihres Mannes, die man ihr — sie betrugen 27 Gulden — abzog, als sie „die noch rückständige Gage von Jacobi an bis auf den Todestag des lieben Papa's holen ließen". Vater Schiller war bereits am 26. März 1794 zum Obrist-Wachtmeister d. h. Major ernannt worden. Die Mutter dachte deswegen natürlich nicht daran, daß etwas dafür noch zu bezahlen sei, und war höchlich erstaunt — und mit Recht — über diese Forderung. Daher beschloß sie auf den Rat guter Freunde in Stuttgart beim Herzog um Nachlaß der Gebühren zu bitten. Ob aber der Entschluß ausgeführt wurde, ist nicht bekannt; ebensowenig, ob ein Nachlaß gewährt wurde.

So ziemlich gleichzeitig liefen noch andere Forderungen ein, die ihren Unwillen im höchsten Grad erregten. Am 22. Oktober 1796 schrieb sie nämlich ihrer Tochter Christophine: „Eben kommt Herr Kammerrath Barth, den Du wohl kennst, er sagte mir, daß das Gartengeschirr, nämlich zur Baumschule, wir bezahlen müssen, was fehlt. Der Papa soll es dem Ammermüller (seinem Gehilfen) haben vorzählen(?) lassen. Auch wegen der Rechnungen, wo Du weißt, sagte uns heute jemand, es wären etliche hundert Gulden, die wir noch nachbezahlen müßten..." Darauf fährt sie fort: „Wann wir nur auch eine Mannsperson hier hätten, die sich unsrer annehmen möchte, um Rath zu

fragen . . . Herrn Amtmann in Ditzingen will ich zu meinem Beistand nehmen; freilich weil er nicht hier, so kostet es so viele Umstände, immer zu schreiben. Der l. Gott wird uns auch noch glücklich durchhelfen, aber o Gott, wann wir noch soviel an den Rechnungen nachzahlen müßten, und ich habe doch den seeligen Papa so oft gefragt, ob seine Rechnung als richtig, daß es mir nicht zur Last gelegt werde. Er sagte, es wäre alles richtig, niemand werde uns was fordern." Dann schließt sie bitter: „Da er doch neun Monate krank, hätte man ihn deswegen fragen sollen!"

Nun hören wir zunächst nichts weiteres über diese Angelegenheit. Erst am 31. Januar 1800, also mehr als drei Jahre später, ist wieder davon die Rede und zwar als von etwas ganz Neuem, so daß man meinen könnte, es handle sich dabei um etwas Anderes. Es ist aber ohne Zweifel dieselbe Angelegenheit, wenn da die Mutter ihrem Sohne schreibt: „Was mir aber wirklich das Empfindlichste, ich bekam erst vor etlichen Tagen Nachricht von unserem ehemaligen Gartenkassier, daß ich noch vor den seligen Vater 138 fl. in die Casse bezahlen (muß), wo die Rechnung erst beschlossen wurde. Es sind Dienst(?) Gelder, welche der selige Papa verrechnet und es ihm jetzt nicht passiert und noch sonst allerhand Sachen, wo mir der Kassier namentlich schriftlich schickte. Wie ich bei diesem Anblick erschrack, kann Er sich, mein lieber Sohn, vorstellen. Ich ging gleich zu Herrn Stadtschreiber hier und bitt ihn um seinen Rat und lasse es ihn lesen. Er sagte, ich möchte nur zufrieden sein, es gehe öfters so bei Kassen, er komme nächstens nach Stuttgart und wolle zuvor selbst diesen Herrn sprechen. Alsdann wann wieder nichts zu machen, so sollte ich bei der herzoglichen Rentkammer eine Bittschrift eingeben um Nachlaß, so würde es wenigstens nicht ganz fehlen, auch weil mein seliger Mann, da so bekannt, wie viel er der gnädigen Herrschaft gewesen und gethan habe. Ist es mir aber möglich, so gehe ich selbst alsdann nach Stuttgart zu Herrn Geheimrath Autenrieth und Herrn Hofrath Elsäßer, der ein Freund von unserem

Haus gewesen und mir damals auch die Bittschrift um eine Pension gemacht hat. O, Gott, so kommt noch immer was Unangenehmes zu leiden, doch hoffe ich, Gott wird auch dadurch helfen."

In der That man sollte es nicht glauben, volle vier Jahre nach dem Tode des Gartenintendanten, als niemand mehr an etwas Derartiges denken konnte und auch längst sein Nachfolger das Amt übernommen hatte, da schließt der Herr Gartenkassier die Rechnung ab und findet, daß in der Kasse etwas fehle, das noch der selige Herr Major Schiller zu bezahlen gehabt hätte. Wahrlich ein Muster von Ordnungsliebe scheint dieser Herr gewesen zu sein! Mit Fug und Recht hätte er zur Strafe für seine Unpünktlichkeit, wie es wohl heutzutage der Fall gewesen wäre, selbst die fehlende Summe ersetzen müssen. Ja man wundert sich eigentlich, daß die Witwe sich nicht geradezu weigerte, diese nach unserm Begriffe längst verjährte Summe zu bezahlen. Aber sie dachte anders und machte eine Bittschrift und jetzt wurde die Sache um so rascher erledigt. Schon am 14. März konnte sie ihrer Luise melden, daß ihr an den 138 fl. 45 (48?) abgerechnet würden, daß sie aber noch 90 bezahlen müsse, wie ihr Kammerrath Barth eröffnet habe. Aber gleichzeitig konnte sie ihrer Tochter auch die freudige Mitteilung machen, daß sie noch einen „Zettel mit 14 fl." gefunden habe, die ihr zu gut kommen; sie wolle nochmals eine Bittschrift einreichen, die ihr Elsäßer aufgesetzt habe. Ob sie damit Erfolg hatte, ist nicht bekannt; aber es läßt sich vermuten, daß ihre Bitte nicht vergeblich war.

Indessen mußten alle andern Klagen verstummen gegenüber dem Jammer und Elend, das die Kriegsjahre 1799 und 1800 über das Schwabenland brachten, und unter denen auch die Mutter Schillers viel zu leiden hatte.

Davon im folgenden.

In Kriegsnöten.

Im Jahre 1796 hatte die Frau Major, wie wir schon gesehen haben, mit den Ihrigen auf der Solitude den ersten feindlichen Einfall zu erdulden gehabt.

Das Jahr 1797 brachte den Frieden von Campo Formio (17. Oktober). Es war im ganzen für die Vereinsamte ein ruhiges Jahr. Sie klagte zwar in einem Briefe vom 1. Dezember an ihre Schwiegertochter, daß ihr die noch von ihrem Manne an den Kriegsrat eingereichte Forderung wegen der Plünderung in der Höhe von 4 Karolin (= 44 Gulden) noch nicht ausbezahlt sei, daß alles voll Kaiserlicher sei und daß dadurch alles teurer sei; aber gleichzeitig rühmt sie auch die Gefälligkeit der kaiserlichen Soldaten und Offiziere. „Mir haben sie schon öfters Gefälligkeit erzeigt", schreibt sie, „weil die kaiserlichen Offiziere uns zuweilen besuchen. Ein Obrist und Hauptmann kommen, die sonst keine Besuche machen. Es sind schon bejahrte Männer, die gute Ordnung halten und äußerst gefällig, sie plagen mich um die Schriften von Schiller lesen zu dürfen; ihre Leute haben mir letzthin zwei Meß (Klafter) Holz gespalten, und was ich vor Freundschaft von ihnen verlange. Türkische Musik ist alle Abend sehr vollständig. Der vorige General wollte gern ins Schloß ziehen, wann ich ein Zimmer noch von den meinigen abgegeben; aber ich wollte und konnte es nicht thun, und so ist es unterblieben. Diese aber verlangen es nicht, und mir kann es hier niemand zumuthen."

Die folgenden Jahre waren ziemlich unruhig, aber doch nicht so schlimm für sie, da sie wenigstens persönlicher Gefahr nicht ausgesetzt war. Die ersten Berichte, die wir über diese Zeit von ihr haben, stammen aus dem Jahre 1799, und zwar erst aus dem November und Dezember, also aus einer Zeit, in der sie ganz allein war, da Luise bereits ihrem Gatten nach Cleversulzbach gefolgt war. Am 16. November dieses Jahres schrieb sie an Luise: „Hier war ein

entsetzliches Lamento vor 14 Tagen wegen der Franzosen. Ich war just in Ditzingen schon 3 Tag und wäre daselbst in dem Lärmen so lange geblieben, wann ich meine Sachen hier verwahrt gehabt hätte. Ich lief aber in der größten Angst allein hieher, weil der Lärmen plötzlich kam, und in Ditzingen alles eingepackt und in Beschäftigung. Den Tag zuvor kam meine Magd und wollte mich abholen; sie ließen mich aber nicht fort, bis der Lärmen immer ärger wurde. Ich gab alsdann meine noch besten Sachen in das Behältnis des Hausherrn, wo sie mir es offerirten, auch meinen Capital=Brief."

Kurze Zeit nachher, am 3. Dezember, schreibt sie darüber dem Sohne: „Damals als Sein erster Brief kam, war ich schon in einer so höchst traurigen Lage, da die Franzosen nur noch 3 Stunden von hier und alles in den größten Schrecken gesetzt; alles flüchtete, und ich mit meiner Magd in das höhere Schloß; ich packte auch ein und gab es nebst andern in ein Behältnis, welches gleich zugemauert, und bisher verschlossen blieb. Ich habe allerdings nichts mehr, daß ich ausgehen könnte; in der ersten Angst dachte ich nicht, was ich bald wieder brauchen könnte. Ich dachte, ich wäre allein mit einer Magd; es war aber noch ein Amtsverweser da mit einer Frau, doch wir wohnten nicht nahe beisammen; aber ich hatte mich dennoch zu ihnen geflüchtet. Damals war ich so niedergebeugt, mich von allen meinen Kindern verlassen zu wissen .... Ach, wie sind die Länder so glücklich, welche so in Ruhe leben dürfen! Der Landmann muß zu Grunde gehen, die Lieferungen in unserm Land an die Kaiserlichen sind nimmer zu erschwingen. Etliche Stunden von hier haueten sie die fruchtbaren Bäume, um Feuer zu machen, alle Zäune um die Gärten; dem Landmann nahmen sie Korn, Heu, Stroh, Hafer aus den Scheuern, daß er und sein Vieh beinahe Hunger sterben mußten, und plündern noch alles aus, mißhandeln die Obrigkeiten und legen ihnen unmögliche Gelder zu bezahlen auf, führen sie als Geißel mit, bis sie bezahlen. Die Steuern, die dem Bürger und Landmann zugemuthet werden, sind

nimmer zu prästiren. Kriegssteuer ist allein, wenn es nichts als ein halbes Haus ohne Güter, jährlich 40 bis 50 fl.; ich muß auch monatlich 30 Kreuzer Kriegssteuer von nichts bezahlen, ohne die Vermögenssteuer vom Hundert, und zwar dies Jahr einen halben Gulden. Sollen wir noch andere Quartiere bekommen, so wird alles unaussprechlich aufschlagen, und Gott weiß, wie es gehen wird, da die Leute schon jetzt von Allem entblößt sind. Ach, Gott schenke uns doch Frieden, und wir in unserem Land sind noch bisher glücklicher als andere benachbarte Länder, wo schon Hungersnoth herrscht."

In ihrem Brief vom 31. Januar 1800, der an den Sohn gerichtet ist, lesen wir weiter: „Wann uns Gott nur den Frieden schenkt, es ist beinahe nimmer auszuhalten, was die Unterthanen zu der kaiserlichen Armee liefern müssen. Alle Wochen werden im ganzen Land, und so geht's durch alle Stände, Kriegssteuern an Geld, Haber, Heu, Mehl, Brot abgeschickt. Hier ist eine Wittfrau, die ein halb Haus, ein kleines Gärtle, jährlich gegen 100 fl. an Kriegssteuern, ordinärer Steuer und Brandsteuer und Vermögenssteuer bezahlen muß. Die Landleute und Bürger können keinen Zins mehr bezahlen, wo unser eins auch dabei übel daran. Heuer bezahle ich 8 fl. Vermögenssteuer, weil nur die Hälfte bezahlt, und so auch in den Cassen wird $^1/_2$ fl. heuer abgezogen. Ich kam bisher von andern Abgaben sonst frei, jetzt heißt es, es soll in Zukunft Wohnsteuer bezahlt werden. So kommt es auch an mich."

Anfangs Mai des Jahres kurz nach Wiedereröffnung des Feldzugs gerieten die Bewohner Leonbergs in große Furcht vor den Franzosen. Diese hatten nämlich am 1. Mai die starke Festung Hohentwiel zur Übergabe gezwungen. Daher befürchtete man jetzt einen Einfall der Franzosen in Schwaben.

Am 16. Mai schrieb die Mutter darüber nach Weimar: . . . „Bis dahin kam ich, als der traurige Franzosenlärm wieder alles erschreckte. Gott stehe unserem armen Land in Gnaden bei, es flüchtet

alles, ich versteckte auch in etliche Orte meine noch wenigen Habselig= keiten. Sie sollen nahe bei uns sein. Bei der Luise bin ich auch nicht sicher und verlasse mich gänzlich auf die gnädige Vorsehung Gottes, wie es gehen soll. Dabei danke ich dem guten Gott herzlich, daß doch Sie alle diesen Kummer nicht haben."

Die Franzosenfurcht war glücklicherweise unbegründet und es war das letztemal, daß die Frau Major ihre Habseligkeiten flüchtete. Doch dauerten die Kriegsunruhen noch längere Zeit fort. Erst der Friede von Lüneville am 9. Februar 1801 machte dem Krieg ein Ende.

Am 24. Juni desselben Jahres schrieb Frau Schiller nach Weimar: „Hier sieht es sehr traurig aus wegen den unerschwinglichen Abgaben an die Kaiserliche Armee, wo alles mitzuleiden hat. Der Bürger und Bauer kann keinen Zins mehr bezahlen und von der Obrigkeit nicht angehalten werden, weil er alles, was reif und antreibt, vor den Krieg bezahlen muß. Die Beamten werden bestürmt von den Unterthanen, als wenn sie es abwenden sollten. Wird es nicht bald Friede, so geht alles zu Grunde. Beständig sind kaiserliche Presser hier; Haber, Heu, Mehl, Geld, Brot; und da muß alles zusammenlegen, wer nur etwas weniges im Besitz hat. Die Leute können ihr eigenes Vieh nimmer erhalten, weil sie, was sie selbst brauchen, abgeben müssen, und so wird vieles geschlachtet. Wirklich sind wieder 14000 fl. angesetzt; alle Vorstellung hilft nichts und so soll es bis in April fortgeschickt werden; weil unser Herr es mit dem Kaiser nicht verderben will, so nützen Vorstellungen nichts. Gott stehe allen bei, die Leute wollen lieber Quartier haben, als die schrecklichen Abgaben; der Soldat muß mit dem Bauer vorlieb nehmen."

Obiger Bericht wird durch einen andern vom 24. November des= selben Jahres etwas ergänzt. Da heißt es, man müsse aus allem nur Möglichen Steuern bezahlen, sogar die Dienstboten. „Aus allen Hab= seligkeiten, Kleidern, Betten, Möbel, kurz aus allem (muß man) bezahlen, um die ungeheueren Kosten des Kriegs zu bestreiten. Es ist ein all=

gemeines Lamento in unserem Land und ist beinahe nimmer auszuhalten. Alle Gewerbe liegen, und die Obrigkeit kann nicht strafen zu bezahlen, weil der Bürger und Landmann alles vor den Krieg bezahlen muß. Ach, Gott schenke doch den Frieden, unser Land kann es nimmer aushalten."

Auch in ihren Briefen an Luise finden sich gelegentliche Bemerkungen über die Kriegssteuern, die sie zu bezahlen habe. Daran reihen sich Klagen, daß sie ihren Zins von den Bauern nicht bekomme, weil sie infolge der Kriegsnöten nicht bezahlen könnten u. s. w. Aber ausführliche Schilderungen finden sich nur in Briefen an den dem Kriegsschauplatz fernen Sohn. Zum letztenmal giebt sie eine solche Mitteilung in ihrem Briefe vom 28. Februar 1801. Da ist zu lesen: „Es ist alles besetzt in unserem Land; o bester Sohn, es ist zu verwundern, wie es noch auszuhalten ist, was alles zu bezahlen ist. Da es jetzt so nahe am Frieden, so stürmen die Franzosen noch schrecklicher auf alles los. Hier [in Leonberg] ist das Depot und liegen alle Häuser voll, wo nichts verschont ist. Wäre ich nicht hier, so wäre in meinen Zimmern auch Einquartierung, weil der Hausherr die Hausschlüssel. So aber blieb das Schloß verschont; es sollten 24 Schneider darein kommen, die alle Montierung zu machen, und außer meinem Logis nicht genug Platz war. Aber sehr viele Pferde sind im Herrschaftsstall. Wenn den Franzosen gegeben wird, was sie verlangen, so sind sie doch nicht zu ganz ungestüm. Es bekommt ein gemeiner Mann vom Bürger täglich 16 Kreuzer vor den Wein, der selbst keinen hat, und gut Essen. Alles muß ihnen angeschafft werden durch alle Teile und ihren Pferden. Dabei gehen die schrecklichen Lästerungen doch fort. In Stuttgart ist es am ärgsten und es läßt sich nicht schreiben, wie unser gutes Land nach allen Teilen mitgenommen wird und es nimmer länger auszuhalten wäre. Wie glücklich ist jetzt Sachsen! O Gott, was ist es um einen solchen Krieg, welcher uns doch nichts angeht! Nun soll erst noch der Hauptstoß kommen, weil so viel an Geld gefordert zu be-

zahlen. Er wird zwar selbst durch die Zeitungen alles erfahren, und da jetzt auch alle Kassen in Beschlag von dem Feind genommen, so ist zu vermuthen, daß bis ins nächste Quartal keine Besoldung und Pension können bezahlt werden, wann indessen nicht sonst Mittel gemacht werden. Ich vor meine Person bin indessen noch sehr verschont geblieben, wovor ich Gott herzlich danke; aber die armen Bürger können keinen Zins bezahlen, wo ich freilich dabei leide. Wann nur die Pension nicht fehlt, so kann ich nichts klagen. Wir wollen zu Gott das Beste hoffen und er wolle die Zuchtruten auch wieder abwenden!"

Einen hübschen Gegensatz zu dem Vorhergehenden bildet der Bericht, den die Frau Major von Cleversulzbach aus am 5. November 1800 schrieb, also kurz vor dem oben erwähnten Brief vom 24. November, den sie von Leonberg aus dem Sohne sandte. Darin heißt es: „Wirklich sind Franzosen um uns her, auch hier in dem kleinen Ort haben wir einige 30 Mann nebst einem Offizier, der beinahe alle Tage ins Pfarrhaus kommt wegen der Sprache, weil der Pfarrer etwas sprechen kann und Luise es auch ein wenig versteht. Alle hier verstehen kein Wort deutsch; übrigens betragen sie sich recht gut. Man muß ihnen alles geben, was sie brauchen, weil die Gemeinen 3 Monate keinen Sold bekamen und die Offiziere 6 Monate, wo sie doch zu bedauern, wo doch außer der Kost noch viele Bedürfnisse. Der Offizier, der ein sehr artiger Mann, ist öfters sehr mißmutig und klagt es, da er selbst Vermögen zu Hause. Er behilft sich in allen Stücken sehr und hält auch seine Übrigen recht gut in der Ordnung. Die hiesigen Einwohner haben selbst Mitleid mit ihnen. Alle sehnen sich recht sehr nach dem Frieden. Aber leider ist die Hoffnung wieder aufs neue verschwunden."

Und nun folgen freilich, wie nicht anders zu erwarten, die alten Klagen: „Die Unterthanen sind unaussprechlich hart mit Kriegskosten angelegt aufs neue, auch alles ist aufs äußerste angelegt, aus allen Möbels und Kleidungsstücken, Bett, Silber muß versteuert werden, vom

1000 (100?) 4 fl. und so steigt es nun gedoppelt. Zu theuerst Dienstboten geben, wann sie nur etliche Gulden besitzen. Die Beamten und Geistlichen haben keinen Besoldungswein bekommen, welches sehr hart, da die wenigsten Geldbesoldung, Wein und Frucht das meiste; und Frucht will wirklich niemand. Der Pfarrer hätte wirklich über 50 Scheffel zu verkaufen. Es kostet wirklich der Scheffel nicht mehr als 4 Gulden, vor 2 Jahr 9—10 fl., Haber auch 4 fl. Heuer ist wenig Wein gerathen, aber so gut als er in vielen Jahren nicht war. Der Eimer Most kostet nur hier 80 Gulden, in andern Ortschaften über 100."

Die Feldzüge der Franzosen und Österreicher aus den Jahren 1796, 1799 und 1800, über welche im vorstehenden Abschnitt berichtet ist, brachten über das Schwabenland unsäglich viel Jammer und Elend. Die Berichte der Frau Major werden durch die Geschichte bestätigt, ja sie bilden durch die ausführliche Wiedergabe von Einzelheiten in manchem eine gewisse Ergänzung derselben. So findet sich der Einfall des französischen Streifkorps auf der Solitude am 18. Juli 1796 auch in ausführlichen Geschichtswerken nicht erwähnt. Daß vollends solche Einzelheiten, wie sie Frau Schiller aus Leonberg und Cleversulzbach meldet, nicht in den Geschichtswerken anzutreffen sind, liegt in der Natur der Sache begründet. Auch der schwäbische Merkur, die einzige größere Zeitung Schwabens in damaliger Zeit, bringt keine solche Einzelheiten. Er giebt nur Berichte, deutsche wie französische, über Schlachten, Siege und Niederlagen, Stellung der Truppen u. s. w., alles rein objektiv, wie in Anwesenheit des Feindes selbstverständlich nicht anders zu erwarten war.

Das kriegerische Ereignis, das Anfangs November 1799 ein so „entsetzliches Lamento" in Leonberg erregte, scheint mit der Schlacht bei Bönnigheim zusammenzuhängen, welche am 3. November mit dem Sieg der Österreicher über die Franzosen endete. Die Frau Major hätte sich dann freilich in der Entfernung etwas getäuscht; denn Bönnigheim

ist von Leonberg viel weiter entfernt, als sie angiebt. Aber daß die Leute in ihrer Angst die Gefahr näher glaubten, ist ja leicht begreiflich.

Die Klagen über Mißhandlungen, Plünderungen, Diebstähle, über die teure Zeit, die hohen Steuern u. a. werden in jedem größeren Geschichtswerke bestätigt gefunden. Eine ausführliche Darstellung davon giebt J. G. Pahl in seinen „Denkwürdigkeiten zur Geschichte von Schwaben während der beyden Feldzüge von 1799 und 1800." Fast jede Seite des Buches bestätigt das Gesagte. Das Benehmen der Soldaten (Franzosen) in den Quartieren wird dort (S. 129 f.), wie folgt, geschildert: „Sobald der Soldat in die Stube des Bauern trat, hing er den bloßen Säbel an die Wand und schrie nach Wein. Früh mußte mit Kaffee und nach diesem immer mit Käse serviert werden. Das gewöhnliche Hausbrod wurde hinweggeworfen und statt desselben weißes verlangt. Täglich zweimal frisches Fleisch, Eierspeisen, Wein und Liqueur im Überfluß durften nicht fehlen. Viele Dinge wurden mit Ungestüm gefordert, die der Bauer nicht einmal dem Namen nach kannte, und andere sollten plötzlich da sein, deren Zubereitung eine geraume Zeit erforderte. Der Hauswirt mußte nicht nur den Rauchtabak anschaffen, sondern dem Soldaten wohl auch noch die Pfeife kaufen. Eine gewöhnliche Finanzspekulation bestand darin, daß man von dem Quartierträger ein Stück Geld nahm und sich dann ohne Billet anderswo einquartierte. Dieses Kunstgriffs bedienten sich besonders Offiziere." Doch deuchten den Leuten Quartierslasten und Kontributionen noch erträgliche Übel. Da hatten sie doch nicht zu besorgen, daß sie persönlich mißhandelt, oder ihr Eigentum geraubt, oder ihre Güter und Wohnungen verwüstet würden.

Übrigens gab es überall auch rühmliche Ausnahmen, wie die Frau Major einen solchen Fall von Cleversulzbach berichtet. Auch Pahl berichtet von solchen Ausnahmen.

Am 9. Februar 1801 ward, wie schon bemerkt, der Friede von

Lüneville geschlossen. Nun atmete alles erleichtert auf, da die Schrecknisse des Krieges vorbei waren. Auch die Frau Major war hochbeglückt darüber und schrieb dem Sohne nach Weimar: „Nun haben wir einmal das Friedensfest gefeiert, wobei wir dem guten Gott herzlich gedankt, daß es nun einmal Friede ist, unerachtet der Krieg wegen der ungeheuren Abgaben nicht so leicht und so bald (wird) bezahlt werden können. Unser Herzog Durchlaucht lassen sich auch sehr gut an. Die Schwaben lassen sich bald wieder beruhigen, unerachtet man vermutet, es werde alles schwieriger. Da sich aber der Landesherr so gut erzeigt, hörte alles Nachteilige vor künftigen Vortrefflichkeiten auf." Dieses Schreiben ist ein glänzender Beweis für die patriotische Denkart von Schillers Mutter. Ihre edle Gesinnung erschien überall, wo sich Gelegenheit bot, in schönstem Lichte. Die Anhänglichkeit an das angestammte Fürstenhaus, an seinen Herzog, die sich erst nach des Herzogs Karl Tode am klarsten zeigt, hatte also Schiller von seiner Mutter so gut wie von seinem Vater überkommen.

Auf Besuch in Cleversulzbach.

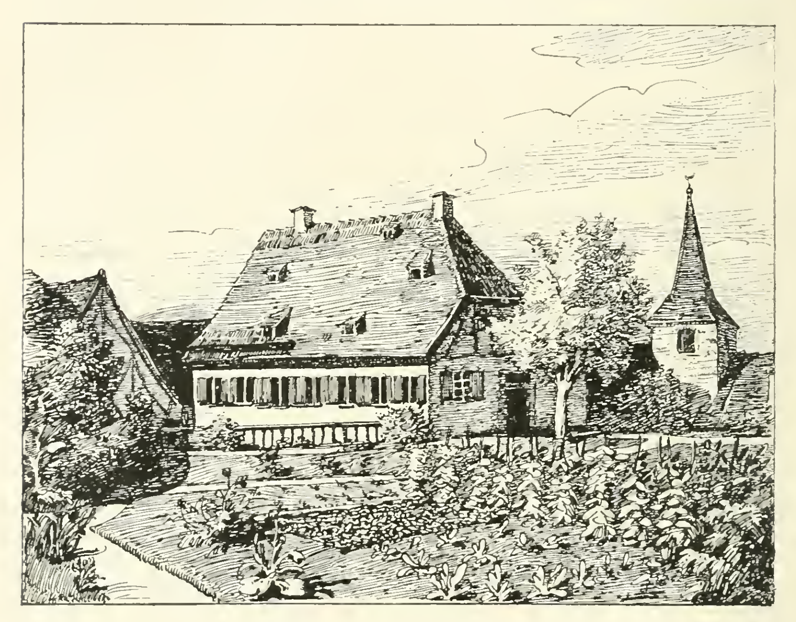
Cleversulzbach, ein am Fuße herrlicher Laubwälder freundlich gelegenes Pfarrdorf, ist eine kleine Stunde von Neuenstadt an der Linde entfernt. Der nächste Weg für die Frau Major führte von Heilbronn aus über Weinsberg und Eberstadt, wobei ein steiler Aufstieg zu überwinden ist, der übrigens wegen der romantischen Gebirgsnatur die Mühe lohnt.

Nur ein paarmal war es der Mutter vergönnt, ihre Tochter in Cleversulzbach zu besuchen: in den Sommermonaten der Jahre 1800 und 1801. Als sie zum letztenmal, am 12. Februar 1802, dorthin kam, war sie eine kranke gebrochene Frau, die Leonberg nicht mehr sehen sollte.

Als sie zum erstenmal sich anschickte, die Reise, die mit so manchen Unannehmlichkeiten verknüpft war, zu unternehmen, da beriet sie

mit ihrer Tochter, wie es am besten zu machen wäre, damit sie in einem Tage nach Cleversulzbach komme; denn unterwegs zu übernachten, dazu hatte sie gar keine Lust. Um den Weg nicht allein machen zu müssen, wählte sie sich Nane Stoll, die Tochter des Hauptmanns Stoll, zur Reisegefährtin.

In ihrem Briefe vom Januar 1800 bemerkt sie: „Sobald die Tage



Pfarrhaus von Cleversulzbach.

mehr länger und das Wetter besser ist, komme ich, wenn mich Gott gesund erhält, mit der Nane; aber unterwegs über Nacht zu bleiben, ist mir nicht recht. Wann wir mit dem Neuenstädter Boten (fahren) könnten, das wäre am besten. Mit dem Heilbronner ist es noch zu weit zum Laufen zu Euch, oder in Heilbronn über Nacht zu bleiben, ist mir auch nicht angenehm. Von hier nach Stuttgart wollen wir laufen, welches mir sauer geschehen wird. Erkundige Dich bei dem

Neuenstädter Boten, ob er mit einem Wagen oder Kutsche fährt und ob er uns mitnehmen kann. Wenn es gut Wetter, so fahren wir auch mit dem Wagen."

Wann der Besuch wirklich ausgeführt wurde, läßt sich nicht genau angeben. Nur das wissen wir sicher, daß die Mutter Anfangs März von der Tochter begleitet in der eigenen Chaise des Pfarrers wieder nach Leonberg zurückkehrte. Am 31. März schreibt sie nämlich an Luise: „Deinen Brief habe erhalten und es freut mich recht sehr, daß Du wieder so gut und glücklich in einem Tag nach Hause gekommen bist. Ich befinde mich zum Lob Gottes noch so ziemlich wohl, bis auf meine Hände, welche mir schon einige Zeit geschwollen. Doch habe keine Schmerzen als ein Spannen und eine Steife darinnen." Im weiteren meldet sie Neuigkeiten, der Hauptmann Stoll, der bisher in Leonberg lebte, sei nach Stuttgart in ein Depot gekommen und mit ihm seine Tochter Nane, die sie jetzt schmerzlich vermisse, weil sie ihr außer ihren eigenen Kindern am liebsten sei. Ferner sei der Direktor Autenrieth gestorben u. s. w. Schließlich trägt sie ihrer Tochter noch Grüße auf an Cleversulzbacher Frauen, die sie während ihres dortigen Aufenthaltes kennen gelernt hatte, an die Frau Amtmännin, Löwenwirtin und Kolmarin. Dann folgten noch Grüße an den Pfarrer, dem sie sich mit folgenden schmeichelnden Worten empfiehlt: „Dem l. Mann viele Complimente, es ist mir leid, daß er so viele Mühe mit der Chaise wegen dem Putzen gehabt, sie ist aber auch davor hier gelobet und bewundert worden."

Der Besuch war offenbar nur ein kurzer gewesen, zumal da die Mutter auch ihre Freundin Nane Stoll mitgenommen hatte. Auch ihre Magd war vermutlich dabei. Denn in dem oben erwähnten Briefe vom Jannar lesen wir: „Meine Magd will auch durchaus mit, sie muß aber den Weg zu Fuß machen, das habe ich ihr schon gesagt. Du kannst ihr auch etliche Tage zu schaffen und essen geben, so lange wir bei Dir bleiben."

Ein längerer Besuch erfolgte erst im Sommer des Jahres; denn am 18. Juli schreibt sie dem Sohne: „Ich bin schon gegen 2 Monate hier in Cleversulzbach bei Luise wegen den vielen Unruhen und Ängsten der Franzosen. Sie holten mich selbsten in ihrem Wagen ab.“ Die Mutter scheint sich übrigens in der Zeit getäuscht zu haben; denn sie schreibt noch am 24. Juni nach Weimar: „Ich bin noch immer hier in Leonberg und (habe) Luise noch nicht besucht, aber in 14 Tagen, wann mich Gott gesund erhält, will ich von hier nach Stuttgart und da mit dem Heilbronner Kutscher fahren. Von da ist es noch drei Stunden bis nach Cleversulzbach. Ich werde eine Zeit bei ihr bleiben, so lange es mir gefällt mit meiner Magd, und alsdann wieder hieherreisen. Hätte ich ein Gefährt von hier genommen, so hätte es mich hin und her drei Carolin gekostet.“

Da scheint also irgendwo ein Irrtum vorzuliegen. Vielleicht ist in dem in den „Beziehungen“ gedruckten Briefe vom 18. Juli 1800 „zwei Wochen“ zu lesen, das würde stimmen. Doch ist die Sache von keiner so wichtigen Bedeutung. Sicher ist, daß der Besuch diesmal ein ziemlich langer war und bis Mitte November währte. Am 28. Februar 1801 schreibt nämlich die Mutter an den Sohn: „Ich bin seit dem 16. November noch immer hier in Leonberg und gedenke bis in die Mitte des Märzen noch hier zu bleiben, bis die Tage länger zum Reisen sind.“

Aus diesem Brief erfahren wir noch gar mancherlei über ihren Aufenthalt im Pfarrhaus. Sie vertraut darin ihrem Sohn an, was sie gesehen und beobachtet, warum sie nicht den Winter über dort bleiben wolle u. a. Doch wir lassen ihr selbst das Wort: „Im Winter habe ich hier viel mehr Unterhaltung als in dem so kleinen Ort, wo kein Mensch ist zu gehen und auch der Pfarrer ganz kein unterhaltender Mann ist, und ich will mich lieber hier in allem behelfen und mein eigener Herr sein. Bloß der Luise zu gefallen bleibe ich, wann mich Gott leben und gesund läßt, wieder bis aufs Spätjahr bei ihr. Sie

lebt so ziemlich gut mit ihrem Mann und zufrieden. Er ist äußerst ökonom und weil sie es auch ist, und ich melierte mich bei ihnen ganz in nichts. Sie haben mich auch sehr gern gehabt; auch kann ich im Winter nicht wohl bei ihnen bleiben, weil ich kein eingeheizt Zimmer haben (kann). Und es ist auch traurig vor sie, daß sie nichts zu Geld machen können, und doch ihr meistes Einkommen in Früchten, Holz und Heu besteht, und überhaupt bei uns die Kornfrüchte sehr in geringem Preis sind, da sonst alles sehr hoch gestiegen wegen dem Krieg und es zu verwundern, daß diese Artikel so herunter gefallen."

Ein Hauptgrund, daß wir die Mutter diesmal in so später Jahreszeit noch in Cleversulzbach treffen, war die Geburt einer Enkeltochter, die freilich schon nach vierzehn Tagen wieder starb. Die Frau Pfarrerin wurde schwer krank und nur der treuen Pflege ihrer Mutter verdankte sie ihre glückliche Genesung. „Die Luise war lange sehr schwach und ich habe sie durch meine Pflege so erträglich erhalten, so gut war ihr mein Beistand" schrieb sie darüber nach Weimar am 5. November 1800. Das Kind, berichtet sie weiter, sei „recht schön wohlgestaltet" gewesen.

Weiteres über ihren Aufenthalt in dem kleinen Pfarrdorfe erfahren wir aus ihrem Briefe vom 5. November, den sie, also kurz vor ihrer Abreise noch, dem Sohne schickte. „Ich gebe der Luise Kostgeld", heißt es darin, „bezahle besonders Licht, Seife und andere Nebensachen, wo ich brauche. Er ist ein sehr genauer Mann und sieht sehr darauf, und ich will auch nichts umsonst von ihm und thue es der guten Luise zu gefallen, so lange hier zu bleiben, weil sie doch sonst niemand zur Unterhaltung. Den vergangenen Sommer sind wir öfters in die benachbarten Orte gefahren, wo es sehr artige Beamte und Geistliche; schon lange aber nimmer wegen schlechten Wetters, wo Er den schönen Wagen schonen thut."

Die gute Frau fühlte sich also im ganzen recht wohl bei ihrer Tochter, die mit ihrem Gatten eifrig bestrebt ist, ihr den Aufenthalt recht angenehm zu machen. Luise besucht mit der Mutter ihre Be=

kannten im Orte, deren es freilich nur wenige sind, und der Pfarrer fährt sie spazieren. Und das gefällt ihr gar wohl. Draußen in den benachbarten Ortschaften, da finden sie Gesellschaft und Unterhaltung. Die „sehr artigen Beamten und Geistlichen" rechnen es sich natürlich zur Ehre an, die Mutter des berühmten Dichters zu sehen und zu hören, und sie wetteifern ihr zu gefallen. Und die Mutter selbst ist stolz darauf, wenn sie das Lob ihres Sohnes aus dem Munde seiner Bewunderer vernimmt. Es ist ihr wohl; nur das eine thut ihr leid, daß sie nicht noch häufiger diese Fahrten unternehmen und diesen Genuß haben kann; aber der Schwiegersohn schont bei schlechtem Wetter seine Chaise. Im Stillen freut sie sich freilich darüber, daß sie einen so „ökonomen" Schwiegersohn hat; sie ist ja selbst auch nicht weniger sparsam. Aber ihr zu lieb hätte er, der so wenig unterhaltend ist, doch öfter einspannen sollen, um ihr bei andern wenigstens Unterhaltung zu schaffen. Hatte sie ihm doch auch 50 Gulden an der Chaise bezahlt, wie wir aus einem undatierten Brieffragment an Luise sehen können. Da hätte der Herr Schwiegersohn doch etwas galanter gegen seine Frau Schwiegermutter sein dürfen! Aber diese redete ihm nicht darein, „melierte" sich in nichts und äußerte natürlich auch keinen Wunsch, wenn sie sah und merkte, daß es der Pfarrer nicht gerne thun würde.

Mitte November kehrte sie, wie bereits bemerkt, in ihre Leonberger Wohnung zurück. Auf der Rückreise machte sie einen Besuch auf der Solitude und auf dem Bergheimer Hof, der in der Nähe derselben liegt, bei Frau Notter. Diese, die Gattin eines früheren Offiziers und jetzigen Gutsbesitzers, war ihr Patenkind und erst seit kurzem verheiratet. Am 20. Juni 1799 hatte sie über dieselbe an den Sohn geschrieben: „Von der Fräulein von Naso, der ältesten, Caroline, habe vor 14 Tagen Briefe bekommen, wo sie mir als ihrer Pathin schreibt, daß sie eine Braut mit dem Leutenant Notter, den ich von der Solitude gut kenne. Sein Vater ist in Calw ein Millionär und auch sonst ein recht artiger,

schöner Mann, der noch ein vortreffliches Herz. Sie ist ganz glücklich. Sein Vater hat ihm gleich den Bergheimer Hof bei der Solitude gegeben, und wo er jährlich 1800 Gulden Bestand von den Bauern, wo der Schäfer, der uns so oft geführt, auch noch da. Es hat aber der junge Rotter schon dem Militär den Abschied gegeben und ist jetzt Herr vor sich. Die Fräulein läßt sich Ihm und der l. Lotte vielmals empfehlen." Von der Frau Rotter wurde sie sehr freundlich aufgenommen, zum Essen eingeladen und reich beschenkt. Sie „beschenkte mich mit einem großen Schmalzhafen von wenigstens 10 bis 12 Pfund, mit einer Gans nebst Haber, und 2 großen Ballen Butter, gedörrt Obst und sonst noch Sachen, die alle auf die Chaise geladen worden." So schreibt die Mutter Luise am 26. November 1800. Am 10. Dezember schreibt sie mit Bezugnahme auf den ersteren Brief: „Auch indessen schickte sie mir eine Tragent weißes Kraut und etliche Bouteillen alten Wein."

Auch dem Sohne machte die Mutter Mitteilung von ihrer Rückreise und ihrem Besuche bei Rotters. Am 24. November schrieb sie ihm: „Vor ungefähr 14 Tagen muß Er Briefe von Cleversulzbach erhalten haben. Nun bin ich wieder hier seit 8 Tagen. Das Tuch, wo hier folgt, lag 5 Wochen in Stuttgart, ohne daß ich Nachricht bekam, wo es ist, und es war meistens die Ursach, warum ich bälder hieher reiste, weil ich in Ängsten war verloren zu sein. Ich bin zum Lob Gottes so ziemlich wohl . . . . Gott gebe, daß Er und alle Seine Liebsten gesund sind. Hauptsächlich bin ich mehr in Sorg, weil der ungesunde Monat Ihm jedesmal zusetzte. In meiner Hieherreise, als ich auf Solitude kam, traf ich die Madame Rotter an, eine Tochter des Herrn Major von Naso, die älteste, Caroline, wo die l. Lotte immer lieb hatte und sie sich auch jedesmal nach Euch erkundigt. Sie machte eine sehr reiche Partie und lebt diesen Winter auf dem Hof bei Solitude, den ihr Schwiegervater vor 32000 fl. gekauft und seinem Sohn gegeben. Sonst aber haben sie ihr Logis in Ludwigs=

burg in dem Haus, wo Er, mein l. Sohn, war. Sie . . . bat mich schon zum voraus zur Gevatterin, weil ich auch ihr Pate wäre. Ich mußte 2 Tag bei ihr bleiben und alsdann (ließ sie mich) mit ihrem Gefährt hieher bringen, wo sie mich selbst begleitete und mit allerhand Sachen beschenkte. Ihre beiden Schwestern wohnen bei ihr auf dem Hof. Ihr Vater ist auch bei den Württembergern im Feld. Sie gab mir viele Empfehlungen an die l. Lotte auf." Am 10. Juni 1801 meldete sie sodann ihrer Schwiegertochter nach Weimar: „Die Madame Notter, gewesene Fräulein von Naso, liegt auch mit einem Buben in den Wochen. Sie hatte eine harte Geburt und mußte 14 Tage nachher sehr gepflegt werden, so geschwächt war sie. Sie empfiehlt sich Ihnen recht sehr und wünscht mit mir, daß Sie mit ihrer ganzen Familie nochmals eine Reise ins Württembergische machen möchten." Dieser „Bube", von dem hier die Rede ist, ist unzweifelhaft der nachherige Schriftsteller Friedrich Notter, geboren den 23. April 1801 in Ludwigsburg, gestorben 1884 in Stuttgart. Er konnte sich also rühmen, daß Schillers Mutter seine wie seiner Mutter Patin war.

Die Ruhe dieses Winters sollte für die Mutter etwas unliebsam unterbrochen werden. Es mußte nämlich ein Beibringensinventar ihrer Töchter aufgenommen werden und das bereitete ihr manchen Verdruß, da ihr Schwiegersohn Frankh, wie es scheint, nicht zufrieden war und auch seinem Unwillen Ausdruck gab. Am 28. Januar 1801 schrieb deshalb die Mutter an Luise: „Es soll jezt alles so geschrieben werden, wir Ihr es verlangt. Dein Mann hätte deswegen nicht aufgebracht werden sollen. Da wir aber den Fehler gemacht haben, es nicht gleich zu thun, das mich ewig reut, so lasse ich mir alles gefallen, da Dein l. Mann all sein Beibringen wohl aufgeschrieben wird haben. Da Du vielleicht auch nicht weißt, wie viel, so muß doch notwendig, wann eines vor dem andern stirbt, auch Dein Beibringen gefunden werden. Ich habe keinen Vorteil ja dabei. Seine Anverwandten könnten ja immer sagen, Du hättest gar nichts, wann nichts Schriftliches da war.

Der Feue will ich es wieder schreiben, mir ihr Beibringen alles schriftlich auch zu schicken. Allein da wird sie das Deinige auch verlangen, und da würde sie weit zu kurz kommen, weil sie nur alles ihre Aussteuer halb Dutzend und ein einziges Bett, keine Möbels, und ihre Kleider nebst 200 Gulden an Geld davor. Du sagtest in Deinem Brief, wie ich wissen könnte, was die Sache werth wäre, da ich nicht dabei. Ich weiß freilich alles, was ich Dir gegeben; thut, was ihr wollt, aber schlagt es selbst an neben Deinem eigenen Beibringen und schickt es schriftlich. O, l. Luise, glaube, daß ich nur mütterlich handle, und ihr werdet auch in Zukunft keinen Schaden von mir haben, nur muß ich auch nach meinen Pflichten handeln. Es machte mich schon lang unruhig, bis es eine Richtigkeit hat."

Als „Eigenthümliches" ihrer Tochter Luise bezeichnet die Mutter in einem Briefe an diese vom 9. Januar 1801 folgendes: „2 Ringe von Werth, andere Sachen von Silber, Nadelbüchsen und Fingerhut und derlei, Petschierstöckle. Kleider, die ihr eigen: 2 feine weiße, 2 zitzene, ein blau und weiß gestreift, ganz seidenes. Nebst allerhand Werktagskleidern. Zinngeschirr. Harten neuen Tisch und Kommod. Hundert Gulden Landschaft. Funfzig Gulden an der neuen Chaise bezahlt. Ein Silbermesser und Gabel und Löffel eigen." Die ganze Aussteuer kostete die Mutter nach ihrer eigenen Angabe tausend Gulden.

Mit diesen Sorgen für die Inventur-Aufnahme verging ein gutes Stück des Winters und nun wurden wieder neue Reisepläne geschmiedet. Am 23. März schrieb sie der Tochter wieder ausführlich darüber, wie und wann die Reise ausgeführt werden solle. Die Tochter holte sie darauf, wie es scheint, Ende April oder Anfangs Mai selbst ab. Es war dies der letzte Besuch der guten Mutter in gesunden Tagen und wir freuen uns daher, daß sie denselben, so viel wir wissen, bis in den September hinein ausdehnte. Am 30. Oktober 1801 meldete sie nämlich ihrem Sohne: „Nun bin ich schon über 6 Wochen

hier (in Leonberg), und weiß ich noch nicht, wann ich wieder hinreise; weil bis Martini ein neuer Beamter ins Schloß kommt, so möchte ich da bleiben, mein Logis zu behaupten, weil ich schon lange merkte, daß sie mich gern fort wünschten und schon von meinen Zimmern verlangten, weil sie glaubten, ich könnte beständig bei meiner Tochter bleiben. Aber deswegen muß ich immer eine Zeit lang hier sein; es liegt ja ein Dekret bei der Kanzlei, wo ich die Abschrift habe, daß ich, so lange ich lebe, unvertrieben bleibe, bis es die gnädigste Herrschaft selbsten brauche."

Die Sorge der Wittwe war indes überflüssig; der neue Verwalter und Rat Knapp war von anderer Seite darauf aufmerksam gemacht worden, es gehöre zu seiner Wohnung die „Speisekammer" der Frau Major Schiller. Er selbst hatte überhaupt davon nichts gewußt und bei seiner Ankunft in Leonberg stellte es sich sofort heraus, daß er durchaus nicht daran dachte, der Pensionärin ein Zimmer zu nehmen. Das Ganze beruhte auf einer böswilligen Mitteilung des abgehenden Probators d. h. Rechnungsrevidenten. Und so konnte auch am 12. Dezember 1801 die Mutter nach Cleversulzbach melden: „Die „Frau Räthin . . . und ihre Schwester besuchen mich alle Tage 2 bis 3 mal; er ist ein sehr höflicher und braver Mann. Sie sagte mir, sie hätte ja nichts von der Speiskammer gewußt, wenn es Herr Probator ihm nicht geschrieben, die gehöre auch ihnen. Als sie letzthin bei mir war, sagte ich ihr, Herr Rath möchte an den Herzog schreiben, daß sie den Platz alles brauchen, und wann mir der Herzog einen kleinen Hauszins gebe, wollte ich gleich fortziehen, wann ich ihm zur Last wäre; ich hätte diesen Winter so viel Holz gebraucht, um einen Hauszins zu bezahlen. Ich gebe nichts mehr ab, wann es mir von gnädigster Herrschaft nicht befohlen würde, weil ich es mir sonst von niemand nehmen lasse; es wäre ein guter Wille, daß ich die Stube abgegeben, von mir. Dann that sie sehr und bezeugte, ihr Mann würde es niemals an den Herzog schreiben. Sie haben mich sehr gern und ich sollte ruhig sein, ihm

wäre es sehr leid mich zu verlieren. Sie hätten Platz genug, viel mehr als in Hohenheim, und hätte ja ganz das Verhältnis nicht gewußt, wann es Probator ihm nicht geschrieben. Jetzt denke an die Bosheit!" Auch in ihrem Briefe an den Sohn vom 20. Dezember machte sie dieselbe Angabe und schrieb, daß Herr Rat Knapp viel „Achtung" für sie hätten und es gern geschehen ließen, daß sie das Zimmer behalte.

Also von dieser Seite war nichts zu befürchten. Der Herr Rat Knapp dachte auch nicht im entferntesten daran Schillers Mutter aus ihrer Wohnung vertreiben zu wollen; es wäre ihm auch nicht gelungen. Denn die Frau hätte sich auf ihr gutes Recht wohl mit bestem Erfolg gestützt. Die Gefahr lag aber anderswo; nicht von außen kam sie her, sondern von innen. Die Frau trug ihren Feind in sich selbst: ihr eigener Leib, von heftiger Krankheit erschüttert, zwang sie bald ihre Wohnung in Leonberg aufzugeben und für immer nach Cleversulzbach überzusiedeln.

Dem Ende zu.

In den ersten Tagen des November wurde die Frau von einem Unterleibsleiden heimgesucht, das sie anfangs nicht hoch anschlug. Sie schrieb die Krankheit einer „Erhitzung" zu und hoffte, daß das Übel sich wieder von selbst heben werde. Erst auf Anraten der „Frau Helferin" ließ sie einen Arzt, den Dr. Lechler, kommen. Dieser fand das Leiden sehr bedenklich und „sagte, es wäre eine Art Nachlaß der Natur und könnte sie zuletzt sehr entkräften". Auf dies hin schrieb sie an Luise am 8. November: „Nun will ich Deinen oder Deines l. Mannes Rath (hören), ob ich hier bleiben oder zu Euch kommen oder nach Stuttgart und etwas dort brauchen (soll), weil ich zur Noth bei Stolls von einem Stuttgarter Doktor etwas brauchen (könnte). Doch muß ich abwarten, was diese Medizin (Pillen) vor Wirkung macht. Es ist doch ein sonderbares Übel und doch, wann es lange anhalten

(würde), würde ich sehr geschwächt. Doch jetzt ist es noch ganz wenig, daß ich in meinen Kräften spüre, und kann alles thun, wie immer." Am 20. schrieb sie ihr wieder, es gehe ihr „zum Lob Gottes" besser, doch brauche sie den Dr. Lechler noch immer. Daneben teilte sie ihrer Tochter allerlei Stadtneuigkeiten von Leonberg mit — wahrlich der beste Beweis dafür, daß sie sich ziemlich wohl fühlte, sonst hätte sie davon wohl geschwiegen. Außerdem rühmte sie, wie viel Liebe ihr von überallher erwiesen werde, wie die Frauen sie besuchen und ihr Wein und Essen schicken. „Die Frauen besuchen mich alle Tag und schicken mir Essen, daß ich oft 2 bis 3 Schüsseln da stehen habe und Frau Helferin, die beträgt sich wie eine Tochter und kommt und schickt alle Tage. Von der Rathschreiberin habe ich immer Wein und Essen genug." So schrieb sie Luise schon am 13. November; in ihrem Briefe vom 12. Dezember wiederholt sie diese Angaben und fügt hinzu, daß sie auch von der Frau Pfarrer Enßlerin und der Frau Oberamtmännin besucht und beschenkt worden sei.

Aus diesen Berichten ersieht man, wie es die Leonberger Frauen zu schätzen wußten, daß die Mutter eines Schiller unter ihnen lebte. Auf der andern Seite findet man, wie sehr sich die Frau Major die Liebe und Anhänglichkeit derselben erworben hatte, und wie gern man sie überall sah und jetzt in ihrer Krankheit verpflegte.

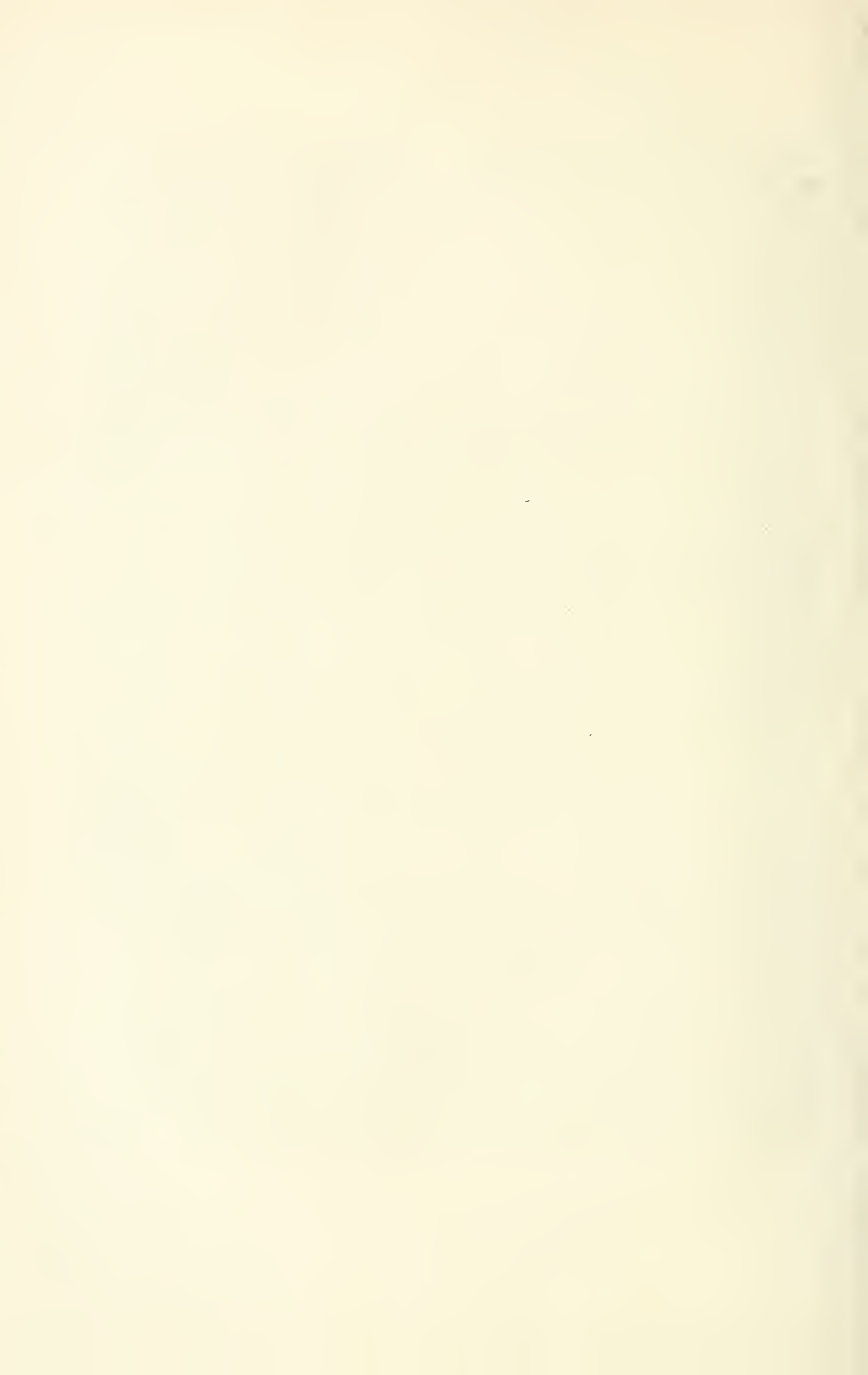
Und was that der Sohn auf die Nachricht von der Krankheit der Mutter? fragt man billigerweise. Nun, er erfuhr erst am 20. Dezember 1801 durch einen Brief der Mutter, wie es mit ihr stand. Zugleich teilte sie ihm mit, daß sie sich nach Stuttgart zu einer Kur begeben wolle.

Der Brief lautet:

„Gott gebe, daß bei ihm alles wohl ist, wie ich zu Gott hoffe. Schon über 3 Monat bin ich wieder hier in Leonberg und wäre viel länger bei Luise geblieben, wenn nicht eine Veränderung hier im Schloß vorgegangen, ein neuer Rath und Keller namens Knapp

[illegible]

Handschrift der Mutter Schillers.



schon an Michaele kommen sein, aber erst nach Martini ankam, mit seiner Familie. Ich sollte von meinen Zimmern abgeben, das mich sehr in Verlegenheit gesetzt, eine Speiskammer, die durch mein Nebenzimmer gehen müßte; da muß ich selbst hier sein, um mich zu wehren. Es sind aber sehr brave Leut und haben es gern geschehen lassen, daß ich's behalten, weil sie selbst einsehen, wie unangenehm es vor mich wäre, und ich komme recht gut mit ihnen aus. Sie haben auch viel Achtung vor mich. Aber, bester Sohn, ich bin schon gegen 2 Monate mit einem Übel befallen .... und es dauert schon bisher. Übrigens habe keine übrige Beschwerlichkeit dabei, ich brauchte gleich den hiesigen Praktikus Lechler, der sich schon besser verdient gemacht als Doktor Reinhardt. Er verschrieb mir anfangs Pillen nebst einem Trank, schon lange aber China-Pulver nebst dem Trank. Unerachtet ich kein Fieber und sunsten alle meine Geschäfte versehen; bis jetzt etliche Tag bekam ich etwas Kopfweh und im untern Leib und Kreuz ein Reißen (?). Der D. vermuthet, es könnte ein Gefäß verletzt sein, weil es so lange anhält; nun lassen mir meine Freunde keine Ruhe, mich nach zu Stuttgart zu nehmen und noch einen andern Doktor zu gebrauchen, und rathen mir HE. Dr. Jacobi, dem sie es schon sagten, und er will durchaus haben, ich soll nach Stuttgart kommen; ich logiere alsdann bei Hauptmann Stollen; die Jungfer und die Wittwe vom verstorbenen Leutenant Stoll sind beisammen. Sie wollen mich pflegen und alles anwenden, um mir angenehmen Aufenthalt zu machen, weil ich hier nicht bedient von einer Magd wäre, und bei Luise wäre kein Medikus, und ich könnte jetzt auch die Reise nicht dahin machen. Der guten Luise wird es freilich nicht angenehm sein, aber es ist jetzt nicht anderst zu machen .... Ich habe es der Fene auch geschrieben schon vor einem Monat; sie muß den Brief nicht bekommen haben, weil sie mir endisten (sonst) längst geschrieben, und noch nichts davon gewußt hat; ich schrieb ihr auch, sie sollte es ihn, l. Sohn, wissen lassen. Wann Er, bester Sohn, an mich schreibt, so werde ich vermuthlich in Stuttgart

bei HE. Hauptmann Stollen sein. Er schreibt sich, weil es der Herzog will, von Stoll, weil er den Verdienstorden hat. Der HE. D. Kapf war auch erst bei mir und bittet, ihn, l. Sohn, um das, was er ihm zugeschickt, es Jemand zur Recension zu schicken. Nebst seiner Empfehlung. Die liebsten Enkel werden doch wohl alle recht recht wohl sein. Gott erhalte Sie alle in bester Gesundheit; die Witterung war schon sehr lange ungesund; die entsetzlichen Winter kosten viel Holz, da es in Weimar sehr theuer ist. Nun will ich Ihn nimmer länger mit Lesen des Briefes bemühen. Der liebsten Lotte viele herzliche Grüße.

Ich bin und bleibe mit aller Liebe und bestem Dank vor alle Liebe meines besten Sohnes

die treueste Mutter S."

Bald darauf begab sich die Mutter zu Stolls nach Stuttgart in die Pflege Jacobis. Schon am 27. Dezember meldete sie ihrer Luise, sie sei schon seit dem 20. in Stuttgart. Freilich täuschte sie sie selbst in der Zeit; denn der eben mitgeteilte Brief an den Sohn ist noch von Leonberg aus eben am 20. geschrieben. Auf alle Fälle jedoch ist sie kurz nach dem 20. nach Stuttgart gekommen mit der Frau Leutenant Stoll, die sie selbst abholte. „Und im Stollischen Haus", schrieb sie an Luise, „erzeugt man mir sehr viel Liebe und Aufmerksamkeit, unerachtet sie sich wegen dem Platz genieren. Ich brauche den Herrn Hofmedikus Jacobi, der besucht mich alle Tage, aber seine Verordnung machte mir unbegreifliche Schmerzen bisher .... die ersten vier Tage waren die Schmerzen beinahe nicht zum Aushalten .... Jetzt aber ist es erträglicher und er verspricht mir, daß ich bald wieder hergestellt werde."

Übrigens mochte es gehen, wie es wollte, die Kranke war auf alles gefaßt. Wie in allen ihren Angelegenheiten, so suchte und fand sie auch in ihrem Leiden vollen Trost in ihrem Glauben. Sie hatte

die feste Überzeugung, daß alles von Gott komme. So schrieb sie am 14. Januar 1802 von Stuttgart aus nach Jena: „Gott wird es auch gut mit mir machen, wie es mir gut und seelig sein wird. Da ich so viel Gutes schon von seiner Gnade empfangen, Er wird mich auch in dem letzten nicht verlassen." So war sie auch getröstet, als die Krankheit immer heftiger wurde.

Der Herr Hofmedikus hatte sich nämlich ganz gewaltig getäuscht. Die Schmerzen der Frau Major nahmen immer zu, je mehr sie Pulver verschluckte oder Pillen einnahm. So schrieb sie am 14. Januar dem Sohne. Dieser hatte, wie es scheint, bisher keine Antwort gegeben, da die Mutter sich ja selbst aus der Krankheit nicht viel machte. Jetzt aber schrieb sie ihm: „Ich muß sagen, bester Sohn, daß ich mehr Vertrauen zu Hoven gehabt (hätte), aber da ich niemand in Ludwigsburg zu logieren, und er auch schon lange Zeit nimmer so freundschaftlich gegen uns" [die alte schon öfters gehörte Klage!] . . . Diese schmerzhaften Umstände machen mich zu allem untüchtig. Frage Er doch, l. Sohn, auch seinen Medikus! Wann ich nur von (den) großen Schmerzen befreit würde!" Darauf schickte der Sohn 25 Gulden „außergewöhnlich", wofür die Mutter am 1. Februar dankte. Schiller erwiderte am 5., wie wir aus seinem Kalender wissen, aber leider ist der Brief verloren gegangen. Doch wird der Verlust einigermaßen dadurch ersetzt, daß Schiller gleichzeitig an seinen Jugendfreund Wilhelm von Hoven in Ludwigsburg schrieb und ihn bat, seine Mutter in ärztliche Behandlung zu nehmen. Diesen Brief besitzen wir noch, und was Schiller an Hoven schrieb, in dessen Brief er den an seine Mutter einschloß, das wird er der Mutter mitgeteilt haben mit der Bemerkung, daß sie sicher auf Hoven rechnen könne. „Ich bin sehr bekümmert", schrieb er ihm am 4. Februar, „Lieber, wegen der Gesundheitsumstände meiner Mutter, die seit einiger Zeit ihr altes Übel, die Schmerzen im Unterleib, wieder empfindet und zugleich den eigenen Zufall hat, daß ihre Zeit wieder eingetreten ist. Sie wohnt in Stuttgart bei

Stolls, die sich ihrer sehr freundschaftlich annehmen, und Jacobi hat sie in der Kur, der sehr Sorgfalt gegen sie beweist. Ich weiß aber, daß sie zu Dir das größte Vertrauen hat, und wünschte daher, daß Du ihren Zustand sähest, und je nachdem Du sie findest, sie lieber in Ludwigsburg unterbringen möchtest, besonders da sie bei Stolls, die sehr enge wohnen, viele Ungelegenheit machen muß. In Ludwigsburg, dächte ich, müßte man schon eine passende Wohnung und Jemand zur Pflege für sie finden. Ich kann nicht eher ruhig sein, bis ich Deine Meinung über sie gehört habe; alles, was zu ihrer Erleichterung nöthig ist, geht auf meine Kosten und Cotta in Tübingen wird das Nöthige auf meine Rechnung vorschießen."

Des Sohnes Wunsch konnte leider nicht erfüllt werden. Dr. Jacobi empfahl der Kranken den Gebrauch von Bädern und so beschloß sie auf den Wunsch ihrer Tochter nach Cleversulzbach überzusiedeln, weil es ihr doch viel angenehmer war bei den Ihrigen als bei Fremden diese Bäder zu nehmen.

Über ihre Reise, über den neuen Arzt, der sie in Cleversulzbach behandelte, kurz über ihren damaligen Zustand schrieb sie am 20. Februar 1802 ausführlich ihrem Sohne. Es ist dies der letzte erhaltene Brief, den die treue Mutter nach Weimar sandte und den der Sohn als empfangen am 3. März in seinem Kalender verzeichnete. Am 29. März erhielt Schiller nach dem Kalender nochmals Nachricht von der Mutter, aber dieses Schreiben fehlt zur Zeit. Um so wertvoller ist uns der Brief vom 20. Februar. Es folgt deshalb hier fast in vollem Wortlaute: „Seinen l. Brief habe erst hier erhalten. Die gute Luise holte mich in Stuttgart den 11. Februar bei recht guter Witterung selbst in ihrem Gefährt ab. Sie sagte, daß sie keine Ruhe habe, mich bei Freunden krank zu wissen. Sie brachte auch Betten mit, wo ich recht gut verwahrt (war). In Heilbronn blieben wir über Nacht und den andern Tag kamen wir glücklich hier an, da schon ihr l. Mann mir seine

Studierstube ausgeräumt zu meiner Bequemlichkeit, daß ich jetzt alles beisammen habe, was ich mir zu meiner Zufriedenheit wünschen kann. Die gute Luise sorgt vor alle meine Umstände mir meine Beschwerden erträglich zu machen. Auch ihr l. Mann behilft sich wegen meiner und ich danke Gott tausendmal, daß ich bei den Meinigen sein darf. Die Stoll'schen erzeigten mir viel Freundschaft; allein ich muß wegen wenig Platz in einer kalten Kammer schlafen und Nachts einen langen Gang gehen . . . . . ., wo ich öfters zweimal aufstehen mußte, und ich wäre auch nicht zu ihnen (gegangen), weil ich ihren wenigen Platz wußte; aber wie Er selbst in dem Billette, wo ich eingeschlossen, sah, wie sehr sie es verlangen bei ihnen eine Kur zu gebrauchen, und ich habe sie alsdann auch gut belohnt. Ich hoffe, daß Er, bester Sohn, indessen einen Brief von Jacobi erhalten, wo er mir versprach, Ihm meine Umstände genau zu schreiben. Nun aber, als ich jetzt hier bin, und Jacobi, wie es geschehen, sehr froh war und mir selbst zusprach ein Bad bei meiner Tochter zu gebrauchen, daß ich bereits schon 6 gehabt im warmen Zimmer neben dem Bett, und so lange ich im Bad sitze, keine Schmerzen empfinde. Ich schrieb aber gleich, sobald als ich hier, an Jacobi, weil es immer 10—12 Tag ansteht, Antwort von ihm hier zu erhalten, ob ich nicht Herrn Dr. Hehl in Neuenstadt, das nur ³/₄ Stund, einstweilen zu mir bitten sollte nach mir zu sehen und alsdann ihm Bericht zu erstatten. Da ich aber den dritten Tag wegen größerer Schmerzen, mußte ich den Herrn Dr. Hehl zu mir bitten lassen, den Hofmedikus von Hoven wohl kannte, und als ich vor 1¹/₂ Jahren mit Luise . . . bei Hoven, so empfahl er ihr den Herrn Dr. Hehl, da er auch zugleich ein Geburtshelfer und sonst ein gescheidter Mann wäre. Er besuchte mich auch gleich und bedauerte, daß ich in sehr übeln Umständen, ... er konnte nichts thun als so viel möglich mir meine Schmerzen lindern. Er vermutete, wie ich wohl gemerkt, daß es bös= artig werden könnte. O Gott, wie erschrack ich und Luise wurde auch krank vor Schrecken, wo mir noch über alles ist. Gott schenke nur

ihr Gesundheit, und ihr Mann, wie Er leicht denken wird, ist auch in einer entsetzlichen Verlegenheit. O guter Gott, was vor eine so harte Prüfung vor mich, und was werde ich noch zu leiden haben! Doch ist mir dieses über alles, wann ich noch zum Schrecken anderer Menschen werden soll. Ich schrieb es auch Hoven, was Herr Dr. Hehl gefunden. Ach, bester Sohn, wie empört sich alles in mir, Ihm nur solche Nachricht zu geben! Gott wird Ihm Seine so große Liebe und Sorgfalt vor mich mit tausendfachem Segen belohnen; ach, so giebt es keinen Sohn in der Welt! Jetzt will ich auch die Nachricht von Herrn Hoven erwarten. Der guten l. Lotte und den l. Enkeln tausend Segenswünsche. Ihre Ihn ewig liebende und dankbare Mutter. Luise nebst ihrem Mann empfehlen sich herzlich.

Vielleicht vermutet es Hoven noch nicht so übel, weil der Dr. Hehl (als) ein sehr ängstlicher Mann bekannt ist. Hoven habe gebeten, Ihm, bester Sohn, gleich die Einsicht von meinem Brief zu schreiben, daß noch zu verbessern, da ich kein Fieber, auch der Puls sehr gut ist."

Schiller erwiderte auf diesen Brief, den er, wie schon erwähnt, am 3. März erhielt, gleich wieder am 6. März und zwar sandte er das Schreiben als Einschluß an Hoven. Daraus erkennen wir schon seine Ansicht. Er war nämlich mit der Übersiedelung nach Cleversulzbach nicht einverstanden. Er wünschte nach wie vor, daß die Mutter nach Ludwigsburg ziehe, um sich von Hoven behandeln zu lassen. Daher schrieb er auch gleichzeitig an Hoven, der ihm über der Mutter Zustand berichtet hatte: „Ich danke Dir herzlich, lieber theurer Freund, für Deine liebevollen Bemühungen wegen meiner Mutter, und so sehr mich auch Deine Nachricht von ihrem Zustand bekümmert, die sie mir nun selbst auch von Sulzbach aus bestätigt hat, so wird es mir doch zu großem Troste gereichen, wenn ich sie in Einer Stadt mit Dir weiß; denn unter den Umständen, worin sie sich befindet, würde sie bei meiner Schwester mehr Last erregen als Dienste empfangen können. Ich bitte Dich also aufs angelegentlichste,

sie nach Ludwigsburg bringen zu lassen und dort in einem schicklichen Ort ein Zimmer und Kammer für sie zu miethen, auch wird sie einer guten Person zur Wartung bedürfen. Sei dann so gütig den Anschlag zu machen, was dieses beides vierteljährig kosten kann, so will ich Herrn Cotta zur Bezahlung Anweisung geben. Da in ihrem Alter an eine Heilung dieses Übels nicht zu denken ist, so wird blos davon die Rede sein können, ihr die Schmerzen zu erleichtern . . . Dein und Deiner lieben Frau Antheil an ihrem Zustand wird ihr den Aufenthalt in Ludwigsburg sehr beruhigend machen, auch können ihre Freunde in Stuttgart und meine Schwester in Sulzbach sie dort zuweilen besuchen, weil sie dann in der Mitte von beiden Orten ist."

Wir sehen also: der Dichter war sich vollkommen klar über den Zustand seiner Mutter; er hatte nicht umsonst Medizin studiert und die Berichte seines Freundes Hoven hatten ihn über das bevorstehende Ereignis nicht im Zweifel gelassen.

Aber auch die Mutter fühlte, daß menschliche Hilfe umsonst sei; sie teilte dies ihrem Sohne in einem leider nicht mehr vorhandenen Briefe vom 29. März mit. Das gleiche schrieb sie auch ihrer bekümmerten Christophine am 2. April. „Ich schreibe Dir, Liebe", heißt es in diesem ihrem letzten erhaltenen Briefe, „nur um Dich mehr zu beruhigen; aber keine Besserung! Ich bin ja in einem Alter, wo ohnehin die Jahre nimmer lang dauern können, und wie viele Kinder haben ihre Eltern viel bälder verloren. Gott hat mich ja damals in einer so beschwerlichen Krankheit auch wieder noch so lang und gesund erhalten und mir die Gnade geschenkt, Euch, l. Kinder, im Ausland zu sehen, und mich vergnügt bei Euch sein lassen. O, wir versündigen uns, wenn wir zu viel von dem guten Gott verlangen! Inzwischen ist es edel von Euch, liebe Kinder, daß Ihr so viel Theil nehmt; nehmt's besonders an den großen Schmerzen, die ich leide! Allein Gott thut es ja und der wird auch kommen, wann die Noth am größten und die Ärzte nichts mehr wissen. Gräme Dein Leben und

Gesundheit nicht so ab! Es ist sträflich vor Gott, und es mir nichts hilft. Mir geht durchaus nichts ab; es wird mir alles gethan, wo ich unrecht handelte, wann ich es nicht mit tausend Dank erkennte. Auch Dein Hiersein, l. Tochter, würde kein Quentle von meinen Leiden vermindern können. Die Doktors geben sich alle Mühe, aber Gott hat es so beschlossen. Ich lege deswegen den Brief von Hoven an Herrn Dr. Hehl geschrieben bei; Du kannst ihn Fritz auch schicken, daß es nichts geholfen, wenn ich in Ludwigsburg dem l. Sohn noch viele Kosten gemacht, und wäre noch sehr geniert. Bei Luise kann und darf ich alles sagen, und Besuche wären mir die größte Last. Wenn mich nur die schmerzstillenden Mittel nicht verlassen, wie es etliche Tage scheint. Nun, Gott wird alsdann kommen, auch habe viel Gutes empfangen, und muß ich jetzt auch das Böse leiden." Am Tage nach dem Empfang dieses Briefes, am 9. April, schrieb Christophine ihrem Bruder, dem sie der Mutter Brief zusandte: „Wenn nur die entsetzlichen Schmerzen könnten gelindert werden, die mir in jedem Zug ihrer Hand fühlbar sind; und doch ist ihr Brief mit einer solchen Geistesstärke und Fassung geschrieben, daß ich ihn vorher abschreibe, ehe ich Dir ihn zuschicke. Ach, lieber Bruder, ich fürchte, es ist der letzte; denn ihre körperlichen Kräfte sind sehr erschöpft. Sie zwang sich, um uns nur in etwas zu beruhigen, die gute, zärtliche Mutter! Und ich soll so gar nichts für sie thun können, das ihre Leiden erleichtern kann? Der Gedanke verfolgt mich überall und scheucht jede Freude von mir."

Die gute Tochter wäre gerne an das Krankenlager der Mutter geeilt, um sie zu pflegen, wie früher den sterbenden Vater. Aber ihre Verhältnisse erlaubten es nicht. Der Sohn war jetzt auch zufrieden; er hoffte das Beste von der Geschicklichkeit des Dr. Hehl und von der Pflege seiner Schwester, und was er selbst thun und helfen konnte, das that er redlich. Am 10. April schrieb er deshalb seiner Schwester Luise: „In der traurigen Lage, worin sich unsere gute

Mutter befindet, ist es mir ein wahrer Trost, daß sie bei Dir und Deinem l. Manne eine so liebevolle Pflege findet. Anfangs fürchtete ich freilich, sie würde Euch bei einem engen Hauswesen zu viel Beschwerlichkeiten machen; aber Deine kindliche Liebe und die edle Denkart Deines Mannes haben diese Bedenklichkeiten überwunden, wofür ich Euch ewig danken werde. Und da auch der Arzt in Eurer Nähe ein so geschickter und gefälliger Mann ist, so ist keine Frage, daß die liebe leidende Mutter nirgends so gut aufgehoben sein kann, als bei Euch. Du wirst mir aber erlauben, l. Schwester, daß ich auch von meiner Seite etwas beitrage, Dir diese Beschwerlichkeit zu erleichtern; ich werde daher mit Cotta aus Tübingen die Übereinkunft treffen, daß er die liebe Mutter mit dem nöthigen Geld versorgt, um die außerordentlichen Ausgaben, die ihre Krankheit erfordert, gemächlich bestreiten zu können. Ich bin, nach dem letzten Brief der l. Mutter, doch etwas ruhiger über ihre Umstände, und halte es nicht für unmöglich, daß ihr Zustand erträglicher ist, als die Ärzte meinen. Haben wir doch bei ihr schon die Erfahrung gemacht, vor zwölf Jahren, als es so weit mit ihr gekommen war, wie ihre gute Natur sich auch aus den hoffnungslosesten Umständen helfen kann, also wollen wir auch jetzt nicht verzagen."

Indes täuschte sich der Sohn in seiner Erwartung; diesmal half die gute Natur der Mutter nicht durch. Vielmehr steigerten sich die Schmerzen bei der Kranken außerordentlich. Am 21. April schrieb Luise dem Bruder: „Seit 4 Tagen ist sie sehr krank und wird immer schwächer. Am Ostertag Nachts haben sich ihre Schmerzen sehr vermehrt, daß wir alle vor Jammer nicht wußten, was wir anfangen sollten. Gleich am anbrechenden Morgen ließen wir Herrn Doktor holen, der ihr noch Medizin verordnete, und kam indessen alle Wochen zweimal. Ach, die gute Mutter leidet entsetzlich. Ach Gott! das Herz zerspringt mir fast, wenn ich ihr Leiden so ansehe, und Niemand Linderung verschaffen kann, als nur auf eine kurze Zeit mit

Opium . . . Du glaubst gar nicht, l. Bruder, was mir das bei ihren vielen Leiden für ein Trost, daß ich sie selbst pflegen und ihr doch manchmal eine kleine Erleichterung verschaffen kann, und wie sie gegen Dich, l. Bruder, so dankbar ist, daß Du auch so viel für sie thust, und sie unterstützest; auch die l. Christophine nimmt so Antheil, auch Reinwald. Sie hat schon oft mit Thränen Gott gedankt, daß er ihr so gute Kinder gegeben und uns schon oft den Segen gewünscht. — Sie hat an Quartal Lichtmeß die Quittung an Cotta geschickt für die 30 fl., die er ihr immer gegeben, und er schickte außer den 30 fl. noch 20 fl. dazu, indem er wohl wußte, daß es Dein Wille wäre, weil die l. Mutter jetzt krank sei. Das ist aber jetzt der l. Mama sehr viel, indem sie doch gut auslangt mit dem, was sie Einkommen hat, und von Dir, l. Bruder, nicht so viel annehmen will, da Du gar zu viel an ihr thätest und jetzt selbst viel Ausgaben wegen Deinem neuen Hause hättest. — Sie dankt Dir tausendmal dafür und will nächstens den lieben Enkeln etwas schicken zum Andenken."

So schrieb Luise acht Tage vor dem Tode ihrer Mutter. Aber obwohl das Ende so nahe war, so ahnte sie wohl kaum, daß es so rasch gehen werde.

Tod und Erlösung.

Am 3. Mai empfing Schiller nach seinem Kalender den Brief seiner Schwester, in dem sie ihm den hoffnungslosen Zustand ihrer Mutter zu wissen that.

An demselben 3. Mai brachte aber bereits der schwäbische Merkur bezw. die schwäbische Chronik des Professor Elben in Stuttgart die Trauernachricht von dem am 29. April erfolgten Ableben der Frau Major. In dieser Anzeige, die vermutlich Pfarrer Frankh verfaßte, heißt es: „Cleversulzbach. Unsern Gönnern, Anverwandten und Freunden, sowohl in als außer Landes, ertheilen wir die traurige

Nachricht, daß unsere Mutter und Schwiegermutter, die verwittwete Major Schiller, eine geb. Kudweis (so!), heute Nachmittag um 2 Uhr von ihrem schmerzhaften Krankenlager durch einen sanften Tod aufgelöst worden ist. Für alle der Verstorbenen erwiesene Liebe und Freundschaft erstatten wir den verbindlichsten Dank und empfehlen uns in die Fortdauer derselben, unter Verbittung der Beileidsbezeugungen*). Den 29. April 1802. — Der Sohn Friedrich Schiller, Hofrat zu Weimar, mit seiner Gattin, geb. von Lengenfeld (so!), nebst drei Kindern; — Wilhelm Rheinwald (so!), Herzoglich Sachsen-Meiningischer Rath mit seiner Gattin, geb. Schiller; — M. Johann Gottlieb Franth, Pfarrer, mit seiner Gattin, geb. Schiller."

Schiller hatte von dieser Todesanzeige natürlich keine Ahnung, erfuhr wohl auch, wie es scheint, durch Cotta, der am 8. Mai auf der Reise nach Leipzig durch Weimar kam, nichts davon; aber den Tod seiner Mutter ahnte er doch ganz merkwürdigerweise, wie uns sein Antwortschreiben auf Luisens Brief zeigt, das am 10. Mai abging, ehe er noch die Todesbotschaft in Händen hatte. Da schrieb er nämlich der Schwester den wunderbar schönen Brief, der uns einen vollen Einblick in sein Inneres thun läßt. „Dein letzter Brief, liebste Schwester," heißt es darin, „läßt mich für unsere theure Mutter keine Hoffnung mehr fassen. Seit 14 Tagen schon habe ich der schmerzlichen Nachricht von ihrer Auflösung mit Furcht entgegen gesehen, und daß Du seitdem nicht geschrieben hast, ist mir eher ein Grund der Furcht, als der Beruhigung. Ach, unter den Umständen, worin sie sich befunden, war das Leben für sie kein Gewinn mehr; ein schneller und sanfter Hingang war das Einzige, was man für sie wünschen und erflehen konnte. Aber schreibe mir, theure Schwester, wenn Du selbst Dich erst von diesen traurigen Tagen ein wenig erholt hast,

*) Es war damals allgemein Sitte sich Beileidsbezeugungen zu verbitten. In jeder Traueranzeige jener Zeit kann man dies finden.

schreibe mir ausführlich ihren Zustand und ihre Äußerungen in den letzten Stunden ihres Lebens. Es tröstet und beruhigt mich, mich mit ihr zu beschäftigen und mir das Bild der theuern Mutter lebendig zu erhalten.

Und so sind sie denn beide hingegangen, unsere theuern Eltern, und wir Drei sind nun allein übrig. Laß uns einander desto näher sein, gute Schwester, und glaube, daß Dein Bruder, auch von Dir und Deiner Schwester noch so weit getrennt, Euch Beide innig an seinem Herzen trägt, und Euch in allen Vorfällen des Lebens mit seiner brüderlichen Liebe herzlich entgegenkommen wird."

Am 11. Mai traf die Todesbotschaft in Weimar ein; durch zwei Briefe zugleich von Pfarrer Frankh und Christophine erfuhr der Sohn, daß die Mutter am 29. April gestorben sei. Dieser 29. April war für ihn ein gar wichtiger Tag. War er doch an diesem Tage in sein neues Haus gezogen! Was er längst sehnlich gewünscht hatte, war an diesem Tage in Erfüllung gegangen. Und nun hintendrein muß er erfahren, daß dieser Tag, der für ihn ein so fröhlicher war, eine solche Lücke in den Kreis seiner Lieben gerissen hatte, daß an ihm seine teure Mutter von hinnen geschieden war. Was mag diese Nachricht für Gefühle in dem Dichter erregt haben! „Man kann sich nicht erwehren, von einer solchen Verflechtung der Schicksale schmerzlich angegriffen zu werden", schrieb er am 12. Mai an Goethe. Und wie mag er sich gesehnt haben, Näheres über die letzten Stunden seiner Mutter zu erfahren! Am 19. Mai ließ ihm Luise einen ausführlichen Bericht darüber zugehen. „Sie verlor beinahe ganz das Bewußtsein", schrieb sie, „sprach allerlei in der Hitze, wollte immer zum Bette hinaus, daß wir nur an ihr zu trösten hatten. So wie sie aber zu sich selbst wieder kam, sprach sie von ihren l. Kindern und dankte Gott mit innigster Rührung vor diesen Trost im Tode. Ach, von Dir, l. Bruder, sprach sie oft und segnete alles mit so vieler Dankbarkeit gegen Dich, was Du je unternehmen würdest. Ich

mußte ihr Dein Medaillon-Portrait zwei Tage vor ihrem Ende holen, das drückte sie an ihr Herz und dankte Gott vor ihren l. Sohn .... In ihrem Glauben an Gott und ihren Erlöser blieb sie mit innigem Verlangen und mit einer Freudigkeit zu sterben, die über Alles geht! O, es ist lehrreich, am Sterbebett eines Christen zu stehen! .. Einen Tag vor ihrem Tod bekam sie ein Hüsteln, das nach und nach in das Todesröcheln sich verwandelte, und den letzten Tag kannte sie mich kaum noch, blieb ganz ruhig liegen und ließ sich das Bett nimmer machen. Endlich nach ein Uhr Nachmittag fing sie an zu ziehen und endigte ihr Leben ganz sanft."

Ausführlicher berichtete Luise ihrer Schwester Christophine über der Mutter Tod. Das Schreiben ist vom 14. Mai 1802. Darin lesen wir: „.... So ging es fort, daß sie immer schwächer wurde, und .... im Bette sich nicht mehr bewegen konnte .... — Endlich den letzten Tag winkte sie mir mit der Hand, man sollte es gehen lassen, da sahen wir wohl, daß es sehr nahe an ihrer Auflösung war. Wir beteten immer vor ihr und sie betete in der Stille nach und in ihren Zügen sah man die innigste Freudigkeit, daß sie nun fühlte ihren Kampf bald vollendet zu haben und zu ihrem Erlöser aufgenommen zu werden, dem sie sich inbrünstig übergab, bis dann zusehends ihr Geist sich von ihrem Leibe trennte, und nur noch einige Verziehung im Gesichte — so war sie eingeschlafen — Denke Dir, liebe Fene, was ich dabei empfand!"

Am 23. Mai dankte Schiller seinem Schwager Frankh für alle die Liebe, die er seiner Mutter zumal in ihrer letzten Zeit erwiesen habe. „Wahrlich sie verdiente es liebende und dankbare Kinder zu haben, denn sie war selbst eine gute Tochter für ihre leidenden und hilfsbedürftigen Eltern, und die kindliche Sorgfalt, die sie selbst gegen die letztern bewies, verdient es wohl, daß sie von uns ein Gleiches erfuhr."

Wahrlich mit diesen schönen Worten setzte der treue Sohn sich

und seiner Mutter das schönste Denkmal! Wie pietätvoll er war, sehen wir aus dem weiteren Inhalt des Schreibens. Er wünschte nämlich von den „Effekten" der Mutter, wenn anders dieselbe „keine anderweitigen Dispositionen" getroffen habe, wo möglich etwas, das ihm ein bleibendes Andenken an die Verewigte sein könne, zu erhalten. Die Sache brauche sonst keinen Wert zu haben, als daß ihm dadurch ihr Andenken erneuert werde. Sodann bestimmte er noch ausdrücklich, daß der Betrag der Doktor= und Apothekerrechnung nicht von der ganzen Erbschaftsmasse, sondern bloß von seinem Anteil abgezogen werde; denn er habe dafür schon eine Summe bestimmt gehabt und rechne diesen Artikel zu denjenigen, welche er sich gleich Anfangs zur Pflicht gemacht habe.

Schon früher hatte er urkundlich auf die Verlassenschaft seines Vaters förmlich verzichtet und alle Rechte daran seiner Mutter abgetreten.

Das Andenken, das der Dichter auf seinen Wunsch empfing, war ein „goldener Kugelring." Im übrigen teilte er sich mit seinen zwei Schwestern in die Hinterlassenschaft.

Doch wir müssen uns nochmals zurück nach Cleversulzbach wenden.

Wie Schillers Mutter jederzeit eine treu besorgte Hausfrau war, so hatte sie auch für den Fall ihres Ablebens bestimmte Anordnungen getroffen. Etwa acht Tage vor ihrem Tode nahm sie von Luise Abschied, gab ihr verschiedene Aufträge, besprach mit ihr sogar Kleinigkeiten und bestimmte noch genau, wie sie ihre Kleider in der Familie und unter die Mägde verteilen sollte, was die Enkel erhalten sollten ꝛc.

Ihr sterbliche Hülle wurde „mit aller möglichen Ehre und Ehrerbietung, die je das Dorf vermochte," auf dem kleinen Cleversulzbacher Friedhof zur letzten Ruhe gebettet. Das Grab liegt ganz nahe beim Pfarrgarten, so daß Luise „alle Augenblicke ihren Grabhügel sehen" konnte. Das war der liebenden Tochter eine besondere Beruhigung, ihre Mutter auch im Tode sich so nahe zu wissen. Es ging ihr daher sehr hart von Cleversulzbach zu scheiden, als ihr Mann im Jahre

1805, kurz vor Schillers Tode, als Stadtpfarrer nach Möckmühl befördert wurde. Jetzt mußte sie Fremden die Pflege des Grabes überlassen, und diese hatten nicht das Interesse dafür wie die Tochter. Bald bezeichnete nur noch ein Baum die Stätte, wo die Mutter des großen Dichters ruhte, der ihr ja selbst bald im Tode nachfolgte.

Da, im Jahr 1834, kam der Dichter Eduard Mörike als Pfarrer nach Cleversulzbach und zeigte großes Interesse für das Grab. Wie er dasselbe fand, hat er uns in folgendem schönen Gedichte geschildert, dem er die Überschrift gab:

Auf das Grab von Schillers Mutter.

Nach der Seite des Dorfs, wo jener alternde Zaun dort
Ländliche Gräber umschließt, wall ich in Einsamkeit oft.
Sieh den gesunkenen Hügel! Es kennen wenige Greise
Kaum ihn noch und es ahnt niemand ein Heiligtum hier.
Jegliche Zierde fehlt und jedes deutende Zeichen;
Dürftig breitet ein Baum schützende Arme umher.
Wilde Rose! Dich find ich allein statt anderer Blumen,
Ja beschäme sie nur, brich als ein Wunder hervor!
Tausendblättrig eröffne dein Herz! Entzünde dich herrlich
Am begeisternden Duft, den aus der Tiefe du ziehst!
Eines Unsterblichen Mutter liegt hier bestattet; es richten
Deutschlands Männer und Frauen eben den Marmor ihm auf.

Aber Mörike begnügte sich nicht das Grab durch die Dichtung verewigt zu haben. Er schuf selbst auch ein „deutendes Zeichen" und zwar mit eigener Hand. In einem Winkel des Kirchhofs fand er nämlich ein großes Steinkreuz stehen, das in früherer Zeit, soweit er aus den verwitterten Zeichen ersehen konnte, für die Frau eines Geistlichen errichtet war. Dieses Kreuz schien ihm für seinen Zweck geeignet und er machte daher seinem Pfarrgemeinderat von seinem Vorhaben pflichtschuldigst Anzeige, „welches auch keinen Widerspruch erfuhr". Dann grub er mit kunstfertiger Hand die vielsagenden Worte darauf:

„Schillers Mutter.“ In einem Briefe an Hermann Kurz vom 30. Juni 1837, in dem er diesen Vorgang dem Freunde meldete, schrieb er, es sei ihm so gut geraten, daß jeder Steinmetz mit Vergnügen sich zu dieser Arbeit bekennen würde. Bei gelegener Zeit ließ er dann das Kreuz auf das Grab setzen, das es noch heute schmückt.

Mörike ahnte damals wohl kaum, daß er wenige Jahre nachher — es war im April 1841 — seine eigene Mutter, die nebst seiner Schwester bei ihm wohnte, neben der Schillers zur Erde bestatten würde.

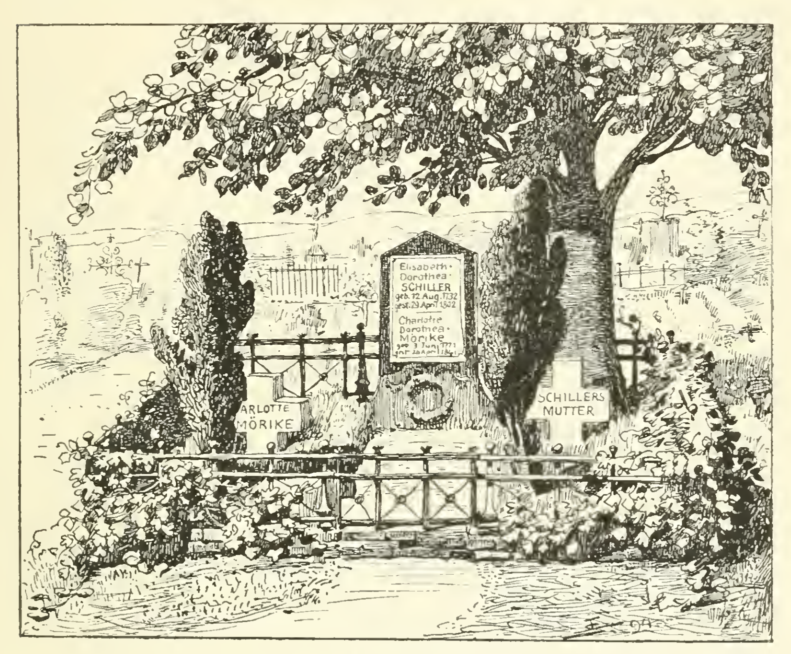
So ruhen sie denn nebeneinander, die beiden Dichtermütter, die in ihrem Erdenwallen einander fremd und unbekannt geblieben waren, in friedlichem Schlummer vereinigt.

Die Totenfeiern auf dem Friedhofe zu Cleversulzbach am 10. November 1859 und am 9. Mai 1885.

Am 10. November 1859, als überall in deutschen Landen der hundertjährige Geburtstag Schillers unter großem Jubel gefeiert wurde, da gedachte man auch seiner Mutter. Edle Frauen schmückten ihr Grab, das an diesem Tag von der Gemeinde Cleversulzbach dem Schillerverein in Marbach als Eigentum überlassen wurde, mit Blumen und zierten das Kreuz mit einem Lorbeerkranze. „Zu derselben Stunde, in welcher die großen Städte durch ihre Festzüge in Glanz und Pracht dem Gefeierten ihre Huldigungen darbrachten, umstanden wenige Verehrer das Grab seiner Mutter und pflanzten in aller Stille eine Linde darauf; ganz im Stillen hat ja auch die Mutter, so lange sie lebte, nicht wenig zu den großen Erfolgen ihres Sohnes beigetragen.“

Eine größere, erhebendere Feier fand am Samstag, dem 9. Mai, dem Todestage Schillers, im Jahre 1885 an den beiden Gräbern statt. Zufolge nämlich einer im Mai 1883 von einer Anzahl Gesinnungsgenossen aus Cleversulzbach, Neuenstadt, Heilbronn und Stuttgart ein-

geleiteten Sammlung war es möglich geworden, die Gräber — auch das Grab von Mörikes Mutter schmückt ein Steinkreuz von gleicher Form, wie das auf dem Grabe der Frau Major Schiller, mit der Inschrift „Charlotte Mörike“ — mit einem schmiedeeisernen Gitter einzufassen und die Stirnseite des nunmehr Eine Stätte bildenden



Grabstätte.

Platzes durch einen Denkstein, in den eine Marmorplatte eingelassen ist, hervorzuheben. Das einfache, aber würdige Denkmal ist nach einem Entwurfe des Münsterbaumeisters Professor Beyer in Ulm ausgeführt.

Zu dem Feste war eine große Anzahl von Freunden von Schillers und Mörikes Muse von nah und fern herbeigeeilt. Von Schiller'scher Seite waren anwesend die Enkelin und Urenkelin der Schwester Schillers, Frau und Fräulein Krieger von Möckmühl, von Mörike'scher Seite

der Bruder Ludwig aus München und die Schwester Klara. Besonders zahlreich waren die Teilnehmer aus Heilbronn, Neuenstadt und der Umgegend. Die Cleversulzbacher hatten sich, alt und jung, in sonntäglichem Anzug auf dem Friedhofe versammelt, vor dem eine mit Laubgewinden geschmückte Ehrenpforte aufgebaut war. Von Gerlingen, wo der alte Major Schiller und Nanette begraben liegen, war in der Frühe als Gruß ein Epheuzweig angekommen.

Die Feier wurde kurz nach 2 Uhr mit dem Liede „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre" eröffnet, worauf Rektor Dr. Pressel von Heilbronn, der für die Feier die Schrift „Das Pfarrhaus in Cleversulzbach vor 50 und mehr Jahren" verfaßt hatte, die Weihrede hielt. Er ließ in kurzen, treffenden Zügen die letzten Lebensjahre von Schillers Mutter vor den Augen der Festteilnehmer vorüberziehen, schilderte ihren letzten Aufenthalt und ihren Tod in Cleversulzbach. Darauf gedachte er Mörikes Thätigkeit an der Seite seiner Mutter und Schwester und erinnerte an die schwere Trauer, die über den Dichter kam, als er seine geliebte Mutter zur letzten Ruhe bestatten mußte. Der Redner schloß mit einem warmen Zuruf an die Gemeinde Cleversulzbach und an das ganze deutsche Volk. Er sagte: „Wir stehen an einer Stätte des Todes; sagen wir besser: an einer Stätte des Lebens! Wozu Vergängliches erhalten? Wozu Staub und Moder schmücken? Du, Gemeinde, der diese Gräber anvertraut sind, lasse sie Dir eine Stimme vom Himmel sein: Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben, von nun an. Ja der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, denn ihre Werke folgen ihnen nach. Du Volk, dem die Heroen angehören, welche segnend, wie wir freudig glauben, auf diese Stunde herniederschauen, laß uns nicht aufhören, ihr Gedächtnis zu ehren, und nicht ruhen, ihr Vermächtnis zu erfüllen". Darauf legte der Vorstand des Marbacher Schillervereins, Stadtschultheiß Haffner, an dem gemeinsamen Grabe einen Kranz nieder als Gruß der Wiege Schillers. Und nun trug Karl Weitbrecht folgendes Gedicht vor:

Wir kamen schüchtern mit dem ersten Grün,
Wir stören nicht die erdgeborgene Ruh'
Heil'ger Gebeine. Wir verehren nur,
Hier, wo die Asche blüht, die ewige Kraft,
Die sich das Sterbliche zur Werkstatt wählt,
Darin zu bilden, was unsterblich lebt.
Du stiller Boden, keimerfüllte Scholle,
Du weißt nicht, was Du schweigend einst empfingst,
Als von dem Turme dort die Glocke klang!
Ihr heiligen Leiber, still hier eingesenkt:
Als eure Jugendkraft die Söhne trug
Und nährte aus des eig'nen Lebens Quell —
Hat euch ein Ton durchbebt, ein Vorklang nur
Von jenem vollen Wohllaut, dessen Macht
Aus eurer Söhne Mund die Welt bezwang
Und Geister nährt mit Schönheit für und für?
Still, Freunde, still! Hier ist ein Fragen schon,
Ein Ahnen schon verwegen. Laßt uns geh'n!
Wenn zwischen Traum und Wachen uns vielleicht
Einmal ein ferner Klang das Ohr berührt,
Daß wir empor uns richten in der Nacht
Und nach den Sternen schau'n, als ob von dort,
Vom Weltgeheimnis etwas nach uns riefe:
Dann ist's ein Hauch von dem, was Erd' und Himmel
Sich über diesen Gräbern leis' vertrau'n.

Jetzt stimmte der Neuenstadter „Liederkranz" an: „O Schutzgeist alles Schönen" und „Regst Du, o Lenz" und mittlerweile füllten sich die Kreuze mit Kränzen von Kindern und Jungfrauen. Zuletzt sprach der stellvertretende Ortsgeistliche den Dank der Gemeinde für das Denkmal aus.

Es mag schon manche Schillerfeier glänzender begangen worden sein, aber herzlicher, andächtiger gewiß noch keine. Über Gräbern „Regst Du, o Lenz" zu hören, ist schon ergreifend genug, aber rührender noch zum Kultus des Genius eine Landgemeinde versammelt zu sehen. Es war, als ob das Dorf eine Familientrauer begehe. Wohin das Auge auf dem Kirchhofe schaute, war Grab um Grab bekränzt.

Und woher rührte diese Teilnahme in dem kleinen Landorte? Die

beiden Frauen standen offenbar in gutem Andenken in der Gemeinde. Mörikes Mutter hatte noch mancher Einwohner persönlich gekannt und die Erinnerung an die Frau Majorin als eine brave, fromme Frau, als die Mutter des großen Dichters, pflanzte sich mündlich von Geschlecht zu Geschlecht fort. Aus dem Jahre 1839 ist uns aus Cleversulzbach noch die Notiz überliefert: „Ältere Bewohner erinnern sich ihrer noch als einer lebhaften, munteren, leutseligen Frau". Durch die Teilnahme der Cleversulzbacher Gemeinde an dieser Totenfeier ist die Wahrheit dieses Wortes aufs schönste bestätigt worden.

Rückblick.

Der Einfluß der Mutter auf den Dichter-Sohn, hören wir den Leser fragen, der ist ja gar nicht besonders hervorgehoben, ist überhaupt nicht vorhanden. Als ob gar der dichterische Geist von der Mutter ausgegangen sein müßte! Als ob ein Dichter notwendig auch eine dichterisch begabte Mutter gehabt haben müßte! Oder wäre am Ende sonst Schiller nicht Schiller geworden? Das kommt uns gerade so vor, wie wenn etwa ein hervorragender Arzt — der Vergleich liegt nahe, da ja Schiller selbst diese Laufbahn einschlagen sollte — eine besonders gern mit der Heilkunde sich beschäftigende Mutter haben müßte! Oder etwa ein großer Philosoph eine zur Philosophie hinneigende Mutter u. s. w. Die Dichtergabe ist eben eine besondere Gottesgabe, die nicht jedem verliehen ist.

Die Gaben und Anlagen der Mutter und des Vaters stehen nicht immer in erkennbarem Zusammenhang mit den geistigen Fähigkeiten der Kinder; es läßt sich häufig ein solcher Zusammenhang überhaupt gar nicht nachweisen. Daß hervorragende Eigenschaften der Eltern im Guten wie im Bösen häufig auf die Kinder übergehen, so gut wie kleinere Schwächen und Vorzüge oder etwa auch körperliche Eigenschaften, ist zweifellos. Aber ebenso häufig ist es auch, daß keine Spur von einer solchen Vererbung zu treffen ist. Häufig erkennt man in

den Kindern die Eltern nicht mehr. Hier wie dort stehen wir vor einem Geheimnis, in das wir nicht einzudringen vermögen. Aber so allbekannt auch diese Thatsache ist, so glaubt man doch häufig, daß zumal bei der Mutter eines hervorragenden Menschen unbedingt ein solcher Zusammenhang vorhanden sein müsse. Der Einfluß der Mutter auf das Kind ist ja zweifellos immer vorhanden und auch größer und bedeutender, als der des Vaters. Aber er ist doch nicht greifbar und darum nicht darstellbar, wie K. Heinemann in seiner Biographie von Goethes Mutter sagt: „Es sind überaus zarte, oft kaum erkennbare, aber darum nicht weniger feste Fäden, die sich leise und unmerklich um das Herz der Mutter und des Kindes spinnen. Ehe die Erziehung anfängt, ehe der Verstand zu reifen beginnt, ergießt sich von hier schon ein ununterbrochener Strom von unsichtbaren Einflüssen, deren Wirkungen als angeboren, nicht anerzogen erscheinen."

Was sich nachweisen läßt, sind meist nur allgemeine menschliche Eigenschaften. Und was man gerne bei den Eltern schon finden möchte, wie etwa hervorragende Begabung für irgend ein geistiges Gebiet, oder irgend eine andere Fähigkeit, oder auch nur eine gewisse Neigung dazu, das ist häufig einfach unmöglich.

Wir wissen so ganz wohl, wie gerade Schiller im Äußerlichen ganz ein Kind seiner Mutter war, während er von seinem Vater fast nichts an sich hatte. Der Mutter glich er „nach dem übereinstimmenden Urteil aller Zeitgenossen im Innern und im Äußern bis aufs Haar." Von der Mutter hatte er die hohe, schlanke Statur mit dem langen Hals, von ihr die breite Stirn, das hellblonde, rötliche Haar. Auch die Sommersprossen der Mutter fehlten bei dem Sohne nicht. Ebenso war die entzündliche Erregbarkeit der Augen von der Mutter auf den Sohn übergegangen.

Von geistigen Eigenschaften hatte der Sohn von der Mutter die große Pünklichkeit und Sorgfalt im häuslichen, wirtschaftlichen Dingen ererbt.

Dahin gehört auch die Liebe zur Sparsamkeit, die die Mutter so sehr auszeichnete. Doch bewegte sich diese Sparsamkeit stets innerhalb der richtigen Grenzen, sie artete nie in Geiz aus, eine Gefahr, die so nahe liegt. Überhaupt war die Mutter nur an ihrer eigenen Person sparsam und völlig anspruchslos. Andern, besonders Fremden, gegenüber war sie vielmehr freigebig. Wir erinnern nur an Scharffenstein, den Begleiter des Dichters auf seinen Besuchen auf der Solitude.

Diese Freigebigkeit übte Frau Schiller sicher auch gegen Arme und Bedürftige, wenn wir auch keine einzelnen Fälle aufzählen können. Sie handelte eben nach dem christlichen Grundsatz: „Laß Deine Rechte nicht wissen, was Deine Linke thut.

Diesen selben Zug der Wohlthätigkeit finden wir wiederum bei dem Sohne in hohem Maße, wie erst neuerdings wieder aus den Schätzen des Weimarer Schillerarchivs bekannt wurde. Ebenso besaß die Mutter bei aller Offenheit und Geradheit eine gewisse natürliche Klugheit, wie wir in ihrem Benehmen ihren Schwiegersöhnen und ihrer Schwiegertochter gegenüber und in andern Fällen klar gesehen haben, und wie auch der Vorfall bei dem Besuche Schubarts auf dem Asperg zeigt. Auch dem Sohne war diese Klugheit angeboren, freilich war es nicht „die unter einem Mantel von Gemütlichkeit unergründliche Schlauheit der Schwaben", wie Hermann Grimm sagt. Auch ein hoher Grad von Beredsamkeit war der Mutter eigen, wie uns ja alle ihre Briefe zeigen. Der Sohn war nicht minder beredt, so daß Hermann Grimm sich sogar zu der Äußerung versteigt: „Schiller würde, wenn er heute lebte, keinen seiner Gegner im Reichstage aufkommen lassen und ihnen da bald die Lust vergangen sein mit ihm anzubinden."

Diese Beredsamkeit war aber kein leeres Geschwätz, sie war aufs engste verbunden mit der energischen Zähigkeit, mit der die Mutter an allem, was sie auszuführen für gut fand, fest hielt. Das zeigte sich am besten bei der Erziehung ihrer Kinder. Da mußte sie freilich

oft alle ihre Beredsamkeit aufbieten, um den Vater für ihre Pläne zu gewinnen und ihn von der Richtigkeit derselben zu überzeugen. Wie sehr dem Sohne die Energie und Beharrlichkeit innewohnte, das brauchen wir nicht besonders zu erörtern. Wir wollen nur daran erinnern, wie schon in der Jugendzeit diese Energie es war, die ihn zur Flucht aus der Heimat trieb.

Auch den Patriotismus und die Anhänglichkeit an das angestammte Fürstenhaus teilt die Mutter, natürlich noch viel mehr der Vater, mit dem Sohne.

All diesen Eigenschaften lag eine tiefe Religiosität und Sittlichkeit zu Grunde, die wir bei dem Sohne ebenso, wenn auch in anderer Form, wieder finden, wie bei der Mutter.

So sind also gar manche Vorzüge, die den großen Sohn zierten, bei dessen Mutter anzutreffen. Freilich seine glänzendste Eigenschaft, seine Dichtergabe, ist bei der Mutter nicht zu finden, höchstens eine gewisse Neigung zur Lektüre dichterischer Werke.

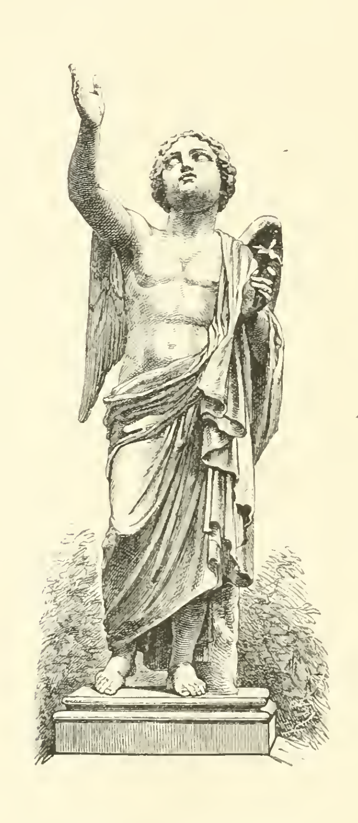
Was sie selbst im höchsten Grade besaß, das waren die Vorzüge der Mutter und Hausfrau, wodurch sie den Ihrigen allen ein leuchtendes Vorbild wurde.

Die Herausgeber der „Beziehungen", Schillers Tochter Emilie und Alfred von Wolzogen, rühmen ihr mit Recht nach, daß sie zwar keine Bildung in unserem Sinne hatte, daß sie aber mehr besaß als diesen äußerlichen Schliff. „Die beste Gottesgabe war ihr Erbteil: eine ächt menschliche, reine, edle Natur und das festeste Gottvertrauen, womit sie die schweren Prüfungen ihres Lebens siegreich bestanden und ihren Kindern die wertvollste Mitgift verliehen hat; denn in ihnen allen fand sich fortgesetzt, was die Mutter am meisten ausgezeichnet hatte."

Wie schön in den „Beziehungen" die Vorzüge der Mutter gegenüber dem Vater gekennzeichnet sind, haben wir oben (S. 108) gesehen. Das Urteil daselbst ist, wie auch das eben erwähnte, um so bedeutungsvoller und wichtiger, da es von den Verwandten der Frau Major

ausgeht und nun auch durch das neu aufgefundene Material vollauf bestätigt wird. So hat also Scharffenstein mit seinem Urteil ganz recht gehabt.

Sein Lob ist das höchste, das einer Frau gespendet werden kann. Wir haben das Wort dem Buche als Motto vorgesetzt, es möge auch den Schluß bilden: „Nie habe ich ein besseres Mutterherz, ein trefflicheres, häuslicheres, weiblicheres Weib gekannt."



Quellen und Nachweise.

Verzeichnis der Abkürzungen.

Archiv = Archiv für Litteraturgeschichte, herausgegeben von Dr. R. Gosche und vom 3. Band an von Dr. Fr. Schnorr von Carolsfeld.

Beziehungen, Bez. = Schillers Beziehungen zu Eltern, Geschwistern und der Familie von Wolzogen. Stuttgart, Cotta, 1859.

Christophine = Schillers Briefwechsel mit seiner Schwester Christophine und seinem Schwager Reinwald, herausgegeben von W. v. Maltzahn, Leipzig 1875.

Dresdener Schiller-Album = Schiller-Album der Allgemeinen deutschen Nationallotterie zum Besten der Schiller- und Tiedge-Stiftungen. Dresden 1861.

Düntzer = Schillers Leben von Heinrich Düntzer, Leipzig, 1881.

Hoven = Fr. Wilh. von Hovens Autobiographie. Nürnberg 1840.

M. A. = Marbacher Schillerarchiv.

Minor = Schiller. Sein Leben und seine Werke, dargestellt von J. Minor. Berlin 1890, Bd. I u. II.

Schillers Kalender = Schillers Calender. Nach dem im Jahre 1865 erschienenen Text ergänzt und bearbeitet von Dr. Ernst Müller. Stuttgart, 1893.

W. A. = Weimarer Goethe- und Schiller-Archiv.

Weltrich = Friedrich Schiller. Geschichte seines Lebens und Charakteristik seiner Werke von R. Weltrich. I. u. II. Lieferung, Stuttgart 1885 und 1889.

Wurzbach = C. Wurzbach von Tannenberg, das Schillerbuch, Festgabe zur ersten Säkularfeier von Schillers Geburt. Wien 1859.

I. Briefe von Schillers Mutter.

a. Gedruckte.

1) 29 (30) Briefe an ihre Kinder 1783—1802 in den Beziehungen S. 161 ff. Die Originale befinden sich zumeist im W. A.

2) 1 Brief an den Sohn, genau in der Original-Schreibweise vom 16. Febr. 1797 im Dresdener Schilleralbum S. 37.

3) 1 Brief an Reinwald in der Deutschen Rundschau 1878, XIV. Bd., S. 482. Ebenfalls in der Original-Schreibweise.

b. Zum Teil gedruckte (in der besonderen Beilage des Staatsanzeigers für Württemberg 1893 Nr. 16 ff.).

1) 1 Brief an Frau Regine Stolpp Buchbinderin in Marbach, vom 6. Aug. 1780.
2) 1 Brief an Christophine Reinwald vom 22. Oktober 1796.
3) 19 Briefe an Luise Frankh und zwar:
1799: 25. Oktober, 9. Dezember.
1800: undatiert aus dem Januar, 31. März, 16. April, 26. November, 10. Dezember.
1801: 9. und 28. Januar, 14. und 23. März, 4. 8. 13. (?) und 20. November, 12. und 27. Dezember.
1802: 17. Januar. — Dazu ein undatiertes Bruchstück.

c. Bisher ungedruckte.

Folgende, chronologisch geordnete, im Schillerarchiv in Weimar befindliche Briefe an den Sohn, die Schwiegertochter und Tochter Luise. Die in Klammern beigefügten Zahlen sind die in Schillers Kalender verzeichneten Empfangsdaten der Briefe. Bei undatierten Briefen ist der Anfang derselben beigesetzt.
1793: 18. August an Lotte.
1794: undatiert, aber wohl vor Weihnachten an den Sohn geschrieben: „Lieber Sohn, indessen wird Er schon lange Briefe von uns bekommen haben rc.“ Ferner 2 undatierte an Lotte, 4 Seiten Sedez: „Daß Sie, liebe Lotte, immer noch so wohl mit der Christine zufrieden rc.“ 6 (8) Seiten Sedez: „Liebe Lotte, Wir sind alle herzlich erfreut worden durch“ rc.
1795: 30. März an den Sohn; 28. Juli (3. August) an den Sohn. Gleichzeitig schrieb auch der Vater; vgl. Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte von Max Koch 1894 S. 216. Undatiert an den Sohn: „L. S., daß Seine Gesundheit diesen Sommer wieder so wankend rc.“
1796: 30. April an den Sohn; 21. Mai (1796?) an den Sohn; 11. Juni (1796?) desgl., undatiert aber wahrscheinlich vom 22. Juli desgl.: „Wir sind alle herzlich getröstet jetzt, da wir wissen rc.“; 6. August desgl., undatiert vom 28. August?: „L. S. Die gute Fene will haben, daß ich auch etliche Linien beifüge rc.“
1797: 30. Januar (6. Februar) an den Sohn; 4. (17.) April desgl.
1798: 16. Dezember an den Sohn; Bruchstück 1798? : „nach Leonberg ziehen, es ist ein sehr ungeräumter Weg von hier rc.“
1799: 20. Juni (Jone) an den Sohn; 24. November (1800?) desgl.; undatiert: „Das muß ich Ihm noch schreiben wegen Seiner Büste rc.“
1800: 31. Jaunar an den Sohn; 14. März ohne Jahresdatum an Luise; 29. April desgl.; 16. Mai an Lotte; 24. Juni an den Sohn; 5. (17.) November desgl.; 15. Dezember desgl.
1801: 28. Februar an den Sohn und Lotte; 10. Juni an Lotte; 9. Dezember an Luise; 20. Dezember an den Sohn; undatiert 4 Seiten Sedez: „Bester Sohn, herzlichen Dank vor Seinen l. Brief, so wenig ich es Ihm zumuten kann rc.“

1802: 14. (21.) Januar an den Sohn; 20. Februar (3. März) an denselben. Ferner undatiert, Bruchstück an den Sohn: 60 Gulden und schon etliche 100 von seinem Vermögen zusetzen mußte ꝛc."; an Lotte: „Ach wie werden Ihnen die l. Kinder so viele Freude machen ꝛc."; desgl. 1798 oder 1799?: „Nach dem Einkommen, wo ich habe, und der gute Gott schenkt mir Gesundheit ꝛc.

d. Ungedruckte.

5 ungedruckte Briefe der Mutter, davon 2 an den Sohn und 3 an Reinwalds gerichtet, sind in Börners Autographenkatalog nr. XLII (Leipzig 1886) verzeichnet. Die an den Sohn sind vom 10. (Kal. 18.) November 1799 und 20. Januar (1. Februar) 1802 datiert. Der erstere ist jetzt im Besitz von Herrn Alexander Meyer Cohn in Berlin (s. Schiller-Kalender S. IX). Die drei andern Briefe an Reinwalds sind vom 3. Februar, 1. März, je ohne Jahreszahl, und der dritte ganz undatiert. Was den Inhalt der Briefe anlangt, so schreibt — nach dem Kataloge — die Mutter in dem ersten an den Sohn über ihre geplante Übersiedlung zu ihrer Tochter Luise, in dem zweiten dankt sie dem Sohn für die Übersendung von 25 fl. Über den Inhalt der drei übrigen giebt der Katalog nichts an.

II. Die Bilder von Schillers Mutter.

1) Das jüngste der vorhandenen Bildnisse ist ein Ölgemälde in Besitze von Fräulein Kopprasch in Dresden. Wir teilen dasselbe hier zum erstenmale mit gütiger Erlaubnis der Besitzerin mit (s. Titelbild). Das Gemälde soll von Anton Graff herstammen; doch ist die Urheberschaft nicht ganz sicher. Aber immerhin verrät die ganze Auffassung und Ausführung einen feinen künstlerischen Geist. Zu bewundern ist der echt Schiller'sche Gesichtstypus des Bildes.

2) Zwei Ölgemälde, von denen Copien im Schillerhaus zu Marbach sich befinden, Vater und Mutter Schiller ebenfalls in jüngeren Jahren darstellend, besitzt Frau Kießling-Krieger in Möckmühl, die Urenkelin von Luise Schiller. Der Maler, der die Bilder gemalt hat, ist unbekannt. Eine Nachbildung derselben findet sich oben S. 16.

3) Das bekannteste Bild ist das Ölgemälde, welches Schillers Jugendfreundin, Ludovike Simanowitz geb. Reichenbach, zu Ludwigsburg im Jahr 1793 für den Dichter malte. Auch den Vater malte sie damals. S. oben S. 106. Eine etwas verfeinerte Nachbildung beider Darstellungen findet sich zuerst in den Beziehungen.

4) Ein anderes Brustbild mit Pendant des Vaters nach einer Lithographie von Gutsch und Rupp findet sich bei Wurzbach Tafel XI, margin. 2359; auch in Leixners illustrierter deutscher Litteraturgeschichte. Die Bilder wurden zuerst als Beilage von Lewalds Europa 1843 veröffentlicht. — Die Mutter, in den Fünfziger Jahren etwa stehend, zeigt ein etwas grämliches Aussehen, den Blick nach rechts. Unter ihrer Rüschenhaube, die oben mit einer Masche geziert ist,

quillt links und rechts je eine große Haarlocke hervor. Der Vater in entsprechendem Alter schaut nach links. Er trägt einen Zopf.

5) Ein weiteres sonst nicht bekanntes Bild gestochen von Weger, Leipzig, 4, erwähnt Wurzbach marg. 2372 f.

III. Anmerkungen.

S. 1. Minors Urteil bei Minor I, 17.

S. 2. Über Hovens Frau s. Hoven S. 87 — Reinwalds Ausspruch bei Christophine S. 273.

S. 5. vgl. Minor I, 9 f.

S. 6. Die Urkunde befindet sich in Marbach. — Über die adeligen Schiller s. Minor I, 5.

S. 8. Kloster Steinheim: s. Geschichte und Topographie des Marktfleckens und ehemaligen Frauenklosters Steinheim an der Murr ꝛc. v. F. A. Scholl, Pfarrer in St. — Ludwigsburg, 1826. S. 176.

S. 10. Die Notizen über die Paten ꝛc. stammen aus Marbacher Urkunden. Ich verdanke sie zumeist Herrn Stadtschultheiß Haffner daselbst. Über den Geburtstag s. unten Anmerkung zu S. 193.

S. 11. Eva Dorothea bei Weltrich S. 6. 14, vgl. S. 21.

S. 13 ff. Über Joh. Kaspar Schiller s. sein curriculum vitae in den Beziehungen und dazu Fielitz im Archiv IV, 224 ff. Außerdem: Brosin, Schillers Vater, Leipzig 1879, und E. Keller, J. K. Schillers Jugend und militärische Dienstjahre 1885 und Sauppe, Schiller und sein väterliches Haus, Leipzig 1851.

S. 18. Kabale und Liebe II, 2, vgl. meine Schrift über Schillers K. und L. Tübingen 1892, S. 11 ff.

S. 29. Christophinens Aufzeichnungen (Skizze) sind im Archiv I, 452 ff. von Boxberger mitgeteilt. Karoline von Wolzogen hat dieselben in „Schillers Leben“ zum teil in anderer Fassung zuerst benützt.

S. 31 f. Die Schilderung von Ludwigsburg ist der Beschreibung des Oberamts L. von dem Kgl. württemb. statistisch-topographischen Bureau entnommen.

S. 35 f. Der Glückwunsch ist nicht von Schiller verfaßt, sondern nur von ihm nach einem Diktat geschrieben: Minor I, 68. Unter dem Faksimile blieb leider aus Versehen diese Bemerkung weg.

S. 38 f. Über die Solitude vgl. H. Frölich, Die Solitude. Leonberg 1869. — Die Notiz über die ehemalige Amtswohnung Vater Schillers beruht auf einer Mitteilung des gegenwärtigen Schloßkastellans. — Reinwalds Schilderung: s. Christophine S. 266.

S. 50. Die Briefe des Dichters sind nach dem Text der Jonas'schen und für die späteren Jahre der sogenannten Berliner Sammlung wiedergegeben.

S. 52. Beziehungen S. 161.

S. 54. Brief an Pfranger: Christophine S. 277.

S. 55. Vater Schillers Briefe sind zumeist in den Beziehungen S. 45 ff. abgedruckt.

S. 60. Consbruchs Brief: Urlichs, Briefe an Schiller S. 58.

S. 61. Br. v. 16. Jan.: Vierteljahrschrift für Lit.-Gesch. 1893, S. 615. Vgl. übrigens Archiv IV, 242. Lottens Brief: Schiller und Lotte v. Fielitz II[3], 220.

S. 68. Der Brief der Mutter: Beziehungen 168. — Der Aufsatz von Göritz im Morgenblatt 1838 Nro. 221 ff. ist betitelt „Schiller in Jena". Vgl. Schillers Kalender S. 242.

S. 70. Der Brief an Lotte: Beziehungen, 195. Desgl. der an den Sohn: 169.

S. 71. Die beiden Briefe der Mutter an den Sohn: W. A.

S. 73. Der Brief vom 9. Sept. 1783: Bez. 162.

S. 75. Der Brief an Lotte: Bez. 166.

S. 76. Der Br. an den Sohn: Bez. 167.

S. 77. Marschall: s. Schiller-Kalender S. 271.

S. 78. „Opfer": Deutsche Rundschau 1893, S. 71. vgl. Schillers Kalender S. 288.

S. 79. Br. an Lotte: W. A.

S. 82 f. Schillers und Hovens Wohnung in Ludwigsburg ist auf eine Anregung von mir in der Schwäbischen Chronik vom 15. Februar 1894 durch O(tto) S(chanzenbach) in der Schwäb. Chronik v. 21. März d. J. endgiltig festgestellt worden. Neuestens hat auch Minor in „Über Land und Meer" Nr. 27 d. J. denselben Gegenstand behandelt. — Über die Taufe schreibt Düntzer S. 389: „Höchst rührend war es, wie die Großeltern, besonders die Mutter, die in ihrem schwarzen, noch jetzt in der Familie aufbewahrten Kleide, das Kind aus der Taufe hob, den Enkel segneten."

S. 85. Die Bäume um das Haus stehen jetzt nicht mehr.

S. 86 f. 2 Br. an Lotte: W. A.

S. 88 f. Br. an R. Stolppin: M. A., an den Sohn: W. A.

S. 94. Der Mutter Br.: W. A., Christophinens: Bez. 232.

S. 96 f. Über den Einfall der Franzosen auf der Solitude vgl. J. G. Pahl „Materialien zur Geschichte des Kriegs in Schwaben i. J. 1796." S. 565 ist daselbst in dem „Verzeichnis des Schadens, welchen das Herzogthum Wirtemberg nach geschlossenem Waffenstillstande durch Plünderung und Raub der Franzosen erlitten" verzeichnet: „Solitude. An baarem Gelde, silbernen Löffeln, Hemden, Weißzeug, Betten, Kleidern, Schuhen, Viktualien: 562 fl." Schillers wurden drei silberne Löffel, Hemden, Strümpfe, Schnupftücher und dergl. geraubt: Bez. 244.

S. 97 ff. Der Mutter Br.: W. A.

S. 101. Desgl.: W. A. Ihr Brief an Reinwald: Deutsche Rundschau 1878 (XIV Bd.) S. 482.

S. 102 f. Br. v. 9. Sept. und an Lotte: Bez. 177. 172.

S. 104. Wie viel Vater Schiller seiner Frau überließ, zeigte folgende Stelle in dem Briefe der Mutter an den Sohn v. 30. März 1795: „Das Hornvieh ist auch hoch im Preis; ich habe eine Kuh vor 5 Karolin

verkauft, weil ich es alles abschaffen will, da wir soweit entfernt von unserem Viehstall. Zwei Morgen Platz haben wir bekommen vor unsern Gebrauch, da will ich Küchengewächse pflanzen, weil ich es hier unterbringen kann bei so vielen Menschen."

S. 105 f. Br. an den Sohn: Bez. 173, 168.
S. 108. Bezieh. VI.
S. 109. Br. v. 12. Nov. 96: Bez. 187.
S. 111. Der Mutter Briefe: Bez. 192 f. 379.
S. 113. Br. der Mutter: Bez. 186.
S. 114. Desgl.: W. A.
S. 115. Br. v. 16. Febr. im Dredener Sch.-Album; Br. v. 4. April: W. A.; Br. v. 9. Dez.: M. A.
S. 116 f. Br. v. 30. März: W. A.
S. 118 ff. Sämtliche Briefe im W. A.
S. 120. Am 10. Juni 1801 schreibt die Mutter nach Weimar über Christine, sie habe keine Ruhe, „bis sie wieder bei ihren lieben Kindern wäre". Es gefiel ihr also recht gut bei Schillers.
S. 122. Br. v. 16. Febr. im Dresdener Sch.-Album.
S. 123 f. Br. v. 31. Jan. und 15. Dez. im W. A.; Br. v. 10. Dez. im M. A.
S. 125. Br. v. 22 April und Anfang 1793: Bez. 170 f. 164.
S. 126. Statt 26. Dez 1799 muß es 26. Febr. heißen: Bez. 195. — Die andern Br. im W. A.
S. 127. Br. v. 28. und 30. Okt.: Bez. 203 f.
S. 128. Br. vom (30. Jan.) 1797 im W. A.
S. 129 ff. Sämtliche Briefe ebenda.
S. 132 ff. Die Beschreibung Leonbergs nach der Oberamtsbeschreibung.
S. 134 f. Br. v. 16. Febr.: Dresden. Sch.-Alb.; Br. v. 28. März: Bez. 188; v. 12. Dez.: M. A.
S. 136. Alle Briefe im W. A.
S. 137. Br. v. 16. Mai: Bez. 189.
S. 138 ff. Alle Br. im W. A.
S. 141. Br. v. 3. Dez: Bez. 200.
S. 142 f. Br. v. 20. Juni: W. A. — Roos: Wurzbach, margin. 2369, vgl. Stuttgarter Schiller-Album S. 185.
S. 144 f. Br. v. 30. Jan. u. 20. Juni: W. A; v. 16. Febr.: Dresd. Sch.-Alb.; Christophinens Urteil: Bez. 237, 260.
S. 146 f. Die Luise macht rc.: W. A.; Br. v. 25. Okt.: M. A.
S. 148 f. Br. v. 9. Dez.: M. A.
S. 150. Wie ernstlich die Mutter den Plan der Übersiedlung nach Cleversulzbach erwog, verrät uns ein undatiertes im W. A. befindliches Blättchen an den Sohn, auf dem folgendes zu lesen ist: „Das muß ich Ihm noch schreiben wegen Seiner Büste, da ich sie vielleicht, wenn ich zu Luise ziehen sollte, nicht ohne Verletzung dahin bringen könnte,

(ob ich) sie dem Herrn Hauptmann Hoven nicht in die Verwahrung geben dürfte, denen ich die größte Freude machen würde, von der ich mich aber schmerzlich trennen würde. Was rät Er mir?" Wo mag wohl die Büste hingekommen sein? Es ist wohl dieselbe, von der oben S. 116 die Rede ist.

S. 151 f. Br. v. 4. Nov.: M. A.; v. 14. und 31. Jan.: W. A., desgl. v. 24. Nov.

S. 153 f. Br. v. 28. Jan. und 22. Okt.: M. A. — Wegen der Nachzahlungen, die Schillers Mutter zu leisten hatte, kommt noch folgende Stelle in den Beziehungen, S. 182, in Betracht. Dort schreibt die Mutter nämlich am 28. Okt. 1796 an ihren Sohn: „Es machte sich aber ein guter Freund von uns, Herr Buchhalter Spittler, der sagte, daß der selige Vater so viel eigenmächtig in die Baumschule verwendet, und dieses werde ihm alles durchstrichen."

S. 155 f. Br. v. 31. Jan. und 14. März: W. A.

S. 157 f. Br. der Mutter: Bez. 194. 198 f.

S. 159 f. Sämtliche Br. im W. A.

S. 161 f. Br. v. 28. Febr. und 5. Nov.: W. A.

S. 164. Vgl. Pahl S. 308. und 138.

S. 165. Br.: W. A.

S. 166 f. Br.: M. A.

S. 168 f. Br. v. 24. Juni: Bez. 201; v. 28. Febr. und 5. Nov.: W. A.

S. 170. Br. v. 20. Juni: W. A.

S. 171. Br. v. 26. Nov. und 10. Dez.: M. A., v. 24. Nov.: W. A.

S. 172. Mit dem Ludwigsburger Haus, in dem Schiller wohnte, ist wohl das Fischer'sche gemeint? S. oben S. 83. — Br. v. 10. Juni: W. A.; v. 28. Jan.: M. A.

S. 173. Br. v. 9. Jan.: M. A.; v. 30. Okt.: Bez. 204.

S. 174 f. Br. v. 12. Dez.: M. A.; v. 20. Dez.: W. A.; v. 8. Nov.: M. A.

S. 176 f. Sämtliche Br. im M. A., nur der Br. v. 20. Dez. im W. A.

S. 178. D. Kapf s. Schiller-Kalender S. 263. Br. an Luise: M. A.

S. 179 f. Sämtliche Br. im W. A.; Schillers Br. bei Hoven 387.

S. 182. Br. Schillers bei Hoven 388.

S. 183 f. Br. an Christophine: Bez. 206; von derselben: Bez. 274.

S. 185. Br. v. 21. April: Bez. 381.

S. 186 f. Düntzer schreibt S. 505: „Als Cotta den 8. Mai nach Leipzig durchreiste, vertraute er Lotten, er habe im Schwäbischen Merkur die Todeskunde gelesen. Auf Lottens Mitteilung erwiderte Schiller gefaßt, doch als diese den entscheidenden Brief des Schwagers (am 10.) erhielt, wagte sie nicht durch sofortige Übergabe desselben den Schmerz zu erneuern". Erst am 11. übergab sie ihm den Brief: vgl. Schiller-Kalender. Nach dieser Darstellung wundert es uns, daß Schiller in seinem Briefe an Luise vom 10. Mai es mit keiner Silbe erwähnt, daß er etwas von der Todesnachricht durch Cotta bezw. Lotte erfahren

habe. Das ist doch auffallend. Oder sollte sich die Sache anders verhalten? — Frankhs Eintrag im Totenbuch lautet nach einer gef. Mitteilung von Herrn Pfarrer Harr in Cleversulzbach also: Den 29. April nachmittags 2 Uhr starb meine Frau Schwiegermutter, weil. Frau Elisabetha Dorothea, weil Herrn Joh. Kaspar Schillers, Herzogl. Württembergischen Majors und Intendanten der Herzogl. Solitude Gemahlin an der Entzündung und wurde den 1. Mai Nachmittags 2 Uhr standesgemäß beerdiget. (Alter 69 Jahre, 4 Monat, 16 Tag).

S. 188. Br. v. 19. Mai: Bez. 383 f.

S. 189. Br. v. 14. Mai: W. A.

S. 192. Die Totenfeier am 10. Nov. 1859: Egger, Schiller in Marbach, S. 33, vgl. O. Elben, das Schillerfest in Schillers Heimath 2c., Stuttgart 1859, S. 77 f. Die andere Feier ist nach Gymnasialrektor Dr. Pressels Aufsatz in der schwäbischen Chronik vom 13. Mai 1885 wieder gegeben.

S. 193. Die Angabe auf dem Grabsteine, daß Frau Schiller am 12. Aug. 1732 geboren sei, ist falsch. Sie beruht auf einer Verwechslung mit Frau Schillers gleichnamigen Bäschen, das eben am 12. August 1732 geboren wurde, wie wir oben S. 10 erwähnt haben. Ihr Geburtstag ist vielmehr der 13. Dezember 1732. Vater Schiller giebt freilich in seinem Curriculum vitae den 14. Dezember an; aber seinem Briefe vom 13. Dezember 1790 hat er die Überschrift gegeben: Am Geburtstag der Mama. (Bez. S. 85). Desgleichen schreibt er am 15. Dez. 1792 dem Sohne, „vorgestern", also am 13., hätten sie Mamas Geburtstag gefeiert (Bez. 104). Darnach scheint es doch, daß der 13. Dez. in der Familie als „Mamas Geburtstag" gefeiert worden ist. Und das ist auch der allein richtige Tag; denn das Marbacher Geburtsregister giebt ebenfalls den 13. Dez. als Geburtstag und den 19. als Tauftag an. (Gef. Mitteilung von Herrn Stadtschultheiß Haffner in Marbach.) Auch die Angabe des Alters im Totenbuch in Cleversulzbach stimmt genau mit diesem Datum (s. oben). Es wäre nun sehr zu wünschen, daß die falsche Angabe auf dem Grabsteine getilgt bezw. verbessert würde.

S. 196. Die Notiz aus Cleversulzbach bei Boas, Nachträge zu Schillers sämtl. Werken II, 443.

S. 198. Grimms Worte stehen in seinen Goethe-Vorlesungen, 2. Aufl, S. 367 f.

S. 199. Bez. 208.

Betreffs der facsimilierten bisher überhaupt gänzlich unbekannten Urkunde aus Marbach vom 17. Febr. 1785, am Schluß des Buches, ist zu bemerken, daß Frau Schiller nichts erbte, weil der Nachlaß des verstorbenen Kodweiß überschuldet war. (Gef. Notiz von Herrn Stadtschultheiß Haffner in Marbach.)

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

Gewiß [illegible]

hin. J. Mart[illegible]

Wohlgebohrner und Hochedelgebohrne,
Hochzuehrende Hochzuverehrende Herren!

Für die gütige Nachricht von dem Ableben des gewesten Stadt-Umgelders, Johann Kodweißen, danke ich Ihnen verbindlich, und ersuche Sie, sowohl zur Publication des vorliegenden Testaments, als auch zu weitern Nothdurften, im Namen meiner Frau, jemanden zum Curatori gütig zu bestellen, wie denn sowohl dieselbe, als ich, dem Curator Begünstigung, anduch, denselben die Vollmacht ertheilen, zu handlen und zu beschließen, was denen gesezlichen Ordnungen und der allgemeinen Billigkeit gemäß ist. Nur wie die Ehre haben, uns Ihnen allergehorsamst gehorsam zu empfehlen, und in gesinnender Hochachtung zu verharren.

Euer Wohlgebohren und Hochedelgebohren

Solitüde,
den 17ten Februar 1785.

ganz ergebenste
Hauptmann Schiller
Elisabetha Dorothea Schillerin

(Dem Wohlgebohrnen und dem Hoch-
Edelgebohrnen Herrn Ober-
Amtmann, Bürgermeister und
Gericht

zu

hier. Marbach.

Dem Hochgebornen und den
Hochgebornen Herrn [illegible]
[illegible] [illegible]







